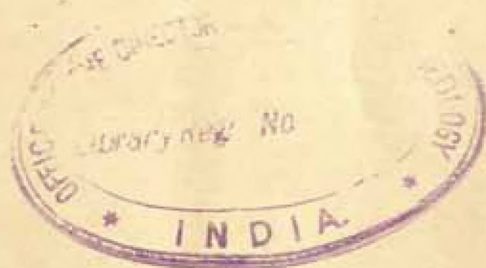
GOVERNMENT OF INDIA
ARCHÆOLOGICAL SURVEY OF INDIA
ARCHÆOLOGICAL
LIBRARY

ACCESSION NO. 31620
CALL No. 063.05/Nac

D.G.A. 79



INDIA

Nachrichten
von
der Gesellschaft der Wissenschaften
zu
Göttingen

Geschäftliche Mitteilungen
aus dem Berichtsjahr
1929/30

31620

INHALT

063.05
Nac



BERLIN
Weidmannsche Buchhandlung
1930

ENTRAL ARCHAEOLOGICAL
LIBRARY NEW DELHI
Acc. No. 31620
Date 31.5.57
Call No. 063.057 Nac



Für die Redaktion verantwortlich: H. Stille, Vors. Sekretär d. Ges. d. Wiss. für das Jahr 1929/30.
Ausgegeben am 9. August 1930.
Druck der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen.

Bericht des abtretenden Vorsitzenden Sekretärs über das Geschäftsjahr 1929/30.

Außer den beiden öffentlichen Sitzungen fanden im abgelaufenen Geschäftsjahr 15 ordentliche Sitzungen und 4 Sitzungen der Geschäftskommission statt, deren wissenschaftliches Ergebnis aus den nachstehend kurz wiedergegebenen Protokollen zu ersehen ist.

Die „Nachrichten" unserer Gesellschaft umfassen in diesem Jahre in der *Mathematisch-Physikalischen* und in der *Philologisch-Historischen Klasse* je 3 Hefte. An „Abhandlungen" wurden

a) in der *Mathematisch-Physikalischen Klasse* herausgebracht Bd. XIV, Nr. 1—2, Bd. XV, Nr. 1 und Bd. XVI, Nr. 1 der Neuen Folge, enthaltend

Schriel, Walter: Der Geologische Bau des katalonischen Küstengebirges zwischen Ebromündung und Ampurdan (Beiträge zur Geologie der westlichen Mediterrangebiete, hrsg. v. Stille, Nr. 2).

Lotze, Franz: Stratigraphie und Tektonik des keltiberischen Grundgebirges (Beiträge zur Geologie der westlichen Mediterrangebiete, hrsg. v. Stille, Nr. 3).

Kühn, Alfred und Karl Henke: Genetische und entwicklungsphysiologische Untersuchungen an der Mehlmotte Ephestia Kühniella Zeller.

Heckmann, Otto: Photographische Vermessung der Sterngruppe Coma Berenices.

b) In der *Philologisch-Historischen Klasse* sind keine Abhandlungen veröffentlicht worden.

Es wurde beschlossen, daß vom Jahre 1930 an die „Abhandlungen" nicht mehr zu Bänden zusammengefaßt werden sollen, sondern in einer „dritten Folge" einzeln und laufend durchnummeriert erscheinen.

Ferner ist beschlossen worden, daß die Einzelarbeiten der „Nachrichten" beider Klassen außer in der bisherigen Erscheinungsform auch in Sonderdrucken, die einzeln käuflich sind, herausgebracht werden. Dabei soll auch ein Abonnement auf die Arbeiten einzelner „Fachgruppen" bei stark ermäßigten Preisen möglich sein, und zwar sind an Fachgruppen vorgesehen:

I. in der *Mathematisch-Physikalischen Klasse:*
  1. Mathematik
  2. Physik, Astronomie, Technik
  3. Chemie, einschließl. Physikalische Chemie
  4. Geologie und Mineralogie
  5. Geographie und Geophysik
  6. Biologie.

II. in der *Philologisch-Historischen Klasse:*
  1. Altertumswissenschaft:
     Klassische Philologie
     Alte Geschichte
     Archäologie
     Ägyptologie
  2. Mittlere und neuere Geschichte:
     Rechtsgeschichte
     Kirchengeschichte
     Kunstgeschichte
     Wirtschaftsgeschichte
  3. Allgemeine Sprachwissenschaft u. östliche Kulturkreise:
     Semitistik
     Iranistik
     Indologie
     Slavistik
  4. Neuere Philologie und Literaturgeschichte:
     Germanisch
     Englisch
     Romanisch
     Keltisch
     Baltisch
  5. Religionswissenschaft
  6. Historische Geographie und Ethnographie.

Falls eine Arbeit auf dem Grenzgebiet von zwei oder mehreren Fachgruppen steht, wird sie allen diesen beim Abonnement nach Fachgruppen zugeteilt werden. — Die Arbeiten einer Fachgruppe bilden, nachdem ein Umfang von 12—15 Bogen erreicht ist, einen Band, zu dem Titel und Inhalt geliefert werden.

Die „Göttingischen Gelehrten Anzeigen" sind im Jahre 1929 unter der Redaktion von Herrn Dr. Joachim in 12 Heften (33 Bogen) als 191. Jahrgang erschienen.

Der Tauschverkehr der Druckschriften hat auch in diesem Geschäftsjahr weitere Fortschritte gemacht; in 35 Fällen wurde er neu angeknüpft.

Für wissenschaftliche Unternehmungen wurden folgende Summen, im Ganzen 17300 Mk., bewilligt:

a) auf *mathematisch-naturwissenschaftlichem* Gebiet:

Herrn Fritz v. Wettstein für eine botanische Forschungsreise in die Trockengebiete Südafrikas	4000 Mk.
Herrn Alfred Kühn für Vererbungsforschungen an Insekten	1000 „

b) auf *geisteswissenschaftlichem* Gebiet:

Dem Kartell der deutschen Akademien für Herausgabe der Mittelalterlichen Bibliothekskataloge	1000 „
Demselben als Beitrag zur Herausgabe der Deutschen Literaturzeitung	100 „
Demselben zur Fortführung des Deutschen Biographischen Jahrbuchs	900 „
Herrn Professor Hermann Fränkel-Göttingen zu Photographien der Handschriften des Apollonios Rhodios	500 „
Herrn Albert Brackmann für Arbeiten an der Germania Pontificia	3000 „
Herrn Hermann Thiersch für die Bearbeitung der Contorniaten der römischen Kaiserzeit . . .	800 „
Herrn Max Pohlenz zur Fortsetzung der kritischen Ausgabe von Plutarchs Moralia	500 „
Herrn Alfred Rahlfs zur Fortführung des Septuaginta-Unternehmens	5400 „
Herrn Bibliotheksdirektor Carl Wendel-Halle für Vorbereitung der Drucklegung einer Abhandlung über die Scholien des Apollonios von Rhodos	100 „

Im Personalbestand der Gesellschaft sind im abgelaufenen Geschäftsjahr folgende Veränderungen eingetreten.

Es wurden gewählt:

1. Zu Ordentlichen Mitgliedern der *Mathematisch-Physikalischen Klasse* am 22. Nov. 1929:
   Gustav Angenheister
   Viktor Moritz Goldschmidt

2. Zu Auswärtigen Mitgliedern am 22. Nov. 1929:
   a) in der *Mathematisch-Physikalischen Klasse:*
   Wilhelm Biltz in Hannover
   b) in der *Philologisch-Historischen Klasse* am 22. Nov. 1929:
   Christiaan Snouck-Hugronje in Leiden

3. Zu Korrespondierenden Mitgliedern am 22. Nov. 1929:

a) in der *Mathematisch-Physikalischen Klasse:*
Ross Granville Harrison in New Haven
Charles Schuchart in New Haven
Fritz Wüst in Düsseldorf
Arnold Eucken in Breslau
Hans von Wartenberg in Danzig
Max Wien in Jena
Oswald Veblen in Princeton

b) in der *Philologisch-Historischen Klasse:*
Felix Niedner in Eberswalde.

Die Wahlen zu 1. und 2. haben die Bestätigung des Preußischen Staatsministeriums gefunden.

Die Gesellschaft der Wissenschaften verlor durch den Tod ihre ordentlichen Mitglieder Hermann Wagner (18. 6. 1929), Richard Zsigmondy (23. 9. 1929), Karl Mirbt (26. 9. 1929) und Max Lehmann (8. 11. 1929). Sie beklagt ferner den Tod ihrer Korrespondenten Dmitrij Petrowitsch Konowalow in Leningrad, Richard Lorenz in Frankfurt a. M., Richard Heinze in Leipzig, Julius Kaerst in Würzburg und Aby Warburg in Hamburg.

Nur wenige Jahre hat der am 27. September 1929 verstorbene Kirchenhistoriker Carl Mirbt der Gesellschaft angehört. Sein reiches Leben ist auch für die Wissenschaft zu früh geendet, und unsere Gesellschaft durfte für ihre verschiedenen kirchen- und religionsgeschichtlichen Unternehmungen von ihm noch mannigfache Mitarbeit erwarten. Im Rahmen des Gegebenen betätigte er sich freudig, wie sein starkes akademisches Empfinden ganz allgemein in den Anregungen und Wirkungsmöglichkeiten unserer Gesellschaft eine neue und bedeutende Förderung erkannte. An zwei Universitäten als Rektor Vertrauensmann der Kollegen, hat er in der praktischen Arbeit die höchste Befriedigung gefunden und auch in seinen wissenschaftlichen Arbeiten zur Missionskunde, zur Geschichte des Papsttums und der katholischen Kirche stets die großen politischen Gesichtspunkte im Auge gehabt.

Max Lehmann gehörte seit 1894 unserer Gesellschaft als ordentliches Mitglied an mit einer durch innere Auseinandersetzungen bedingten Unterbrechung; und wenn auch unsere Schriften aus der ersten Zeit seiner Mitgliedschaft allerlei Spuren seiner Feder zeigen, so hielten ihn doch Arbeitsweise und Naturell von den eigentlichen Unternehmungen und Geschäften der Gesellschaft zeitlebens ferner. Dagegen wird es die Gesellschaft immer als Ehre empfinden, eine wissenschaftliche Persönlichkeit vom Range Max Lehmanns zu den ihrigen gezählt zu haben. Er reichte noch in die unmittelbare Nähe Rankes, dem er eine Zeit lang auch als

Sekretär diente. Aber sein Temperament rückte ihn von Anfang an weit ab von der weltbürgerlichen Gelassenheit und Assimilationsfähigkeit Rankes. Dazu trugen eigenes Wesen und mannigfache Erlebnisse immer neue Schärfen in diese doch wieder so liebe- und schönheitsbedürftige Seele. Eine lutherisch tief gläubige und überaus empfindliche Natur war er des höchsten Pathos und deshalb angesichts seines kritischen Ingeniums der größten Leistungen als Historiker fähig. Philologisch streng geschult, eine Weile auch Aktenpublikationen zugewandt, bewahrte er doch im Grunde immer die moralische Richtung des 18. Jahrhunderts, darin er als Berliner breit wurzelte. Daß ihm die Entwicklung der Dinge im neuen deutschen Reich zunehmend schwere Sorge auferlegte, versenkte ihn nur um so tiefer in die Zeit der Erneuerung Preußens und seiner Abkehr vom fridericianischen Staatsgedanken. Nach kritischen Anfängen hat er zuerst in der Biographie Scharnhorsts, dann in der doppelten Bearbeitung des Lebens des Freiherrn vom Stein die innerlich adäquaten Stoffe gefunden, wie denn seine Gedächtnisrede auf 1813 für ihn den Höhepunkt seines Lebens, aber auch für seine Freunde die gedrungenste und reinste Form seiner Darstellungskunst bedeutete. Der Leidenschaft seines Temperaments bewußt, schien er sich in ungelösten Spannungen manchmal zu verzehren. So konnte er nach dem Kriege mit innerer Freiheit sich bewußt den neuen Verhältnissen zuwenden. Als er am 8. Oktober 1929 starb, von längerem Siechtum wissenschaftlicher Arbeit immer ferner gerückt, war sein Leben innerlich längst ausgelöscht.

Dimitrij Petrowitsch Konowalow, der Nachfolger Mendelejews an der Universität in St. Petersburg, wurde 1881 von August Kundt in Straßburg auf Grund seiner Dissertation: Die Dampfspannungen von Flüssigkeitsgemischen, promoviert. Die Resultate dieser Arbeit haben ihn berühmt gemacht. Seine letzte Arbeit über Verbrennungswärmen der Glieder homologer Reihen veröffentlichte er 1923 in dem Journal of the Chemical Society of London. Obwohl er von 1909—1917 Minister für Gewerbe gewesen war, wurde er nach dem Umsturz dennoch zum Präsidenten der von Mendelejew begründeten physikalisch-technischen Reichsanstalt bestimmt.

Richard Lorenz wurde geboren im Jahre 1863. Seine Hauptarbeiten betreffen die geschmolzenen Salze, ihre Elektrolyse, ihre Gleichgewichte mit flüssigen Metallen und die Aussendung von Metallmolekeln in flüssige Salze.

Mit Begeisterung und Hingabe hat er geforscht, erfreut und gehoben haben seine Resultate.

Der Göttinger Hochschule, in der er zum Forscher heranreifte, hat er stets treue Anhänglichkeit bewahrt; besondere Genugtuung gewährte ihm die Zugehörigkeit zu unserer Gesellschaft der Wissenschaften.

Am 22. August starb auf der Heimkehr von einer Erholungskur in den Alpen Richard Heinze, korrespondierendes Mitglied unsrer Gesellschaft seit 1917, einer der bedeutendsten Latinisten unsrer

Zeit. Geboren 1867 als Sohn des Leipziger Philosophen Max Heinze hatte er schon auf dem Gymnasium der Heimatstadt eine vorzügliche sprachliche Schulung sich erworben und sie und seine stark ästhetischen Interessen in zweijährigem Studium auf der heimischen Universität vertieft. Entscheidend für ihn ward, daß er dann zwei weitere Jahre nach Bonn ging, um Hermann Useners und Franz Büchelers Schüler zu werden. Dem glänzenden Doktorexamen folgte ein weiteres Studiensemester in Berlin, wo er Theodor Mommsen nahetreten durfte. Hatte die Doktorabeit über die Satiren des Horaz noch mehr unter Büchelers Anregung gestanden, so stand unter derjenigen Useners die große Schrift über Xenokrates, mit der er sich nach einer kurzen Südlandsfahrt in Straßburg habilitierte, ebenso wie der bald folgende Kommentar zum dritten Buch des Lukrez. Neben den Einfluß der beiden Bonner Meister trat jetzt der des Straßburgers Georg Kaibel, und von höchster Bedeutung ward, daß ihm schon früh die Aufgabe ward, Adolf Kießlings kommentierte Horazausgabe weiter zu führen. In den immer neuen Auflagen und Umgestaltungen durchzieht sie Heinzes ganzes Leben. Wenig später widmete er dem zweiten, noch mächtigeren augusteischen Dichter Vergil ein in Zielsetzung und Methode neues, hochbedeutsames Buch 'Vergils epische Kunst', und eine Reihe feiner Aufsätze, z. B. über Petron und sein Verhältnis zum griechischen Roman, bekundete die Weite und Vielseitigkeit seiner Studien.

Trotz der staunenswert reichen literarischen Leistung und und dem starken Lehrerfolg dauerte die Privatdozentenzeit für ihn ungewöhnlich lange und führte zunächst nur zu einem Extraordinariat in Berlin. Erst im Jahre 1903 erhielt er die ordentliche Professur in Königsberg und 7 Semester später in Leipzig, seiner Heimatstadt, wo er noch 23 Jahre, zuletzt freilich durch Krankheit etwas behemmt, mit eiserner Pflichttreue und reichem Erfolg sich der Wissenschaft, den Arbeiten seiner Schüler, den Pflichten der Redaktion des „Hermes“, den mancherlei Aufgaben und Ehrenämtern der Universität und seines Faches widmete. Die Verbindung ausgebreitetster Sprachkenntnis und feinsten Stilempfindens, die Freude am Analysieren von Form und Technik und scharfe Interpretationskunst waren zunächst für sein Schaffen bezeichnend; aber er drang allmählich darüber hinaus. In Sprache und Recht und der Eigenart des Empfindens suchte er durch die hellenisierte Oberschicht zu dem Eigensten der römischen Psyche durchzudringen und den Grund der Größe des römischen Volkes und Staates zu erfassen. Als letztes Einzelwerk hätten wir von ihm eine gerechte Darstellung der Entwicklung Ciceros als Schriftsteller, Staatsdiener und Mensch erhoffen dürfen.

Am 3. Januar 1930 verstarb in Würzburg der Professor der alten Geschichte Julius Kaerst (korrespondierendes Mitglied der Gesellschaft seit 1927). Damit ist ein äußerlich stilles, innerlich reiches und ertragvolles Gelehrtenleben zu Ende gegangen, ein Mann von uns geschieden, der sein Land, seine Studenten und

seine Wissenschaft über alles liebte und dem wenig daran lag und dem es selten begegnete, daß Kongresse, Körperschaften oder andere Organe breiterer Öffentlichkeit ihn ins Licht setzten. Im Jahre 1857 als Pfarrerssohn in Gräfentonna in Thüringen geboren, besuchte er das Gymnasium zu Gotha, studierte in Jena und Berlin und wurde bescheiden Oberlehrer an seiner alten Schule. Erst als Vierzigjähriger und weil die Gesundheit es forderte, hat er den Schuldienst aufgegeben, sich in Leipzig habilitiert, wo er 1902 Extraordinarius wurde, um 1903 als Ordinarius nach Würzburg zu gehen.

Ein großes Forschungsgebiet hat ihn dauernd gefesselt, so oft er Seitenblicke auf andere Materien warf: der Hellenismus. In langsamem Ausreifen hat er die Zeit Alexanders d. Gr. und die als Folge des Alexanderzuges erblühende Kultur dargestellt, Politik und Wirtschaft nicht vernachlässigend, aber doch, wie es seinem Wesen entsprach, das Denken, den Glauben, die geistige Struktur vor allem betonend. Das klirrende Pathos der Diadochen, die gewaltige äußere Arbeit der Dynastien, die in Krieg und Frieden mit harten Hammerschlägen die Herrschaft des weißen Mannes im Orient aufgerichtet haben, lockte ihn wenig; aber was die Menschen meinten und fühlten, dem ging er liebevoll nach und er fand in Wort und Schrift die Kunst, das dem darstellenden Historiker Schwerste zu leisten, die eigentlich erst hinter allen Worten beginnende Atmosphäre einer Zeit dem Schüler und dem Leser lebendig zu machen. Daß diese Geschichte des Hellenismus eine zweite Auflage erlebte, war sein berechtigter Stolz.

Am 26. Oktober 1929 starb in Hamburg Aby Warburg. Er hat seinen Ausgang von der Kunstgeschichte genommen und hat sich ihr bis ans Ende verbunden gefühlt. Aber sein Weg hat über sie hinausgeführt, und die Schöpfung, die seinem Namen Dauer geben wird, das Werk, dem seit Jahrzehnten seine geistige und materielle Kraft ganz gewidmet war, und das unter seiner planvollen Leitung zu einer wahrhaften Akademie gediehen ist, heißt nach seinem Willen: die kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg in Hamburg.

Schon in der Arbeit, mit der der reife Student 1891 promovierte, nachdem er in München, Bonn und Straßburg Kunstgeschichte und Archäologie mit gleichem Eifer betrieben hatte und in Bonn in Hermann Useners Bannkreis gezogen worden war, zeigte sich der Drang, die Grenzen der Kunstgeschichte gegenüber dem damals Üblichen zu erweitern; denn es handelte sich in ihr nicht um Künstlerbiographie und Stilkritik, sondern um eine inhaltliche Untersuchung auf breiter kultur- und literargeschichtlicher Grundlage. Und schon war in dieser Schrift über Boticellis „Geburt der Venus" und „Frühling" die Frage gestellt, die Warburg seitdem nicht wieder losgelassen, die ihn im Laufe der Jahre in damals noch nicht zu ahnende Weiten geführt hat: was dem Menschen der Frührenaissance zunächst, was dem Mittelalter und der neueren Zeit überhaupt die Antike gewesen sei. Die überraschende Antwort, die sich aus Botticellis Bildern und

ihren literarischen Parallelen ergab — nicht Führerin zu Ruhe und Gleichmaß im Sinne Winckelmanns, sondern zu äußerer Bewegtheit und innerer Erregtheit! — hat in den weiteren Arbeiten Warburgs und seines Kreises vielfältigen Nachhall erfahren. Wie die neue Leidenschaft in Stoffwahl und Formenausdruck in der italienischen Kunst des späten 15. Jahrhunderts durch antike Vorbilder erweckt und alsbald von der Kunst des Nordens — durch Dürer — aufgenommen worden ist, wie die Nachtgestalten des Altertums, Dämonen und schicksalbestimmende Gestirne, oft auf weiter Wanderung durch den Orient, über Spanien und England, der Renaissance zugeführt worden sind, wie die Astrologie in Bild und Schrift die Gemüter der Menschen des 15. und 16. Jahrhunderts diesseits und jenseits der Alpen beunruhigt hat, dafür hat Warburg eine Fülle neuer Quellen erschlossen, das hat er in ihrer eindringlichsten Interpretation zum lebendigen Inhalt unserer Geschichtsvorstellung werden lassen.

Für die Kunstgeschichte gewann er aus solchen weit ausgreifenden Studien die Deutung bislang unerklärter oder mißverstandener Werke wie der astrologischen Wandbilder im Palazzo Schifanoja in Ferrara oder von Dürers „Melancholie“. Kultur- und Religionsgeschichte verdanken seinem psychologischen Scharfblick die Erkenntnis wechselseitiger Durchdringung antiken Dämonen- und Sternenglaubens und christlicher Gesinnung und Lebensauffassung bei den großen Florentinern der Frührenaissance ebenso gut, wie in den Kreisen der deutschen Reformation.

Es ist nun das Besondere an Warburgs wissenschaftlicher Lebensarbeit, daß er ein geschichtliches Problem, das sich ihm auf Grund persönlichster Veranlagung und eines ganz besonderen Bildungsganges erschlossen hatte, zum Kern und Mittelpunkt einer großen wissenschaftlichen Arbeitsorganisation hat werden lassen.

Die „Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg“ ist ja nicht nur eine Büchersammlung von gleich musterhafter Auswahl wie Anordnung, die unter dem Grundgedanken des „Nachlebens der Antike“ steht; in ihr hat sich ein Kreis von Forschern zusammengeschlossen: von Kunsthistorikern, Philologen, Philosophen und Religionswissenschaftlern, die bisher mit Warburg zusammen jenes Problem verfolgt haben und es fortan in seinem Geiste weiter verfolgen werden. Wem irgendwie diese Frage Lebensfrage ist, der findet in der Bibliothek Warburg Belehrung und wird zugleich herangezogen, ihr zu dienen. Seit Jahren werden hier von Hamburgern und auswärtigen Gelehrten aus den verschiedensten Disziplinen Vorträge gehalten und im Druck verbreitet. Daneben erscheinen nun schon in stattlicher Folge als „Studien der Bibliothek Warburg“ umfassendere Untersuchungen, zu denen wiederum Warburg die Parole gegeben hat.

Die Wirkung, die von Warburg ausgegangen ist und lange nachhalten wird, beruht nicht nur auf der Kraft seiner Intelligenz und der Fruchtbarkeit seines wissenschaftlichen Lebensgedankens: sie wächst aus dem Innersten der Persönlichkeit, aus dem starken

Ethos seiner Natur, aus der werbenden und bezwingenden Kraft eines unablässig ringenden Wahrheitssuchers.

Aby Warburg hat unserer Gesellschaft nur wenige Jahre angehört und es ist nicht mehr zu einer eigentlichen Zusammenarbeit zwischen ihm und uns gekommen. Aber durch mannigfachen geistigen Güteraustausch und nahe persönliche Beziehungen war er mit mehreren unserer Mitglieder und mit anderen Angehörigen unserer Universität verbunden, und wir hoffen auf einen weiteren fruchtbringenden Verkehr zwischen Göttingen und der Bibliothek Warburg, deren Weiterbestehen und Weiterarbeit in seinem Sinne gesichert sind.

Bei der Kartelltagung der deutschen Akademien am 13. April 1929 in Heidelberg, bei der 100 Jahrfeier des Deutschen Archäologischen Instituts zu Berlin, der Jahrhundertfeier der Technischen Hochschule zu Stuttgart und bei der vom 14.—16. November 1929 stattgehabten Jahresversammlung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft war die Gesellschaft durch einen oder durch beide Sekretäre vertreten.

Auf Grund einstimmiger Wahl beider Klassen wurde der bisherige Sekretär der Philologisch-Historischen Klasse, Herr Hermann Thiersch, nach Ablauf seiner Amtszeit auf weitere 6 Jahre durch das Preußische Staatsministerium zum Sekretär der Philologisch-Historischen Klasse der Gesellschaft ernannt.

Verzeichnis der im Jahre 1929/30 abgehaltenen ordentlichen und öffentlichen Sitzungen und der darin gemachten wissenschaftlichen Mitteilungen.

Öffentliche Sitzung am 4. Mai 1929.

Gedächtnisreden:
von W. Bauer auf Mark Lidzbarski,
von U. Kahrstedt auf Karl Julius Beloch.

Ordentliche Sitzung am 17. Mai 1929.

A. Windaus legt vor: A. Windaus, K. Westphal, F. v. Werder und O. Rygh, Einige Beobachtungen über die Ultraviolettbestrahlung des Ergosterins. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1929 Heft 1.)

M. Pohlenz, Kallimachos' Antwort an die Kritik. (Nachr. Phil.-Hist. Kl. 1929 Heft 2.)

Graf Vitzthum, Zu Giotto's „Navicella". (Aus der Festschrift für Paul Schubring.)

R. Reitzenstein legt vor: H. Fränkel-Göttingen, Die handschriftliche Überlieferung der Argonautica des Apollonios von Rhodos. (Nachr. Phil.-Hist. Kl. 1929 Heft 2.)

Ordentliche Sitzung am 31. Mai 1929.

E. Landau legt vor: O. Perron-München, Über die Picard-Landau'schen Sätze. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1929 Heft 1.)

H. Stille, Geologie der Kriegsschauplätze 1914/18, Heft 7: Artois und Hennegau. (Berlin 1929, Gebr. Bornträger.)

U. Kahrstedt, Bericht über seine Reise in Attika, Frühjahr 1929.

Ordentliche Sitzung am 14. Juni 1929.

A. Kühn legt vor: Über den Farbensinn der Tintenfische und ihre Anpassung an die Färbung des Untergrundes. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1930 Heft 1.)

R. Pohl legt vor: R. Hilsch und R. Pohl, Die ersten ultravioletten Eigenfrequenzen einfacher Kristalle. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1929 Heft 2.)

E. Schröder macht Mitteilungen über seine letzten Bibliotheksreisen.

L. Morsbach legt vor: Umschriften angelsächsischer Urkunden in einer Pergamentrolle des späteren 13. Jahrhunderts. (Aus Festschrift für Max Förster, Leipzig 1929.)

Ordentliche Sitzung am 28. Juni 1929.

M. Born legt vor: O. Heckmann und H. Siedentopf-Göttingen, Zur Bestimmung der Helligkeitsverteilung auf der Sonnenscheibe. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1929 Heft 2.)

R. Pohl legt vor: A. Smakula-Göttingen, Über den Einfluß von Fremdionen auf die photochemischen Vorgänge in Alkalihalogeniden. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1929 Heft 2.)

K. Brandi legt vor: H. Pröve, Dorf und Gut im alten Herzogtum Lüneburg. Göttingen 1929. (Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas Niedersachsens, Heft 11.)

Ordentliche Sitzung am 12. Juli 1929.

A. Peter zeigt eine Anzahl meist neuer afrikanischer Pflanzenarten in blühendem Zustande.

J. Franck berichtet über Arbeiten betreffend den elektrischen Durchschlag durch Gase (gemeinsam mit A. v. Hippel-Göttingen.)

M. Born legt vor: G. Rumer-Moskau, Über eine Erweiterung der allgemeinen Relativitätstheorie. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1929, Heft 2.)

E. Schröder legt vor: Kritische Epilegomena zu einer Ausgabe neuer Rittermären. (Für die Nachr. Phil.-Hist. Kl.)

Ordentliche Sitzung am 26. Juli 1929.

E. Schröder legt vor: Br. Krusch-Hannover, Studien zur fränkischen Diplomatik. I.: Der merowingische Königstitel. (Für die Nachr. Phil.-Hist. Kl.)

H. Fuchs legt vor: Über das parahyoideum der anuren Amphibien und Crossopterygien. (Erscheint im Morpholog. Jahrbuch 1929.)

F. v. Wettstein legt vor: Weitere Untersuchungen über Vererbung im Kern und Plasma bei Moosen. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1929 Heft 2.)

R. Courant legt vor: v. d. Waerden-Groningen, Spinoranalyse. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1929 Heft 2.)

Ordentliche Sitzung am 1. November 1929.

R. Unger überreicht Gesammelte Studien I und II. (Aus „Neue Forschungsarbeiten zur Geistesgeschichte der germanischen und romanischen Völker“, herausgegeben von H. Hecht, F. Neumann, R. Unger, Band I und II. Berlin 1929.)

E. Landau legt vor: W. Weber-Göttingen, Bemerkungen zur arithmetischen Theorie der binären quadratischen Formen. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1929, Heft 2.)

E. Hermann, Lautveränderungen in der Individualsprache einer Mundart. (Nachr. Phil.-Hist. Kl. 1929 Heft 3.)

Öffentliche Sitzung am 9. November 1929.

A. Windaus spricht „Über Sterine und das antirhachitische Vitamin“.

Ordentliche Sitzung am 22. November 1929.

E. Schröder berichtet über zwei weitere Bibliotheksreisen.

Ausw. Mitglied J. Reinke hat eingesandt: Beiträge zur Kenntnis der Psychologie der Hauskatze. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1929 Heft 2.)

E. Hermann legt vor: Herkunft und Alter der deutschen Buchstabennamen. (Nachr. Phil.-Hist. Kl. 1929 Heft 3.)

A. Peter legt vor: Über die ostafrikanischen Araceen. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1929 Heft 3.)

Ordentliche Sitzung am 6. Dezember 1929.

Korr. Mitgl. C. Appel-Breslau hat eingesandt: Textkritik und Erklärung des Bertran von Born, I. (Nachr. Phil.-Hist. Kl. 1929 Heft 3).

A. Windaus legt vor: Über die Lage der Doppelbindungen im Ergosterin und seinen Umwandlungsprodukten. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1929 Heft 3.)

G. Tammann legt vor: Palladium-Wasserstoff und Chrom-Stickstoff (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1929 Heft 3) und spricht sodann über die Bildung des Gletscherkorns.

Ordentliche Sitzung am 20. Dezember 1929.

R. Pohl legt vor: H. Fesefeldt und Z. Gyulai-Göttingen, Über die Absorptionsspektren der Silber- und Kupferhalogenidkristalle. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1929 Heft 3.)

E. Landau legt vor: J. Levitzki-Tel-Aviv, Über vollständig reduzible Ringe. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1929 Heft 3.)

H. Stille legt vor: F. Lotze-Göttingen, Überschiebungs-, Abscherungs- und Zerrungstektonik bei der Osningfaltung. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1929 Heft 3.)

A. Windaus legt vor: A. Butenandt-Göttingen, Die Darstellung des Sexualhormons. (Für die Nachr. Math.-Phys. Kl.)

Ordentliche Sitzung am 10. Januar 1930.

H. Thiersch, Das „verschollene" Bildnis Leonhard Eulers. Vorläufige Mitteilung. (Für die Nachr. Phil.-Hist. Kl.)

E. Schröder legt vor: Friedrich Techen, Geschichte der Seestadt Wismar. Wismar 1929.

E. Landau, Über einen Milloux'schen Satz. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1930 Heft 1.)

Ordentliche Sitzung am 24. Januar 1930.

A. Rahlfs berichtet zusammen mit Herrn Studienrat Möhle über die Expedition des Septuaginta-Unternehmens nach dem Athos, Athen, Patmos und Konstantinopel.

E. Landau legt vor: G. Polya-Zürich, Über das Vorzeichen des Restgliedes im Primzahlsatz. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1930 Heft 1.)

M. Pohlenz legt vor: R. Philippson-Magdeburg, Neues über Epikur und seine Schule (Fortsetzung). (Nachr. Phil.-Hist. Kl. 1930 Heft 1.)

R. Courant legt vor: F. Rellich-Göttingen, Ein Satz über mittlere Konvergenz. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1930 Heft 1.)

Herb. Meyer, Die rote Fahne. (Erscheint in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. 1930.)

Ordentliche Sitzung am 7. Februar 1930.

E. Landau legt vor: O. Perron-München, Über ein vermeintliches Stabilitätskriterium. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1930 Heft 1.)

Derselbe: Berichtigung zu meiner Note über die Picard-Landau'schen Sätze. (Für die Nachr. Math.-Phys. Kl.)

M. Born überreicht: M. Born und P. Jordan, Elementare Quantenmechanik. Berlin 1930.

E. Schröder legt vor: C. Appel-Breslau, Beiträge zur Textkritik der Lieder Bertrans von Born, II (Schluß). (Nachr. Phil.-Hist. Kl. 1930 Heft 1.)

Herb. Meyer, „Liturgisches" Erbrecht. (Erscheint in Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germ. Abt., 1930.)

H. Stille legt vor: W. Schriel-Berlin, Sierra Demanda und Montes Obarenes. (Abhandl. Math.-Phys. Kl. XVI, 2 als Heft 4 der „Beiträge z. Geologie der westlichen Mediterrangebiete".)

Ordentliche Sitzung am 21. Februar 1930.

H. Stille legt vor: C. Hahne-Aachen, Die keltiberischen Ketten zwischen Teruel-Becken und Mittelmeer. (Abhandl. Math.-Phys. Kl. XVI, 3 als Heft 5 der „Beiträge z. Geologie der westlichen Mediterrangebiete".)

W. Meinardus:

1. Arktische Böden. (Aus Handbuch der Bodenkunde, III.)
2. Verteilung der Beleuchtung in den Polargebieten. (Aus Geogr. Anzeiger. 1930.)

R. Courant legt vor: v. Kármán-Aachen, Über mechanische Ähnlichkeit und Theorie der Turbulenz. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1930 Heft 1.)

L. Morsbach, Frühe Ablaßfälschungen in England. (Aus Englische Studien, Band 64.)

J. Binder überreicht: *Die Idee des ewigen Friedens.* Berlin 1930.

A. Windaus, Einige weitere Erfahrungen über das bestrahlte Ergosterin. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1930 Heft 1.)

Ordentliche Sitzung am 7. März 1930.

L. Morsbach, Probleme der neuenglischen Schriftsprache in ihrer Frühzeit. (Erscheint in der Jespersen-Festschrift und im Beiblatt zur Anglia, 1930.)

M. Born und J. Franck, Beitrag zum Problem der Adsorptionskatalyse. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1930, Heft 1.)

J. Franck legt vor: H. Kienle-Göttingen, Zur Temperaturbestimmung der Fixsterne. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1930, Heft 1.)

K. Brandi überreicht und legt vor:

1. Topographische Landesaufnahme des Kurfürstentums Hannover 1764—84, 5. Lief.
2. V. Bibl-Wien, Maximilian II., der rätselhafte Kaiser. 1930. (Erscheint in den Gött. gel. Anzeigen.)

H. Stille legt vor: G. Richter-Göttingen, Die Iberischen Ketten zwischen Jalón und Demanda. (Für die Abhandl. Math.-Phys. Kl. XVI, 3.)

Ordentliche Sitzung am 21. März 1930.

E. Schröder, Reimstudien III: sol-wol. (Für die Nachr. Phil.-Hist. Kl.)

E. Sieg legt vor: R. Fick, Kielhorns Handschriften-Sammlung in der Universitätsbiliothek Göttingen. (Nachr. Phil.-Hist. Kl. 1930, Heft 2.)

K. Brandi überreicht: Gegenreformation und Religionskriege. („Deutsche Reformation und Gegenreformation“, Band II. Leipzig 1930.)

Verzeichnis der Mitglieder der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen Ende März 1930.

Sekretäre.

Mathematisch-Physikalische Klasse: Hans Stille, seit 1925 (z. Z. Vorsitzender Sekretär).

Philologisch-Historische Klasse: Hermann Thiersch, seit 1924.

Ehren-Mitglieder.

Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff, Exzellenz, in Berlin-Westend, seit 1918. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1892, auswärtiges Mitglied seit 1897.)

Theodor Nöldeke in Karlsruhe i. B., seit 1918. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1864, auswärtiges Mitglied seit 1883.)

Sven von Hedin in Stockholm, seit 1918.

Friedrich Schmidt-Ott, Exzellenz, in Berlin, seit 1919.

Georg Dehio in Tübingen, seit 1926.

Ordentliche Mitglieder.

Mathematisch-Physikalische Klasse.

Gottfried Berthold, seit 1887.

Albert Peter, seit 1889.

Otto Wallach, seit 1890.

David Hilbert, seit 1895.

Otto Mügge, seit 1909.

Gustav Tammann, seit 1910.

Georg Elias Müller, seit 1911.

Paul Jensen, seit 1914.

Ludwig Prandtl, seit 1914.

Edmund Landau, seit 1914.

Hans Stille, seit 1916, z. Zt. Sekretär.

Adolf Windaus, seit 1918.
Robert Pohl, seit 1921.
Wilhelm Meinardus, seit 1921.
Hugo Fuchs, seit 1921.
Max Born, seit 1921.
James Franck, seit 1921.
Alfred Kühn, seit 1921.
Richard Courant, seit 1925.
Gustav Herglotz, seit 1927. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1925.)
Fritz von Wettstein, seit 1928.
Gustav Angenheister, seit 1929. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1926.)
Viktor Moritz Goldschmidt, seit 1929. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1928.)

Philologisch-Historische Klasse.

Ferdinand Frensdorff, seit 1881.
Lorenz Morsbach, seit 1902.
Edward Schröder, seit 1903. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1894, Sekretär von 1917 bis 1924.)
Friedrich Andreas, seit 1904.
Karl Brandi, seit 1909.
Richard Reitzenstein, seit 1914. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1904.)
Max Pohlenz, seit 1916.
Alfred Rahlfs, seit 1918.
Eduard Hermann, seit 1918.
Hermann Thiersch, seit 1919, z. Zt. Sekretär.
Emil Sieg, seit 1921.
Georg Graf Vitzthum, seit 1921.
Herbert Meyer, seit 1921.
Georg Misch, seit 1923.
Ulrich Kahrstedt, seit 1923.
Alfons Hilka, seit 1925.
Walter Bauer, seit 1925.
Hermann Kees, seit 1927.
Julius Binder, seit 1929.
Hermann Unger, seit 1929.
Georg Wobbermin, seit 1929.

Auswärtige Mitglieder.

Mathematisch-Physikalische Klasse.

Friedrich Becke in Wien, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1904.)

Wilhelm Biltz in Hannover, seit 1929. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1924.)

Niels Bohr in Kopenhagen, seit 1923. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1921.)

Woldemar Brögger in Oslo, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1902.)

Karl Correns in Berlin-Dahlem, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1923.)

Peter Debye in Leipzig, seit 1920. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1916.)

Erich von Drygalski in München, seit 1927.

Walter von Dyck in München, seit 1914.

Albert Einstein in Berlin, seit 1923. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1915.)

Karl von Goebel in München, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1902.)

Fritz Haber in Berlin, seit 1927. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1918.)

Arthur Hantzsch in Leipzig, seit 1926.

Godfrey Harold Hardy in Oxford, seit 1928. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1921.)

Johannes Hartmann in La Plata, seit 1926. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1914.)

Wolfgang Heubner in Heidelberg, seit 1929. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1921.)

Frederick Gowland Hopkins in Cambridge, seit 1928.

Alexander v. Karpinski in Leningrad, seit 1926. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1892.)

Karl von Linde in München, seit 1918.

Ernst Lindelöff in Helsingfors, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1921.)

Robert Millikan in Pasadena (Californien), seit 1926.

Thomas H. Morgan, New York, in Pasadena, seit 1928.

Walter Nernst in Berlin, seit 1905. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1898.)

Friedrich Paschen in Berlin, seit 1924. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1918.)

Max Planck in Berlin, seit 1918. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1901.)

Josef Pompeckj in Berlin, seit 1913. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1911.)

Johannes Reinke in Preetz i. Holst., seit 1885. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1882.)

Fritz Rinne in Leipzig, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1911.)

Ernst Rutherford in Cambridge, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1906.)

Adolf Schmidt in Gotha, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1917.)

Charles Scott Sherrington in Oxford, seit 1906.

Arnold Sommerfeld in München, seit 1924. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1917.)

Josef John Thomson in Cambridge, seit 1911.

Emil Warburg in Berlin, seit 1924. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1887.)

Richard v. Wettstein in Wien, seit 1928.

Richard Willstätter in München, seit 1920. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1910.)

Philologisch-Historische Klasse.

Karl von Amira in München, seit 1922.

Alfred Bertholet in Berlin, seit 1928. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1919.)

Petrus Johannes Blok in Leiden, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1906.)

Franz Ehrle in Rom, seit 1901.

Adolf Erman in Berlin-Dahlem, seit 1919. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1888.)

Ernst Fabricius in Freiburg i. B., seit 1929.

Karl Florenz in Hamburg, seit 1925.

Ernst Heymann in Berlin, seit 1925.

Hermann Jacobi in Bonn, seit 1918. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1894.)

Adolf Jülicher in Marburg, seit 1923. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1894.)

Paul Kehr in Berlin-Dahlem, seit 1916. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1895.)

Axel Kock in Lund, seit 1924. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1902.)

Bruno Krusch in Hannover, seit 1921. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1911.)

Otto Lenel in Freiburg i. B., seit 1929.

Enno Littmann in Tübingen seit 1917. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1913, ordentl. Mitglied seit 1914, Sekretär 1915—1917.)

Heinrich Maier in Berlin-Wilmersdorf, seit 1918. (Zuvor ordentliches Mitglied seit 1918.)

Giovanni Mercati in Rom, seit 1923. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1901.)

Arnold Oscar Meyer in München, seit 1929. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1923.)

Eduard Meyer in Berlin-Lichterfelde, seit 1921. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1895.)

Gerold Meyer von Knonau in Zürich, seit 1914.

Karl Müller in Tübingen, seit 1923. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1899.)

Oswald Redlich in Wien, seit 1920.

August Schmarsow in Leipzig, seit 1923.

Wilhelm Schulze in Berlin, seit 1902. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1898.)

Eduard Schwartz in München, seit 1909. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1902.)

Kurt Sethe in Berlin, seit 1924. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1914.)

Eduard Sievers in Leipzig, seit 1920.

Christian Snouck-Hugronje in Leiden, seit 1929.

Ulrich Stutz in Berlin, seit 1925.

Jacob Wackernagel in Basel, seit 1914. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1901, ordentl. Mitglied seit 1902, Sekretär 1913—1915.)

Ulrich Wilcken in Berlin-Westend, seit 1921.

Theodor von Zahn in Erlangen, seit 1913.

Korrespondierende Mitglieder.

Mathematisch-Physikalische Klasse.

Paul Alexandroff in Moskau, seit 1928.

Karl von Auwers in Marburg, seit 1920.

George Barger in Edinburgh, seit 1928.

Charles Barrois in Lille, seit 1901.

Louis Agricola Bauer in Washington, seit 1906.

George D. Birckhoff in Cambridge Mass., seit 1922.

Max Bodenstein in Berlin, seit 1924.

Harald Bohr in Kopenhagen, seit 1925.
Wilhelm Bornhardt in Clausthal, seit 1928.
Josef Boussinesq in Paris, seit 1886.
Alexander von Brill in Tübingen, seit 1888.
Egbertus Brouwer in Amsterdam, seit 1918.
Constantin Carathéodory in München, seit 1919.
Guido Castelnuovo in Rom, seit 1923.
Ernst Cohen in Utrecht, seit 1925.
Otto Diels in Kiel, seit 1928.
Paul Ehrenfest in Leiden, seit 1927.
Otto H. Erdmannsdörffer in Heidelberg, seit 1925.
Arnold Eucken in Breslau, seit 1929.
Hans v. Euler-Chelpin in Stockholm, seit 1925.
Leopold Fejér in Budapest, seit 1917.
Hans Fischer in München, seit 1926.
Fritz Foerster in Dresden, seit 1921.
Robert Fricke in Bad Harzburg, seit 1904.
Antonio de Gregorio-Rocasolano in Zaragoza, seit 1924.
Otto Hahn in Berlin-Dahlem, seit 1924.
Ross Granville Harrison in New Haven, seit 1929.
Erich Hecke in Hamburg, seit 1918.
Oskar Hecker in Jena, seit 1919.
Karl Heider in Berlin, seit 1922.
Richard von Hertwig in München, seit 1910.
Friedrich Heussler in Dillenberg-Isabellenhütte, seit 1926.
Wladimir Nicolajewitsch Ipatjew in Leningrad, seit 1923.
Alexander Joffé in Leningrad, seit 1924.
Arrien Johnsen in Berlin, seit 1924.
Erich Kallius in Heidelberg, seit 1919.
Theodor von Kármán in Aachen, seit 1925.
Ludwig Kiepert in Hannover, seit 1882.
Martin Knudsen in Kopenhagen, seit 1919.
Paul Koebe in Leipzig, seit 1915.
Wladimir Koeppen in Graz, seit 1925.
Eugen Korschelt in Marburg, seit 1918.
Walter Kossel in Kiel, seit 1924.
Franz Kossmat in Leipzig, seit 1925.
Friedrich Küstner in Mehlem, seit 1917.
Nikolai Semenowitsch Kurnakow in Leningrad, seit 1923.
Rudolf Ladenburg in Berlin, seit 1928.
Paul Langevin in Paris, seit 1911.
E. Ray Lankester in London, seit 1901.

Max von Laue in Berlin, seit 1921.
Tullio Levi-Civita in Rom, seit 1921.
Ferdinand Lindemann in München, seit 1882.
John Littlewood in Cambridge, seit 1925.
Erwin Madelung in Frankfurt a. M., seit 1923.
Rudolf Magnus in Utrecht, seit 1922.
Johannes Meisenheimer in Leipzig, seit 1921.
Lisa Meitner in Berlin-Dahlem, seit 1926.
Hans Horst Meyer in Wien, seit 1922.
Gustav Mie in Freiburg i. Br., seit 1921.
Carl Neuberg in Berlin-Dahlem, seit 1921.
Paul Niggli in Zürich, seit 1924.
Carl Wilhelm Oseen in Upsala, sei 1923.
William F. Osgood in Cambridge Mass., seit 1922.
Wilhelm Ostwald in Großbothen bei Leipzig, seit 1901.
William Henry Perkin (jun.) in Oxford, seit 1906.
Edmond Perrier in Paris, seit 1901.
Oskar Perron in München, seit 1928.
Alfred Pringsheim in München, seit 1904.
Santiago Ramon y Cajal in Madrid, seit 1906.
Ludwig Rhumbler in Hann.-Münden, seit 1927.
Gerhard Schott in Hamburg, seit 1925.
Friedrich Schottky in Berlin-Steglitz, seit 1911.
Hubertus Schreinemakers in Leiden, seit 1913.
Charles Schuchart in New Haven, seit 1929.
Issai Schur in Berlin, seit 1919.
Jakob Johannes Sederholm in Helsingfors, seit 1922.
Manne Siegbahn in Upsala, seit 1922.
Hans Spemann in Freiburg i. Br., seit 1923.
Johannes Stark in Ullersricht b. Weiden, seit 1913.
Alfred Stock in Karlsruhe, seit 1925.
Theodor Svedberg in Upsala, seit 1925.
Geofrey Ingram Taylor in Cambridge, seit 1925.
Emil Tietze in Wien, seit 1911.
Wilhelm Trendelenburg in Berlin, seit 1928.
Oswald Veblen in Princeton, seit 1929.
Vito Volterra in Rom, seit 1906.
Aurelius Voß in München, seit 1901.
Paul Walden in Rostock, seit 1913.
Hans von Wartenberg in Danzig, seit 1929.
Rudolf Wegscheider in Wien, seit 1917.
Hermann Weyl in Zürich, seit 1920.

Heinrich Wieland in München, seit 1921.
Max Wien in Jena, seit 1929.
Wilhelm Wirtinger in Wien, seit 1906.
Robert Williams Wood in Baltimore, seit 1911.
Fritz Wüst in Düsseldorf, seit 1929.
Hendrik Zwaardemaker in Utrecht, seit 1923.

Philologisch-Historische Klasse.

Karl Appel in Breslau, seit 1926.
Antonio Ballesteros y Beretta in Madrid, seit 1926.
Otto Behaghel in Gießen, seit 1928.
Erich Berneker in München, seit 1919.
Christian Blinkenberg in Kopenhagen, seit 1923.
Johannes Boehlau in Kassel, seit 1912.
Johannes Bolte in Berlin, seit 1914.
Conrad Borchling in Hamburg, seit 1925.
Albert Brackmann in Berlin, seit 1925.
Carlo Conti-Rossini in Rom, seit 1908.
Franz Cumont in Rom, seit 1910.
Olof August Danielsson in Upsala, seit 1914.
Georg Dittmann in München, seit 1923.
Alfons Dopsch in Wien, seit 1920.
Gustav Ehrismann in Heidelberg, seit 1924.
Janis Endselins in Riga, seit 1926.
Sir Arthur J. Evans in Oxford, seit 1921.
Bernhard Fehr in Zürich, seit 1927.
Georg Friederici in Ahrensberg, Holst., seit 1927.
Percy Gardner in Oxford, seit 1886.
Sir George A. Grierson in Rathfarnham, seit 1906.
Georg Gronau in San Domenico di Fiesole bei Florenz, seit 1924.
Albert Grünwedel in Lenggries bei Bad Tölz, seit 1905.
Ignazio Guidi in Rom, seit 1887.
Joseph Hansen in Köln, seit 1921.
Georgios N. Hatzidakis in Athen, seit 1901.
Wilhelm Heräus in Offenbach a. M., seit 1919.
Friedrich Freiherr Hiller von Gärtringen in Berlin, seit 1920.
Georg Hoffmann in Kiel, seit 1881.
Felix Jacoby in Kiel, seit 1923.
Julius Jolly in Würzburg, seit 1904.
Finnur Jónsson in Kopenhagen, seit 1901.
Friedrich Keutgen in Hamburg, seit 1924.

Friedrich Koepp in Frankfurt, jetzt Göttingen, seit 1922.
Paul Koschaker in Leipzig, seit 1929.
Carl von Kraus in München, seit 1901.
Paul Kretschmer in Wien, seit 1920.
Friedrich Küch in Marburg, seit 1921.
Charles Rockwell Lanman in Cambridge (Mass.), seit 1905.
Albert von Le Coq in Berlin, seit 1910.
Hans Lietzmann in Berlin-Wilmersdorf, seit 1914.
Einar Löfstedt in Lund, seit 1920.
Heinrich Lüders in Berlin, seit 1907.
John Matthäus Manly in Chicago, seit 1924.
Ernst Mayer in Würzburg, seit 1926.
Paul Jonas Meier in Braunschweig, seit 1904.
Antoine Meillet in Paris, seit 1908.
Rudolf Meissner in Bonn, seit 1921.
Friedrich W. K. Müller in Berlin, seit 1905.
Jacob Wijbrand Muller in Leiden, seit 1918.
Felix Niedner in Eberswalde, seit 1929.
Eduard Norden in Berlin, seit 1910.
Sergej Fedorovič v. Oldenburg in Leningrad, seit 1926.
Magnus Olsen in Oslo, seit 1920.
Henri Omont in Paris, seit 1906.
Hermann Oncken in München, seit 1919.
Paolo Orsi in Syracus, seit 1904.
Giorgio Pasquali in Florenz, seit 1924.
Holger Pedersen in Kopenhagen, seit 1908.
Hugo Rabe in Hannover, seit 1928.
Pio Rajna in Florenz, seit 1910.
Wilhelm Reinecke in Lüneburg, seit 1927.
Gerhart Rodenwaldt in Berlin, seit 1925.
Otto Rubensohn in Berlin-Lankwitz, seit 1912.
Antonio Rubió y Lluch in Barcelona, seit 1926.
Heinrich Schäfer in Berlin, seit 1921.
Luigi Schiaparelli in Florenz, seit 1907.
Heinrich Alfred Schmid in Basel, seit 1919.
Carl Schuchhardt in Berlin-Lichterfelde, seit 1904.
Adolf Schulten in Erlangen, seit 1928.
Reinhold Seeberg in Berlin, seit 1917.
Emil Setälä in Helsingfors, seit 1921.
Nathan Söderblom in Upsala, seit 1921.
Ferdinand Sommer in München, seit 1925.
Heinrich von Srbik in Wien, seit 1926.

Julius Stenzel in Kiel, seit 1925.
Friedrich Techen in Wismar, seit 1919.
Rudolf Thurneysen in Bonn, seit 1904.
Girolamo Vitelli in Florenz, seit 1904.
Wilhelm Vöge in Ballenstädt am Harz, seit 1928.
Oskar Waldhauer in Leningrad, seit 1928.
Adolf Wilhelm in Wien, seit 1920.
Georg Wissowa in Halle a. S., seit 1907.
Robert Zahn in Berlin, seit 1924.
Thaddaeus Zielinski in Warschau, seit 1910.
Paul Zimmermann in Wolfenbüttel, seit 1914.
Heinrich Zimmern in Leipzig, seit 1918.

Preisaufgabe.

Für das Jahr 1931 wird die Aufgabe gestellt:

„Beruht die gleichartige physiologische Wirkung der stickstoff-freien Giftstoffe der Papilionaceae und Umbelliferae auf Ähnlichkeit des Baues der wirksamen Bestandteile?“

Die zur Bewerbung um den angesetzten Preis bestimmten Arbeiten müssen vor dem 1. Februar 1931 an die Gesellschaft der Wissenschaften eingeliefert werden, mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Zettel begleitet sein, welcher außen den Spruch trägt, der die Arbeit kennzeichnet, und innen den Namen und die Wohnung des Verfassers angibt.

Der Preis beträgt 1000 Mark.

Zweiundzwanzigster Bericht über das Septuaginta-Unternehmen.

(Berichtsjahr 1929.)

Aus der engeren Septuaginta-Kommission schied Herr Prof. Richard Reitzenstein auf eigenen Wunsch aus. Sie besteht nunmehr aus den Herren Bauer (Vorsitzender), Pohlenz, Rahlfs und dem auswärtigen Mitglied Prof. Jacob Wackernagel in Basel.

Die bisherigen Mitarbeiter Möhle, Kappler, Polotsky, Kermann arbeiteten während des ganzen Jahres für das Unternehmen weiter. Herr stud. Raude, welcher mehrere Jahre hindurch mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit an den Arbeiten des Unternehmens teilgenommen hatte, begann mit der Kollation der poetischen Bücher, für welche er im Vorjahr die Kollations-Manuskripte hergestellt hatte; zu unserm schmerzlichen Bedauern raffte ihn aber, nachdem er diese Arbeit kaum begonnen hatte, im Juni 1929 eine tückische Krankheit (septischer Scharlach) in wenigen Tagen dahin.

Im Berichtsjahre vollendete Herr Rahlfs das Manuskript seiner Ausgabe des griechischen Psalters. Diese Ausgabe war ursprünglich gedacht als Fortsetzung der mit der Genesis begonnenen Septuaginta-Ausgabe der Württembergischen Bibelanstalt. Aber da die Bibelanstalt, wie im Vorjahr berichtet, jene mit der Genesis be-

gonnene Ausgabe aus pekuniären Gründen nicht fortführen konnte, war es nötig, für sie einen anderen Verlag zu suchen, und nach langen Verhandlungen wurde am 10. Febr. 1930 ein neuer Verlagsvertrag zwischen der Gesellschaft der Wissenschaften und der Firma Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen geschlossen. Die erste Hälfte des Psalters ist jetzt im Druck; sie soll im Herbst 1930 erscheinen und die zweite Hälfte im Jahre 1931 folgen. Ferner sollen 1932 die Makkabäerbücher, herausgegeben von Herrn Dr. Kappler, und 1933 Jesaia, herausgegeben von Herrn Studienrat Möhle, sich anschließen. Es ist in Aussicht genommen, daß weiterhin in jedem Jahre ein Ganz- oder Halbband erscheint. Der Preis des Bogens von 16 Seiten ist auf RM. 1.40 festgesetzt; dieser Preis ermäßigt sich für Subskribenten, welche sich zur Abnahme des ganzen Werkes verpflichten, auf RM. 1.—.

Im Berichtsjahre hat Herr Dr. Polotsky die arabische Übersetzung des syrohexaplarischen Pentateuchs, welche der im ersten Kriegsjahre gefallene Dr. Reimpell der Herausgabe nahegeführt hatte, die aber inzwischen liegen geblieben war, zu Ende durchgearbeitet. Er beginnt jetzt mit ihrer Herausgabe in den „Mitteilungen des Septuaginta-Unternehmens“.

Herr Studienrat Möhle, unterstützt von stud. Paul Rahlfs, führte von August bis November 1929 eine Reise nach dem Athos, Athen, Patmos und Konstantinopel aus, um die dortigen Septuaginta-Handschriften zu photographieren. Trotz vieler Schwierigkeiten gelang es ihm, in der Zeit von etwa 2 1/2 Monaten mehr als zehntausend Aufnahmen im Format 2,4 × 3,6 cm zu machen und fertig entwickelt nach Göttingen heimzubringen, wo sie von einem Berufsphotographen auf 18 × 24 cm vergrößert werden und vollständig lesbare Kopien ergeben. Dadurch ist unser Bestand von Handschriften-Photographien um ein wichtiges und sonst kaum erreichbares Material bereichert. Als Nebengewinn ergab sich noch, daß Herr Möhle in Konstantinopel den Kommentar Theodorets zu Jesaia, von welchem bisher nur Katenen-Fragmente bekannt waren, aus der einzigen erhaltenen Handschrift photographieren konnte. Er bereitet zur Zeit eine Ausgabe dieses Kommentars in den „Mitteilungen des Septuaginta-Unternehmens“ vor.

Die Septuaginta-Kommission:
W. Bauer. M. Pohlenz. Rahlfs.

Bericht der Kommission über die Sammlung und Herausgabe der älteren Papsturkunden.

Das Unternehmen hat, wenn auch nicht überall, im vergangenen Berichtsjahre einige sehr erfreuliche Fortschritte gemacht.

I. *Germania pontificia.* Der Leiter dieser Abteilung, Prof. Brackmann in Berlin, ist in den letzten Jahren durch die großen Anforderungen des Universitätsunterrichts und durch die mit dem Dekanat verbundenen Dienstgeschäfte nicht in der Lage gewesen, wie früher selbst Hand anzulegen, sondern hat die Arbeit jüngern Kräften überlassen müssen. Dazu sind durch seine am 1. Oktober 1929 erfolgte Berufung zum Generaldirektor der preußischen Staatsarchive neue und schwierige Aufgaben hinzugekommen. Doch hofft er sich bald wieder den ihm vertrauten Arbeiten an der Germania pontificia widmen und die schon weit fortgeschrittenen Vorarbeiten, die dem Eifer und Fleiße seiner Schüler verdankt werden, druckfertig machen zu können. Fertig sind bis auf die Revision und die letzte Redaktion die Materialien des III. Bandes, und zwar sind die der Bistümer Straßburg und Prag von Dr. H. Meinert, die des Bistums Speyer von Dr. O. Vehse, die der Diözesen Worms, Würzburg und Bamberg von Dr. W. Ohnsorge bearbeitet. Darüber hinaus hat Fräulein Dr. Raissa Bloch bereits mit der Bearbeitung der Materialien für den IV. Band, der die eigentliche Diözese Mainz umfassen soll, begonnen.

II. *Italia pontificia.* Die Materialien für die beiden noch ausstehenden Bände VIII und IX bedürfen nur noch der letzten Revision und Redaktion, hier und da vielleicht auch noch der Ergänzung. Aber der Unterzeichnete, mit vielen anderen Dienstgeschäften und Arbeiten überlastet, hat dafür bisher noch nicht die nötige freie Zeit und den dazu geeigneten Mitarbeiter gefunden. Durch den Tod von Harry Bresslau genötigt, den unvollendet gebliebenen V. Band der Diplomata regum et imperatorum Germaniae (Heinrich III.) für die Monumenta Germaniae zu vollenden und zum Druck zu bringen, allein und ohne zureichende Hülfe, hat er die Vollendung jener letzten Bände der Italia pontificia sehr gegen seinen Willen noch einmal hinausschieben müssen; doch steht sie auf dem Arbeitsprogramm des Jahres 1930 an erster Stelle.

III. *Hispania pontificia.* Der dritte Band der Vorarbeiten für die Herausgabe der spanischen Papsturkunden mit den Materialien aus Galizien, Asturien und Leon, aus Alt- und Neukastilien liegt

bereits seit einem Jahre fast druckfertig vor und könnte jetzt schon in den Händen der daran Interessierten sein, wenn die soeben erwähnte Verpflichtung, für den verwaisten 5. Diplomataband der Monumenta Germaniae zu sorgen, den Unterzeichneten nicht eben daran gehindert hätte. Da dieser böse Diplomataband in nächster Zeit erscheinen soll, wird dann sogleich der dritte spanische Band zum Druck gebracht werden können. Gleichsam als der monumentale Abschluß unserer Arbeiten in Spanien aber darf das soeben erschienene, auf Veranlassung Seiner Heiligkeit Papst Pius XI. von der Vatikanischen Bibliothek zum Papstjubiläum herausgegebene große Tafelwerk „Pontificum Romanorum diplomata papyracea" angesehen werden, an dem neben Monsignor Carusi und Prof. Silva-Tarouca auch Dr. C. Erdmann mitgearbeitet hat.

IV. *Gallia pontificia.* Diese Aufgabe ist größer, schwieriger und wichtiger, als es auf den ersten Blick erscheint. Denn die Stellung Frankreichs in der älteren Kirchengeschichte und im Verhältnis zum Papsttum ist viel bedeutender, als in der arg zertrümmerten Überlieferung zum Ausdruck kommt. Und eben in diesem Zustand der Überlieferung liegt die eigentliche Schwierigkeit. In keinem Lande, wenn wir von England absehen, ist die Überlieferung so trümmerhaft und so zerrissen und in Folge dessen so schwer zu rekonstruieren. Schon das ungeheure Magazin der Nationalbibliothek in Paris erfordert die Arbeit von Jahren und von mehreren besonders geschickten Forschern. Und in steter Ergänzung dazu müssen die Arbeiten in den fast hundert Departementalarchiven Frankreichs weitergehen. Aber dazu reichen weder unsere Kräfte noch unsere Mittel. Trotzdem sind die Arbeiten in recht erfreulichem Fortschritt, was freilich nur möglich war dank dem großen Entgegenkommen der französischen Archivverwaltung, namentlich des leider vor kurzem verstorbenen Generaldirektors Ch. V. Langlois und des unverändert gütigen und interessierten Direktors der Handschriftenabteilung der Nationalbibliothek Henri Omont. So sind wir doch gut vorwärtsgekommen. Nachdem im Jahre 1927—1928 Prof. W. Wiederhold und der leider uns früh entrissene Dr. Paul Schmid mit den Arbeiten in der Nationalbibliothek begonnen hatten, haben im vergangenen Jahre die DDr. G. Laehr und H. Meinert sie fortgeführt und der letztere hat in Anschluß daran die ostfranzösischen Archive besucht und aufgenommen. Dr. Meinert bereitet jetzt einen ausführlichen Bericht über die Archive und archivalischen Überlieferungen der Champagne und von Lothringen, die teils in Paris (Collection de Champagne und Collection de Lorraine), teils in den östlichen Departemental-

archiven liegen, vor, in dem auch die zahlreichen neuen Funde zum Abdruck kommen werden. Jetzt ist eine dritte Expedition in Vorbereitung, nachdem die Vorarbeiten dazu von Dr. J. Ramackers im Laufe des letzten Jahres besorgt worden sind.

V. *Britannia pontificia.* Die von Dr. W. Holtzmann in Berlin in den letzten Jahren ausgeführten Arbeiten in den Archiven und Bibliotheken Englands sind zwar noch keineswegs abgeschlossen, aber doch soweit gediehen, daß er jetzt eine vorläufige Übersicht hat herstellen können. Der eigenartige und von den kontinentalen Formen durchaus abweichende Zustand der archivalischen Überlieferung in England verlangt nicht nur andere Forschungsmethoden, sondern stellt auch den Forscher selbst vor immer neue Probleme und Schwierigkeiten. So erklärt es sich, daß zwar die wichtigsten Überlieferungszentren Englands wenigstens in ihren Hauptbeständen bearbeitet worden sind, aber immer noch mehrere Archive zu bearbeiten bleiben, von dem noch ganz unbeachteten Schottland und Irland ganz abgesehen. Zunächst hat Dr. Holtzmann in einem sehr instruktiven Aufsatze über das englische Archivwesen, der in der Archivalischen Zeitschrift N.F. 3 Bd. 6 erschienen ist, eine Übersicht gegeben; zugleich aber auch nach dem Muster der spanischen Archivberichte einen ausführlichen Bericht über die von ihm benutzten Archive und Bibliotheken und über die dort bewahrten Fonds für die Abhandlungen unserer Gesellschaft verfaßt, an den mehrere hundert neue Urkunden sich anschließen.

So werden immerhin noch einige Jahre erforderlich sein, ehe das Urkundenmaterial selbst soweit vollständig gesammelt sein wird, daß auf dieser Grundlage endlich die kritische Bearbeitung der älteren Papsturkunden in Angriff genommen werden kann. Daß dies trotz Weltkrieg und Nachkriegszeit ermöglicht worden ist, daran haben außer unserer Gesellschaft selbst und der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, das die englische Unternehmung des Dr. Holtzmann ermöglichte, und vor allem Papst Pius XI. das vornehmste Verdienst. P. Kehr.

Bericht der Gauss-Kommission.

Im Geschäftsjahre 1929 konnten die Bände XI, 2 und XII erscheinen. Es stehen nunmehr im wesentlichen nur noch 2 bis 3 biographische Abhandlungen sowie der Registerband aus, für dessen Herstellung Vorbereitungen getroffen sind. R. Courant.

Bericht der Kommission für geologische Arbeiten im westlichen Mediterrangebiete.

In die neu gegründete Kommission für geologische Arbeiten im westlichen Mediterrangebiete wurden die Herren Goldschmidt, Meinardus und Stille, letzterer als Vorsitzender, gewählt.

Im wesentlichen mit Mitteln, die von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft zur Verfügung gestellt worden waren, zurücktretend auch mit anderweitigen finanziellen Unterstützungen (z. B. seitens der v. Koenen-Gedächtnisstiftung des Universitätsbundes Göttingen) arbeiteten:

Prof. Brinkmann-Göttingen im Grenzgebiete des Keltiberischen und Betischen Systems im südöstlichen Spanien,

Prof. Schmidt-Göttingen in den Pyrenäen, speziell in den paläozoischen Schichtfolgen dieses Gebirges;

Dr. Teichmüller-Göttingen in Sardinien über die dortige variscische und jüngere Tektonik. Er unternahm vergleichende Studien auch in Korsika und Toscana.

Auch die Arbeiten des Herrn Privatdozenten Dr. Lotze-Göttingen über das Grundgebirge der Keltiberischen Ketten und des Herrn Dr. E. Schröder-Berlin im Grenzgebiete der Keltiberischen Ketten und der Sierra de Guadarrama haben sich noch in das Geschäftsjahr 1929 hineingezogen.

Von den „Beiträgen zur Geologie der westlichen Mediterrangebiete“ sind im Laufe des Geschäftsjahres erschienen:

Heft 2: Schriel, W., Der geologische Bau des Katalonischen Küstengebirges zwischen Ebromündung und Ampurdan. (Abh. Math.-phys. Kl. XIV, 1.)

Heft 3: Lotze, F., Stratigraphie und Tektonik des Keltiberischen Grundgebirges. (Abh. Math.-phys. Kl. XIV, 2.)

Im Druck fast abgeschlosseen ist:

Heft 4: Schriel, W., Die Sierra de la Demanda und die Montes Obarenes. (Abh. Math.-phys. Kl. XVI, 2.)

Ferner steht im Druck:

Heft 5: Hahne, Richter und Schröder: Zur Tektonik der Keltiberischen Ketten. (Abh. Math.-phys. Kl. XVI, 3).

H. Stille.

Bericht der Luftelektrischen Kommission für das Rechnungsjahr 1929/30.

Es wurden von Herrn Dr. Das und K. Wölcken Zählrohre zur Untersuchung der durchdringenden Höhenstrahlung gebaut und mit ihnen Beobachtungen angestellt.

Über diese Beobachtungen und ihre Erklärung wurde berichtet von Dr. Das und Wölcken in der Phys. Zeitschr. 1930, S. 136; von Dr. Das in Naturwissenschaften Bd. 17, S. 543.

Zu Beobachtungen von Koinzidenzen in zwei Zählrohren infolge der Höhenstrahlung wurde eine Einrichtung zur photographischen Registrierung der Entladungen in den Zählrohren gebaut. Über diese Einrichtung und die ersten Registrierungen berichtet Herr Wölcken in seiner Dissertation.

Diese Registriereinrichtungen werden zur Zeit durch Herrn Ali verbessert, um weitere und genauere Aufzeichnungen zu gewinnen.

An einer gleichzeitigen photographischen Aufzeichnung der elektrischen Oberflächenladung der Erde, der Raumladung in der Atmosphäre und des Potentialgefälles wird von Frl. Hahnfeld gearbeitet.

G. Angenheister.

Bericht über die Tätigkeit des Samoa-Observatoriums 1929/30.

Die Berechnung des mondtäglichen Ganges der erdmagnetischen Elemente in Samoa ist abgeschlossen und durch Herrn Dr. Fanselau in der Zeitschrift für Geophysik S. 65, 1930, veröffentlicht.

Zur Zeit ist eine Bearbeitung der Fernbebenregistrierungen in Samoa eingeleitet worden.

G. Angenheister.

Die Wedekindsche Preisstiftung für deutsche Geschichte, die Lagarde-Kommission, die Religionsgeschichtliche Kommission bei der Gesellschaft der Wissenschaften und die Wolfskehl-Kommission hat nichts Erwähnenswertes zu berichten.

Verzeichnis der im Jahre 1929/30 eingegangenen Druckschriften.

A. Liste der Akademien, Gelehrten Gesellschaften und Vereine, Institute und Behörden, die mit der Gesellschaft der Wissenschaften während des Geschäftsjahres in Tauschverkehr standen.

Deutsches Reich.

Aachen. Aachener Geschichtsverein.
Altenburg. Geschichts- und Altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
— Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Annaberg. Verein für Geschichte von Annaberg und Umgegend.
Augsburg. Historischer Verein für Schwaben und Neuburg.
Bamberg. Naturforschende Gesellschaft.
Bayreuth. Historischer Verein für Oberfranken.
Bergedorf. Hamburger Sternwarte.
Berlin. Preußische Akademie der Wissenschaften.
— Archäologisches Institut des Deutschen Reichs.
— Astronomisches Recheninstitut.
— Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine.
— Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.
— Kaiser Wilhelm-Institut für Biochemie.
— Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft.
— Deutsche Physikalische Gesellschaft.
— Reichspostministerium.
— Reichszentrale für wissenschaftliche Berichterstattung.
— Verein für die Geschichte Berlins.
— Verlag „Die Naturwissenschaften".
— Verlag für Sozialmedizin.
— Verlag „Zeitschrift für Volkskunde".
— Zoologisches Museum.
Bonn. Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande.
— Naturhistorischer Verein der preußischen Rheinlande und Westfalens.
Braunsberg. Akademie.
— Historischer Verein für Ermland.
Braunschweig. Braunschweigischer Geschichtsverein.
— Verein für Naturwissenschaft.
Bremen. Bremer Wissenschaftliche Gesellschaft.
— Historische Gesellschaft des Künstlervereins.
— Naturwissenschaftlicher Verein.
Breslau. Schlesische Gesellschaft für Vaterländische Kultur.
— Sternwarte.
Charlottenburg. Physikalisch-Technische Reichsanstalt.

Danzig. Naturforschende Gesellschaft.
— Westpreußischer Botanisch-Zoologischer Verein.
Dortmund. Historischer Verein für Dortmund und die Grafschaft Mark.
Dresden. Sächsischer Altertumsverein.
— Sächsische Landeswetterwarte.
— Verein für Erdkunde.
— Verein für Geschichte Dresdens.
Bad Dürkheim. Pollichia, naturwissenschaftlicher Verein der Rheinpfalz.
Düsseldorf. Geschichtsverein.
Eichstädt. Historischer Verein.
Eisenberg. Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
Elberfeld. Bergischer Geschichtsverein.
Emden. Naturforschende Gesellschaft.
Erfurt. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften.
— Verein für die Geschichts- und Altertumskunde Erfurts.
Erlangen. Physikalisch-medizinische Sozietät.
Frankfurt a. M. Physikalischer Verein.
— Verein für Geschichte und Altertumskunde.
Freiburg i. Br. Kirchengeschichtlicher Verein für das Erzbistum Freiburg.
— Naturforschende Gesellschaft.
Giessen. Oberhessischer Geschichtsverein.
— Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.
Görlitz. Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.
Greifswald. Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.
— Naturwissenschaftlicher Verein für Neu-Vorpommern und Rügen.
Guben. Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde.
Halle a. S. Deutsche Leopoldinisch-Carolinische Akademie der Naturforscher.
— Landwirtschaftliches Institut der Universität.
— Deutsche Morgenländische Gesellschaft.
— Naturwissenschaftlicher Verein für Sachsen und Thüringen.
— Sächsisch-Thüringischer Verein für Erdkunde.
Hamburg. Deutsche Seewarte.
— Hauptstation für Erdbebenforschung.
— Mathematische Gesellschaft.
— Naturwissenschaftlicher Verein.
— Hamburger Sternwarte.
— Verein für Hamburgische Geschichte.
— Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
— Bibliothek Warburg.
Hannover. Historische Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen.
— Naturhistorische Gesellschaft.
Heidelberg. Akademie der Wissenschaften.
— Badische Landessternwarte (Königstuhl).
— Historisch-philosophischer Verein.
— Naturhistorisch-medizinischer Verein.
Hildburghausen. Verein für Sachsen-Meiningische Geschichte und Landeskunde.
Kassel. Verein für hessische Geschichte und Landeskunde.
— Verein für Naturkunde.

Kempten. Historischer Verein für das Allgäu.
Kiel. Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte.
— Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr.
— Astronomische Nachrichten (Redaktion).
— Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein.
Köln. Historischer Verein für den Niederrhein.
Königsberg. Gelehrte Gesellschaft.
— Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
— Altertumsgesellschaft Prussia.
Landshut. Historischer Verein für Niederbayern.
Leipzig. Sächsische Akademie der Wissenschaften.
— Deutsche Mathematiker-Vereinigung.
— Naturforschende Gesellschaft.
— Verband der Vereine Creditreform e. V.
Leisnig. Geschichts- und Altertumsverein.
Lindenberg. Preußisches Aeronautisches Observatorium.
Lübeck. Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde.
Magdeburg. Verein für Geschichte u. Altertumskunde des Herzogtums und Erzstifts Magdeburg.
Mainz. Stadtbibliothek.
Mannheim. Altertumsverein.
Marburg. Gesellschaft zur Beförderung der gesamten Naturwissenschaften.
Meissen. Verein für Geschichte der Stadt Meissen.
München. Bayerische Akademie der Wissenschaften.
— Historischer Verein von Oberbayern.
— Bayerische Landeswetterwarte.
Münster i. W. Westfälisches Provinzialmuseum für Naturkunde.
Neisse. Philomathie.
Neuburg a. D. Historischer Verein.
Nürnberg. Germanisches Nationalmuseum.
— Hansabund für Gewerbe, Handel und Industrie, Landesverband Bayern.
— Naturhistorische Gesellschaft.
— Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg.
Plauen i. V. Verein für vogtländische Geschichte und Altertumskunde.
Potsdam. Preußisches Geodätisches Institut.
— Astrophysikalisches Observatorium.
Regensburg. Historischer Verein von Regensburg und Oberpfalz.
Rostock. Naturforschende Gesellschaft.
— Verein der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg.
— Verein für Rostocks Altertümer.
Salzwedel. Altmärkischer Verein für vaterländische Geschichte.
Schmalkalden. Verein für Hennebergische Geschichte und Landeskunde.
Schwäbisch-Hall. Historischer Verein für Württembergisch Franken.
Speyer. Historischer Verein der Pfalz.
Stade. Geschichts- und Heimatverein.
Stuttgart. Württembergische Kommission für Landesgeschichte.
Tübingen. Württembergische Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften.
Wiesbaden. Nassauischer Verein für Naturkunde.
— Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.

Worms. Stadtbibliothek.
Würzburg. Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg.
— Physikalisch-medizinische Gesellschaft.
Zwickau. Altertumsverein für Zwickau und Umgegend.

Aegypten.

Alexandria. Société Royale archéologique d'Alexandrie

Amerika. Vereinigte Staaten.

Albany. New York State Museum.
Baltimore. Maryland Geological Survey.
— Johns Hopkins University.
Berkeley. University of California.
Boston. American Academy of Arts and Sciences.
— Mediaeval Academy of America.
— Boston Society of Natural History.
Brooklyn. The Museum of the Brooklyn Institute of arts and sciences.
Cambridge, Mass. American Academy of Arts and Sciences.
— Massachussetts Institute of Technology.
— Museum of Comparative Zoology at Harvard College.
Chicago. Chicago Academy of Sciences.
— Field Museum of Natural History.
— John Crerar Library.
— Society of Oriental Research.
— University of Chicago Library.
Cincinnati. Lloyd Library.
— University of Cincinnati Press.
Cleveland. Nela Research Laboratory. National Lamps Works of General Electric Company.
Columbia. University of Missouri.
Des Moines. Jowa Geological Survey.
Flagstaff, Ariz. Lowell Observatory.
Jowa City. State University of Jowa.
Lawrence. University of Kansas.
Lincoln. University of Nebraska.
Madison. Superintendent of Public Property.
— Washburn Obervatory.
— Wisconsin Academy of Sciences, Arts and Letters.
Minneapolis. Agricultural Experiment Station.
— University of Minnesota.
Missoula. University of Montana.
New Haven. Connecticut Academy of Arts and Sciences.
— Astronomical Observatory of Yale University.
New York. Academy of Sciences.
— American Association for International Conciliation.
— American Chemical Society.
— American Geographical Society.
— American Mathematical Society.
— Milbank Memorial Fund.
— H. W. Wilson Company.

Philadelphia. Academy of Natural Sciences.
— American Philosophical Society for promoting useful knowledge.
Rolla. Missouri Bureau of Geology and Mines.
St. Louis. Missouri Botanical Garden.
San Diego, Cal. San Diego Society of Natural History.
San Francisco. California Academy of Sciences.
Urbana. Division of the Natural History Survey.
— Division of Illinois State Geological Survey.
— University of Illinois.
Washington. American Association for the Advancement of Science.
— Carnegie Endowment for International Peace: Division of economics and history.
— Carnegie Endowment for International Peace: Division of international law.
— Carnegie Endowment for International Peace: Division of intercourse and education.
— Carnegie Institution.
— Carnegie Institution. Department of Terrestrial Magnetism.
— Department of Commerce.
— Department of Commerce. Bureau of Standards.
— Library of Congress.
— National Academy of Sciences.
— Smithsonian Institution.
— Smithsonian Institution. United States National Museum.
— State College of Washington.
— United States Geological Survey.
— United States Naval Observatory.

Argentinien.

Buenos Aires. Museo Nacional de Historia Natural.
— Seminario Matemático Argentino.
— Sociedad científica Argentina.
Cordoba. Academia nacional de ciencias de la República Argentina.
La Plata. La Direccion general de estadistica.
— Observatorio Astronómico.
— Universidad nacional de La Plata.

Australien.

Adelaide. Royal Society of South Australia.
Hobart. Royal Society of Tasmania.
Melbourne. Royal Society of Victoria.
— Geological Survey.
Sydney. Australasian Association for the Advancement of Sciences.
— Royal Society of New South Wales.
Wellington. Department of Lands and Surveys.
— New Zealand Institute.
— Survey of New Zealand.

Belgien.

Brüssel. Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique.
— Institut Royal Météorologique de Belgique.
— Société des Bollandistes.

Löwen. Universitätsbibliothek.
Lüttich. Société Royale des Sciences de Liège.
Maredsous. Abbaye de Maredsous.
Uccle. Observatoire Royal de Belgique.

Brasilien.

Rio de Janeiro. Observatorio Nac. do Rio de Janeiro.

Bulgarien.

Sofia. Société Bulgare des Sciences naturelles.

Canada.

Halifax. Nova Scotian Institute of Science.
Ottawa. Canada Geological Survey.
— Dominion of Canada. Department of Mines.
Toronto. Royal Canadian Institute.

Chile.

Santiago. Universidad.

Dänemark.

Kopenhagen. Geodaetisk Institut.
— Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab.

Estland.

Dorpat. Universitätsbibliothek.

Finnland.

Åbo. Akademi.
Helsingfors. Finska Vetenskaps Societeten.
— Geologiska Kommissionen.
— Societas pro Fauna et Flora Fennica.
— Societas Geographica Fennica.
— Suomalaisen Tiedeakatemia.

Frankreich.

Amiens. Société des Antiquaires de Picardie.
Bordeaux. Société des Sciences physiques et naturelles.
Cherbourg. Société Nationale des Sciences naturelles et mathématiques.
Clermont-Ferrand. Société des amis de l'Université de Clermont.
Lyon. Bibliothèque de l'Université.
Marseille. Faculté des Sciences.
Paris. École polytechnique.
— Institut de France. Académie des Inscriptions et des Belles-Lettres.
— — Académie des Sciences.
— — Académie des Sciences politiques et morales.
Rennes. Faculté des Lettres de l'Université.
Sèvres. Bureau international des poids et mesures.

Griechenland.

Athen. *'Ακαδημία 'Αθηνῶν.*
— *'Αρχαιολογικὴ 'Εταιρεία.*
— Deutsches Archäologisches Institut.
— École française d'Athènes.
— *'Επιστημονικὴ 'Εταιρεία.*

Großbritannien und Irland.

Aberdeen. University Library.
Aberystwyth. University College of Wales. Department of Zoology.
Cambridge. Philosophical Society.
Dublin. Royal Irish Academy.
— Royal Dublin Society.
Edinburgh. Royal Society.
— Mathematical Society.
Greenwich. Royal Observatory.
Leeds. Philosophical and Literary Society.
Liverpool. Biological Society.
London. British Academy.
— Royal Society.
— India Office.
— Secretary of the Admiralty.
— Classical Association.
— Linnean Society.
— Mathematical Society.
— National Physical Laboratory.
Malta. University.
Manchester. The Manchester Literary and Philosophical Society.
— University.

Indien.

Calcutta. Government of India.
— Asiatic Society of Bengal.
— Indian Chemical Society.
— Geological Survey of India.
— Surveyor General's Office.
— University.
— Visva-Bharati.
Kashmir. Superintendent of Archaeology.
Madras. Government of Madras. Finance (Separate Revenue) Department.
Rajahmundry. Andhra Historical Research Society.

Italien.

Bologna. R. Accademia delle scienze dell' Istituto di Bologna.
Cagliari. Società storica Sarda.
Catania. Accademia Gioenia di Scienze naturali.
— Società di storia patria per la Sicilia orientale.
Florenz. Biblioteca Nazionale Centrale.
Lucca. R. Accademia Lucchese di scienze, lettere ed arti.
Mailand. R. Istituto Lombardo di scienze e lettere.
— Seminario matematico e fisico.
Mantua. R. Accademia Virgiliana.
Modena. R. Accademia di scienze, lettere ed arti.
Neapel. Società Reale di Napoli. Reale Accademia di archeologia, lettere e belle arti.
— — Reale Accademia delle scienze fisiche e matematiche.
— — Reale Accademia di scienze morali e politiche.
Palermo. Circolo matematico.

Palermo. Società di scienze naturali ed economiche.
— Società Siciliana per la storia patria.
Pisa. R. Scuola normale superiore.
— Società Toscana di scienze naturali.
Portici. R. Istituto Superiore Agrario.
Rhodos. Istituto storico-archeologico di Rodi.
Rom. R. Accademia dei Lincei.
— Pontificia Accademia Romana di archeologia.
— Pontificia Accademia delle scienze Nuovi Lincei.
— Deutsches Archäologisches Institut.
— Direzione generale di antichità e belle arti.
— Società Italiana per il progresso delle scienze.
— Società Romana di storia patria.
— Specola Vaticana.
Siena. R. Accademia dei Fisiocritici.
— R. Accademia dei Rozzi.
Triest. Museo civico di storia naturale.
Turin. R. Accademia delle scienze.
— Società Piemontese di archeologia e belle arti.

Japan.

Kioto. Schola medicinalis universitatis imperialis.
Nagoya. Aichi Medical University.
Sendai. Tohoku Imperial University.
Tokyo. Botanical Garden.
— Imperial Academy.
— Imperial Earthquake Investigation Committee.
— Imperial University.
— National Research Council of Japan.
— Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.
— Institute of Physical and Chemical Research.
— Oriental Library.
— Tokyo Chamber of Commerce.

Jugoslavien.

Agram. Jugoslavenska Akademija znanosti i umjetnosti.
Laibach. Muzejsko drustvo za Slovenijo.

Lettland.

Riga. Universitätsbibliothek.
— Naturforscher-Verein.

Luxemburg.

Luxemburg. Institut grand-ducal de Luxembourg.

Mexiko.

Mexico. Instituto geologico de Mexico.
— Sociedad Cientifica „Antonio Alzate.“

Niederlande.

Amsterdam. Kon. Akademie van Wetenschappen.
— Kon. Nederl. Aardrijkskundig Genootschap.

Amsterdam. Astronomical Institute of the University of Amsterdam.
— Wiskundig Genootschap.
— Kon. Zoologisch Genootschap „Natura artis magistra".
De Bilt. Kon. Nederl. Meteorologisch Instituut.
Delft. Technische Hoogeschool.
s'Gravenhage. Departement van onderwijs, kunsten en wetenschappen.
— Flora Batava.
— Kon. Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederl.-Indie.
Haarlem. Hollandsche Maatschappij der Wetenschappen.
— Stichting van P. Teyler van der Hulst.
Leiden. Physisch Laboratorium der Rijks-Universiteit.
— Maatschappij der Nederl. Letterkunde.
— Sterrewacht.
Utrecht. Physiologisch Laboratorium der Utrecht'sche Hoogeschool.
— Sterrewacht.

Niederländisch-Indien.

Batavia (Weltevreden). Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen
— Kon. Natuurkundige Vereeniging in Nederl.-Indie.
— Kon. Magnetisch en Meteorologisch Observatorium.
Lembang (Java). Bosscha-Sterrenwacht.

Norwegen.

Bergen. Bergens Museum.
— Geofysisk Institutt.
Oslo. Norske Videnskapsakademi.
Reykjavik. Societas Scientiarum Islandica.
Stavanger. Stavanger Museum.
Tromsø. Tromsø Museum.
Trondjhem. Det kong. norske videnskabers selskab.

Oesterreich.

Graz. Historischer Verein für Steiermark.
— Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark.
Innsbruck. Naturwissenschaftlich-medizinischer Verein.
— Museum Ferdinandeum.
— Verlag „Bibliotheca Africana".
Klagenfurt. Geschichtsverein für Kärnten.
— Verein „Naturhistorisches Landesmuseum für Kärnten".
Linz. Oberösterreichischer Musealverein.
Wien. Akademie der Wissenschaften.
— Geologische Bundesanstalt.
— Naturhistorisches Museum.
— Österreichische Kommission für die Internationale Erdmessung.
— Verein für Landeskunde von Niederösterreich.
— Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.
— Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik.
— Zoologisch-botanische Gesellschaft.

Palästina.

Jerusalem. Jewish National and University Library.

Polen.

Bromberg. Stadtbibliothek.
Krakau. Polska Akademja umiejętnosci.
Lemberg. Institut de Géophysique et de Météorologie de l'Université.
— Ukrainische Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften.
— Towarzystwo Ludoznawcze.
— Verlag „Studia mathematica".
Posen. Historische Gesellschaft für Posen.
Thorn. Coppernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Warschau. Societas scientiarum Varsaviensis.
— Towarzystwo Polskiego fizycznego.

Portugal.

Coimbra. Instituto geofisico.
Lissabon. Academia das Sciências.
— Sociedade Portuguesa de Sciências Naturais.
Porto. Academia polytecnica.

Rumänien.

Bukarest. Academia Română.
— Societatea Română de Ştiinte.
— Societatea Română de Ştiinte matematice.
Czernowitz. Facultatea de Stiinte.
Hermannstadt. Verein für siebenbürgische Landeskunde.

Rußland.

Baku. Aserbaidschanische Archäologische Gesellschaft.
Charkov. Société mathématique à l'Université.
— Ukrainisches Forschungsinstitut für Geographie und Kartographie.
Kasan. Société physico-mathématique.
— Kasanskogo gosudarstv. Universiteta im. V. J. Ul'janova-Lenina.
Kiew. Physikalisches Forschungskatheder.
Leningrad. Akademie der Wissenschaften der U. d. S. S. R.
— — Physiko-mathematisches Institut.
— — Zoologisches Museum.
— Physikalisch-Mathematische Gesellschaft.
— Central Geophysical Observatory.
— Observatoire central Nicolas.
— Russ. geografičeskago Obščestva.
— Wissenschaftliches Institut Leßhaft.
Moskau. Central. Bjuro Kraevedenija.
— Central Geophysical Observatory.
— Gesellschaft der Naturforscher.
— Mathematische Gesellschaft.
Odessa. Wissenschaftliche Forschungsinstitute.
— Zentrale Wissenschaftliche Bibliothek.
Vladivostok. Observatoire géophysique Central.

Samoa.

Apia. Observatory.

Schweden.

Abisko. Naturvetenskapliga Station.
Göteborg. Kgl. Vetenskaps- och Vitterhets-Samhället.
— Stadsbibliothek.
Lund. Universitetet.
— Humanistiska Vetenskapssamfundet.
Stockholm. K. Svenska Vetenskapsakademien.
— Kongl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademien.
— Högskola.
— Statens meteorologisk-hydrografiska Anstalt.
— Ingeniörs Vetenskapsakademien.
Upsala. Meteorologiska institutionen (Observatoire météorologique de l'Université).
— Regia Societas scientiarum Upsaliensis.
— Universitätsbibliothek.
— K. Humanistiska Vetenskapssamfundet.

Schweiz.

Aarau. Historische Gesellschaft des Kantons Aargau.
Basel. Naturforschende Gesellschaft.
Basel und **Genf.** Schweizerische Chemische Gesellschaft. Société suisse de chimie.
Bern. Allgemeine geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz.
— Schweizerische Naturforschende Gesellschaft (Société helvét. des sciences naturelles). Geologische Kommission.
— Naturforschende Gesellschaft in Bern.
Chur. Historisch-antiquarische Gesellschaft von Graubünden.
— Naturforschende Gesellschaft von Graubünden.
Genf. Conservatoire et Jardin botanique.
— Institut national Genevois.
— Société d'histoire et d'archéologie de Genève.
— Société de physique et d'histoire naturelle.
Glarus. Historischer Verein des Kantons Glarus.
Lausanne. Société Vaudoise des sciences naturelles.
— Société d'histoire de la Suisse romande.
Luzern. Historischer Verein der 5 Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug.
St. Gallen. Historischer Verein.
Schaffhausen. Historisch-antiquarischer Verein.
— Naturforschende Gesellschaft.
Winterthur. Naturwissenschaftliche Gesellschaft
Zürich. Schweizerisches Landesmuseum.
— Schweizerische Meteorologische Zentralanstalt.
— Antiquarische Gesellschaft.
— Naturforschende Gesellschaft.
— Eidgenössische Sternwarte.

Spanien.

Barcelona. R. Academia de ciencias y artes.
— Institut d'Estudis Catalans.
— Obra del Cançoner Popular.
Madrid. R. Academia de ciencias exactas, fisicas y naturales.
Montserrat. Kloster Montserrat.

Südafrika.

Johannesburg. Geological Society of South Africa.
Kapstadt. Royal Society of South Africa.

Syrien.

Beirut. Université Saint-Joseph.

Tschechoslowakei.

Brünn. Societas scientiarum naturalium Moraviae.
— Universität Masaryk.
— École supérieure d'agronomie.
— Naturforschender Verein.
Prag. Deutsche Universität. Philosophische Fakultät.
— Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.
— Böhmisches Landesarchiv.
— Kral. Česka společnost nauk.
— Collection des travaux chimiques de Tchécoslovaquie. (Red.)
— Deutscher naturwissenschaftlich-medizinischer Verein für Böhmen „Lotos".
— Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
Pressburg. Heil- und naturwissenschaftlicher Verein.
Reichenberg. Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung.
— Deutsche Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in der Tschechoslowakei

Ungarn.

Budapest. Ungarische Akademie der Wissenschaften.
— Ungarische Geologische Reichsanstalt.
— Ungarische Zentralstelle für Bibliothekswesen.

B. Die sonst noch eingegangenen Druckschriften.

Adachi, Buntaro: Das Arteriensystem der Japaner. Bd. 1. 2. Kyoto 1928.
(Acta scholae medicinalis universitatis imperialis in Kyoto. Suppl.)

Adler, Arthur: Die Welt und Gott, Tod und Auferstehung. 2. Aufl. Berlin 1929.

Annalen, Mathematische. Hrsg. von David Hilbert, Otto Blumenthal und Albert Einstein. Bd. 101. Heft 2—4. 1929. Bd. 102. 1929.

Annals of mathematics. Publ. by the Princeton University Press. Vol. 30. Nr. 1—4. 1928/29. Vol. 31. Nr. 1. 1930.

Aramburo, José: Determinaciones de tiempo y latitud con el altazimut Gautier y el telescopio zenital Wanschaff del Observatorio Astronómico de La Plata. La Plata 1929.
(Publ. de la Facultad de Ciencias fis. mat. Nr. 87. 1929.)

Baynes, Norman H.: Alexandria and Constantinople: a study in ecclesiastical diplomacy. 1926.
Aus: Journal of Egyptian Archaeology. 12. 1926.

Ders.: John Bagnell Bury. 1861—1927.
Aus: Proceedings of the British Academy. 13.

Ders.: Three Notes on the reforms of Diocletian. 1925.
Aus: Journal of Roman Studies. 15. 1925.

Boletín de Asociación Argentina de Electrotécnicos. Número extraordinario: Alessandro Volta. 1827—1927.

Born, Max und **Jordan,** Pascual: Elementare Quantenmechanik. Berlin 1930. (Struktur der Materie in Einzeldarstellungen. 9. 1930.)

Brandl, Karl: Deutsche Reformation und Gegenreformation. Halbbd. 2. Leipzig 1930. (Deutsche Geschichte, hrsg. von Erich Marcks. Bd. 2.)

Breccia, Evarista: Mit König Fuad zur Oase des Ammon. Milano, Roma 1929. (Auszug aus der Zeitschrift „Die Schwalben". 1929.)

Ders.: Le Musée Gréco-Romain au cours de l'année 1922—23. Alexandrie 1924.

Breit, G., **Tuve,** M. A., **Dahl,** O.: Effective Heights of the Kenelly-Heaviside Layer in Dec. 1927 and Jan. 1928.

Aus: Proc. of the Institute of Radio Engineers. Vol. 16. 1928.

Breit, G.: Principle of uncertainety in Weyl's system. 1928.

Aus: Physical Review. 32. 1928.

Bulletin of the International Committee of Historical Sciences. Vol. 2. P. 1. 2. 1929.

Castelnuovo, Guido: La Geometria algebrica e la Scuola Italiana. Bologna 1928.

Aus: Atti del Congresso Internazionale dei Matematici. 1928.

Council, American, of Learned Societys. Bulletin. 1. 1920—12. 1929.

Dahl, Odd and **Gebhard,** L. A.: Measurements of the effective heights of the conducting layer and the disturbances of august 19, 1927. 1828.

Aus: Proceedings of the Institute of Radio Engineers. 1928.

Dannmar, William: Das Gesetz der Natur. Begründung der dynamistischen Naturerkenntnis. Kiel 1929.

Evans, Sir Arthur: The Shaft Graves and Bee-Hive Tombs of Mycenae and their interrelations. London 1929.

Festschrift der Technischen Hochschule Stuttgart zur Vollendung ihres ersten Jahrhunderts 1829—1929. Berlin 1929.

Festschrift für die 110. Jahresversammlung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft in Davos. Basel 1929.

Gaffiot, Félix: La première Satire de Perse. Paris 1929.

Aus: Revue de philologie, de littérature et d'histoire anciennes. Sér. 3. T. 3. 1929.

Ders.: Texte du pro Archia. Paris 1929.

Aus: Revue de philologie, de littérature et d'histoire anciennes. Sér. 3. T. 3. 1929.

Gaviola, E.: Efficiency of quenching collisions and the radius of the excited mercury atom. 1929.

Aus: Physical Review. 33. 1929.

Ders.: On Time-lags in fluorescence and in the Kerr and Faraday Effects. 1929.

Aus: Physical Review. 33. 1929.

Glotz, G.: La Cité Grecque. Paris 1928.

(L'Evolution de l'Humanité.)

Greenleaf, C. A.: School Healths Work in Cattaraugus County. New York 1929.

Haalck, H.: Zur Frage der Erklärung der Kursker magnetischen und gravimetrischen Anomalie. T. 1. 2. 1929.

Aus: Gerlands Beiträge zur Geophysik. 22. 1929.

Hochschule, Die Tierärztliche, in Hannover. Festschrift aus Anlaß der Hundertfünfzig-Jahrfeier am 13.—15. Juni 1929. Hannover 1929.

Hughes, Charles Evans: Relaciones de los Estados Unidos con la otras naciones del hemisferio occidental. Princeton 1929.

(Biblioteca Interamericana 7. 1929.)

Jacoby, Felix: Die Fragmente der griechischen Historiker. Teil 2. Zeitgeschichte. D. Kommentar zu Nr. 106—261. 1930.

Ders.: Hesiodi Carmina. Pars 1. Theogonia. Berolini 1930. (Bibliothecae Graecae et Latinae Auctarium Weidmannianum Vol. II.)

Jahrbuch, Deutsches biographisches, hrsg. vom Verbande der Deutschen Akademien der Wissenschaft Deutschlands und Österreichs. 4. 1922. 1929.

Jahrbuch über die Fortschritte der Mathematik. Hrsg. von Emil Lampe und L. Lichtenstein. 50. 1924. 1—4. 53. 1927. 1.

Janet, Charles: La Structure du noyau de l'atome, considérée dans la classification périodique des éléments chimiques. Beauvais 1927.

Ders.: Essais de classification hélicoidale des éléments chimiques. Beauvais 1928.

Ders.: La Classification hélicoidale des éléments chimiques. Beauvais 1928.

Jordan, Julius: Die Ausgrabungen der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft in Warka. 1927.
Aus: Deutsche Forschung.

Kistner, Adolf: Die Pflege der Naturwissenschaften in Mannheim zur Zeit Karl Theodors. Mannheim 1930.
(Geschichte der Kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften in Mannheim. 1. 1930.)

Literaturzeitung, Deutsche. Hrsg. vom Verband der Vereinigten Akademien der Wissenschaften Deutschlands und Österreichs. 5. 11—52. 1929. 6. 1—12. 1930.

Lorey, Wilhelm: Johann Heinrich Lambert. (26. August 1728—25. Sept. 1777). 1929.
Aus: Sitzungsberichte der Berliner Mathematischen Gesellschaft. Jg. 28.

Mazzarella, Giuseppe: Gli Elementi irridutibili dei sistemi giuridici. Catania. Vol. 1. 1919. Vol. 2. 1920.

Moldenhauer, G.: Aus der Tätigkeit der Arbeitsstelle für deutsch-spanische Wissenschaftsbeziehungen in Madrid. 2. Bericht 1929.
Aus: Ibero-Amerikanisches Archiv. 3. 1929.

Neophilologus. Driemaandelike tijdschrift voor de wetenschappelike beoefening van levende vreemde talen en van heer letterkunde. 14. 3. 4. 1928. 15. 1. 2. 1929.

Nierode, Gustav: Das Weltproblem. Der führende Weg durch das Weltgeschehen im Mysterium des Weltvorganges und Weltzweckes in gemeinverständlicher Darstellung. Guben 1929.

Peters, William J.: Tilting Deviations in magnetic declinations. 1929.
Aus: Terrestrial Magnetism and Atmospheric Electricity. 1929.

Rapport de la Commission instituée pour poursuivre l'étude des relations entre les phénomènes solaires et terrestres. (Conseil International de Recherches.) 2. 1929.

Reichspost, die deutsche, und der Weltverkehr. 1929.
Aus: Weltwirtschaft. 17. 1929.

Reitzenstein, Richard: Die Vorgeschichte der christlichen Taufe. Mit Beiträgen von L. Troje. Leipzig. Berlin 1929.

Roeder, Fritz: Die sächsischen Fenstergefäße der Völkerwanderungszeit. 1928.
Aus: Bericht der Römisch-Germanischen Kommission. 18. 1928.

Schenck, Rudolf: Bericht über die während des Jahres 1928 durchgeführten, von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft unterstützten Gemeinschaftsarbeiten auf dem Gebiete der Metallforschung. 1929.
Aus: Deutsche Forschung.

Schmidt, Justus: Die Alte Universität in Wien und ihr Erbauer Jean Nicolas Jadot. Wien. Leipzig 1929.

Scholastik. Vierteljahrsschrift für Theologie und Philosophie. Hrsg. von den Professoren des Ignatiuskollegs in Valkenburg. Jg. 5. 1. 1930.

Schulte, R. W.: Der Einfluß des Kaffees auf Körper und Geist. Experimental-Untersuchungen und Beobachtungen über die psychophysiologische Wirkung von coffeinhaltigem und coffeinfreiem Kaffee. Unter Mitwirkung von Johannes Müller und E. Kupsch. Dresden 1929.

Sethe, Kurt: Amun und die acht Urgötter von Hermopolis. Berlin 1929.
Aus: Abhandlungen der Preuß. Akad. d. Wiss. Jg. 1929. Phil.-Hist. Kl. Nr. 4.

Smith, Frank: Traditional New Testament Mistranslations corrected in the original New Testament. Teocalli. N. Y. o. J.

Söderbaum, H. G.: Jac. Berzelius. Levnadsteckning. Uppsala. Bd. 1. 2. 1929.

Spiller, G.: Foundations for a scientific longhead (including numerals). London 1929.

Sprawozdanie Bibljoteki Miejskiej w Bydgoszczy 1920—1927. 1928.

Stevens, Blamey: The Identity Theory. Manchester 1929.

Strebel, Hermann: Über Aufnahmen der Sonne durch Ultraviolettstrahlen und Fluorescenzlicht 1928.
Aus: Sitzungsberichte der Bayer. Akad. d. Wiss. Math.-nat. Abt. 1928.

Stumpff, K.: Über die Verwendung des Darwinschen Schemas in der Periodogrammanalyse. Leipzig 1929.
Aus: Gerlands Beiträge zur Geophysik. 22. 1929.

Stuttgarter Neues Tageblatt. Festausgabe. 100 Jahre Technische Hochschule Stuttgart 1829—1929. 15.—18. Mai 1929.

Süß, Wilhelm: Karl Morgenstern. (1770—1852). Ein kulturhistorischer Versuch. Dorpat 1928.

Techen, Friedrich: Geschichte der Seestadt Wismar. Wismar 1929.

Thalbitzer, William: Légendes et chants esquimaux du Groenland. Ouvrage trad. du Danois par Hollatz-Bretagne Paris 1929.

Thesaurus linguae latinae ed. auctoritate et concilio Academiarum quinque Germanicarum. Lipsiae. Vol. V. Fasc. 8. 1929.

Verhandlungen der in Berlin abgehaltenen Tagung der Baltischen Geodätischen Kommission 4. 24./28. Sept. 1928.

Warburg, Aby M., zum Gedächtnis. 1929.

Wells, John Edwin: Supplement to a manual of the writings in middle english 1050—1400. New Haven. 4. 1929.

Wilkens, Alexander: Ergebnisse der Beobachtungen am Breslauer Vertikalkreise 1922/25 zur Kontrolle des Fundamentalsystems in Deklination. München 1929. (Abhandlungen der Bayer. Akad. d. Wiss. Math.-nat. Abt. N. F. 2. 1929.)

Untersuchungen über bestrahltes Ergosterin.

Rede, gehalten in der öffentlichen Sitzung am 9. November 1929

von

Adolf Windaus.

Es ist schon einige Jahre her, daß die Verwandtschaft zwischen den Sterinen und dem antirachitischen Vitamin entdeckt worden ist. Seither ist so oft über diese Dinge gesprochen und geschrieben worden, daß ich mich nur ungern entschlossen habe heute noch einmal zu diesem Thema das Wort zu ergreifen. Ich habe mich aber dem Wunsch des Herrn Sekretärs gefügt in der Hoffnung, daß ich dem einen oder anderen von Ihnen etwas Neues sagen kann.

Zunächst muß ich erläutern, was man unter Sterinen und antirachitischem Vitamin versteht.

Die Sterine sind natürlich vorkommende stickstoffreie, hochmolekulare Alkohole, die in ihrem Molekül eine Anzahl nichtaromatischer Ringsysteme enthalten; sie krystallisieren gut, sie sind in Wasser unlöslich und in Äther löslich. Bei der analytischen Aufarbeitung von Naturprodukten finden sie sich daher in der ätherlöslichen Fraktion, der sogenannten Lipoidfraktion, und bei der Verseifung der Lipoide mit alkoholischer Kalilauge gehen sie in den in wässrigen Alkalien unlöslichen Anteil über, in das „Unverseifbare".

Die Sterine liefern eine Reihe sehr empfindlicher Farbenreaktionen, z. B. mit Essigsäureanhydrid und konzentrierter Schwefelsäure; biologisch sind sie vor allem ausgezeichnet durch ihr Vermögen eine Anzahl von Blutgiften, die die roten Blutkörperchen auflösen, zu entgiften. Diese Entgiftung beruht darauf, daß die Sterine mit diesen Blutgiften unwirksame Additionsverbindungen bilden; am besten untersucht sind die Additionsverbindungen zwischen den Sterinen und den Saponinen, vor allem den Digitalissaponinen wie Digitonin.

Die betreffenden Anlagerungsverbindungen sind hier so schwer löslich, daß sie eine glatte Trennung der Sterine von allen anderen Stoffen ermöglichen und daher in der präparativen und analytischen Untersuchung der Sterine eine große Rolle gespielt haben und noch spielen.

Die Sterine sind weit verbreitet im Tier-, Pflanzen- und Pilzreich; vermutlich finden sie sich in jeder Zelle und stellen primäre Zellbestandteile dar.

Das bekannteste unter den Sterinen ist das Cholesterin; es ist ein einfach ungesättigter, sekundärer Alkohol von der Formel

$C_{27}H_{46}O$. Es findet sich bei allen höheren Tieren, teils als freier Alkohol, teils als Fettsäureester. Besonders reichlich ist es im Gehirn, in der Nebennierenrinde und in der Haut vorhanden, und als pathologisches Ablagerungsprodukt in den Gallensteinen, den atheromatösen Aorten und anderen fettig degenerierten Organen. Von seinem Vorkommen in der Galle hat es seinen Namen Cholesterin erhalten.

Bei niederen Tieren, den Insekten, Echinodermaten und Spongien kommen eine Anzahl Sterine vor, die dem Cholesterin außerordentlich ähnlich sind, und die man als Zoosterine zusammenfaßt.

Auch im Pflanzenreich hat man überall, wo man danach gesucht hat, Sterine aufgefunden; man bezeichnet sie als Phytosterine. Sie kommen teils als freie Alkohole, teils als Glykoside in der Pflanze vor. Am meisten verbreitet unter den Phytosterinen sind die Sitosterine, die dieselbe Formel wie Cholesterin haben. Etwas ferner den typischen Sterinen stehen sterinähnliche pflanzliche Alkohole, die sich in der Zahl der Kohlenstoffatome, in der Zahl der Doppelbindungen und bisweilen auch in der Zahl der Hydroxylgruppen von Sitosterin unterscheiden. Die Mannigfaltigkeit der Phytosterine ist also groß, und um so bemerkenswerter ist es, daß man niemals das tierische Cholesterin unter den zahlreichen Pflanzensterinen aufgefunden hat.

Auch bei den Pilzen finden sich besondere Sterine, die man als Mycosterine zusammenfaßt. Am verbreitetsten scheint das Ergosterin zu sein, das Tanret zuerst im Mutterkornpilz aufgefunden hat; es findet sich aber auch in zahlreichen anderen Pilzen und vor allem in der Hefe. Das Ergosterin besitzt die Formel $C_{27}H_{42}O$, es enthält also 4 Wasserstoffatome weniger als Cholesterin und Sitosterin und hat nicht eine, sondern drei Doppelbindungen. Dieses Ergosterin, daß das Hauptsterin der Pilze ist, findet sich überraschender Weise in sehr geringer Menge stets den tierischen und pflanzlichen Sterinen beigemischt.

Außer dem Ergosterin sind im Pilzreich noch zahlreiche andere Sterine vorhanden, deren Untersuchung aber erst jetzt begonnen worden ist. So viel von den Sterinen.

Um auseinanderzusetzen, was man unter dem antirachitischen Vitamin versteht, muß ich etwas weiter ausholen.

Die Rachitis oder englische Krankheit ist eine schon seit langer Zeit bekannte Krankheit; sie ist bei Kindern in den beiden ersten Lebensjahren sehr häufig, vor allem in den Kulturländern der gemäßigten Zone. Sie gibt sich dadurch zu erkennen, daß vor allem an den Wachstumszonen der Knochen osteoides Gewebe entsteht, das kalkfrei bleibt, d. h. kein Calciumphosphat einlagert, und daß in schweren Fällen die Knochen weich und verkrümmt werden. Charakteristisch ist der niedere Phosphatgehalt im Blut der kranken Kinder. Außer der Rachitis gibt es noch eine Reihe anderer Krankheiten, bei denen der Kalk- und der Phosphatstoffwechsel gestört ist, vor allem die Osteomalacie und die Tetanie. Als Heilmittel gegen die Rachitis ist der Lebertran bekannt. Der Lebertran war als Volksmittel gegen alle möglichen Krankheiten

bei der Bevölkerung der Nord- und Ostseeküste beliebt; von ärztlicher Seite scheint er zuerst um 1766 in Manchester gegen Osteomalacie verwendet worden zu sein; die erste Verwendung gegen die kindliche Rachitis scheint 1814 in Berlin stattgefunden zu haben. Seither hat sich der Lebertran seine Stellung im Arzneischatz bewahrt, aber häufig ist, besonders von Kinderärzten, bezweifelt worden, ob er wirklich ein spezifisches Heilmittel gegen Rachitis darstelle.

Neue Wege in der Rachitisforschung sind erst nach dem Kriege betreten worden; drei wichtige Entdeckungen haben dies ermöglicht. Die erste stammt von dem englischen Physiologen Mellamby, der mit einer einseitigen Kost, die arm an Calcium und an gewissen Lipoiden war, mit Sicherheit an Hunden Rachitis erzeugen konnte. Praktisch noch wichtiger hat sich der Befund der amerikanischen Biologen Mac Collum und Sherman erwiesen, nach welchen man mit einer standardisierten, sehr phosphorarmen Diät an Ratten eine experimentelle Rachitis erzeugen kann. Seither hat man noch viele andere Tierarten rachitisch machen können. Die Entdeckung der experimentellen Rattenrachitis hat anfangs, vor allem in Deutschland, nicht die ihr zukommende Beachtung gefunden, weil auf gewisse Unterschiede in der Genese der menschlichen und der Rattenrachitis besonderer Nachdruck gelegt wurde. Demgegenüber möchte ich betonen, daß bei beiden Rachitisformen die Knochenveränderungen identisch sind und daß weiter in beiden der Phosphatgehalt des Blutes herabgemindert ist; vor allem aber, daß alle Heilmittel, die sich bei der experimentellen Rattenrachitis als wirksam erwiesen haben, sich auch bei der menschlichen Rachitis bewährt haben. Es ist daher nunmehr möglich, in einwandfreier quantitativer Weise Stoffe auf ihre therapeutische Wirkung zu prüfen.

Heutzutage hat man sich auf folgende Technik geeinigt. Man nimmt zwanzig 4 bis 6 Wochen alte Ratten im Gewicht von etwa 50 g. Der einen Hälfte gibt man die Mac Collum-Kost; sie müssen bei dieser Diät innerhalb 14 Tagen rachitisch werden, und zwar wird der ganze Versuch nur gewertet, wenn von den 10 Tieren mindestens 9 erkranken; die andere Hälfte der Ratten erhält die Mac Collum-Kost mit dem Zusatz desjenigen Stoffes, der auf antirachitische Wirkung geprüft werden soll. Die kleinste Menge des betreffenden Stoffes, die mindestens 8 von den 10 wachsenden Ratten vor der Rachitis schützt, stellt die biologische Grenzdosis oder die biologische Schutzeinheit dar. Sie beträgt bei gutem Lebertran etwa 5 mg. Durch Versuche an Ratten ist der einwandfreie Nachweis gelungen, daß der Lebertran ein spezifisches Mittel bei der Rachitis und ähnlichen Krankheiten darstellt, und daß er alle anderen Öle bei weitem übertrifft. Der wirksame Stoff findet sich im unverseifbaren Anteil des Lebertrans und wird als antirachitisches Vitamin oder Vitamin D bezeichnet. Er ist in der Natur spärlich verbreitet; er findet sich außer im Lebertran, allerdings in viel geringerer Menge, im Eigelb, und noch weniger in der Butter, von der etwa 1 g die antirachitische Grenzdosis darstellt. In kaum nachweisbaren Spuren ist das Vitamin in

grünen Pflanzen vorhanden; zudem ist sein Gehalt in allen diesen Fällen sehr schwankend.

Als zweite große Entdeckung in der Rachitisforschung ist der Befund von Huldschinsky, einem Berliner Arzte, zu werten. Er fand, daß es außer dem Lebertran noch ein zweites spezifisches Heilmittel gegen Rachitis gibt, das ist das ultraviolette Licht. Diese Erkenntnis war vorbereitet durch frühere Beobachtungen, nach welchen die englische Krankheit eine Winterkrankheit ist und besonders häufig in sonnenarmen Städten auftritt, in denen meist über 75% der Säuglinge an Rachitis im 1. und 2. Lebensjahr erkranken.

Ultraviolettes Licht hat sich sowohl bei der kindlichen Rachitis wie auch bei der Rattenrachitis als wirksam erwiesen, und zwar nur ultraviolettes Licht mit einer geringeren Wellenlänge als 3130 Angström. Solches kurzwelliges ultraviolettes Licht ist in der Ebene und im Winter nur in sehr geringer Menge im Sonnenlicht vorhanden, und so erklärt sich der viel größere Heilerfolg der künstlichen, ultravioletten Lichtquellen und der natürlichen Höhensonne.

Als dritte große Entdeckung gesellt sich zu den beiden ersten die Feststellung von zwei amerikanischen Forschern, Heß und Steenbock; diese fanden unabhängig von einander, daß es garnicht nötig ist den kranken Menschen oder das rachitische Tier zu bestrahlen, sondern daß es genügt die Nahrung zu bestrahlen, die man ihnen reicht. Dieser Befund ist sehr überraschend, er läßt sich nur durch die Annahme deuten, daß in den Nahrungsmitteln weitverbreitet ein Stoff vorhanden ist, der bei der Bestrahlung in Vitamin D übergeht, also eine Vorstufe des Vitamins, ein Provitamin, darstellt. Auch in der Haut des Menschen oder des Tieres findet sich dieses Provitamin, und die Heilwirkung der direkten Bestrahlung beruht augenscheinlich darauf, daß es auch im lebenden Organismus bei der Ultraviolettbestrahlung in Vitamin D verwandelt wird.

Das grundlegende Neue an den Versuchen von Heß und Steenbock sehe ich in der Erkenntnis, daß die Lichttherapie der Rachitis und ähnlicher Krankheitszustände durch einen chemischen Vorgang bedingt ist, durch eine photochemische Umwandlung, die ein noch unbekannter Stoff unter dem Einfluß des kurzwelligen Lichtes erleidet. Diese Erkenntnis mußte dazu führen, daß nunmehr auch Physiker und Chemiker die Lösung des Problems in Angriff nahmen. Die Chemiker begannen die Suche nach dem Provitamin; sie fanden es im Lipoidanteil der Naturstoffe, und zwar im unverseifbaren Anteil, der, wie ich anfangs erwähnte, zum großen Teil aus Sterinen besteht; und tatsächlich konnten die Sterine durch Ultraviolettbestrahlung antirachitisch aktiviert werden, und auch sehr häufiges Umkrystallisieren der Sterine nahm ihnen ihre Aktivierbarkeit nicht.

Man hat zunächst geglaubt, daß alle Sterine, die Zoosterine, die Phytosterine und die Mycosterine durch Ultraviolett aktiviert würden; und es hat einer zweijährigen, intensiven Forschung be-

durft, bis festgestellt wurde, daß nicht das Cholesterin und Sitosterin, sondern eine Beimengung derselben das eigentliche Provitamin sei. Physikalische Untersuchungsmethoden haben hierbei entscheidend mitgewirkt. Schon Heß und Weinstock hatten gefunden, daß das gewöhnliche, umkrystallisierte Cholesterin eine ziemlich schwache Absorptionsbande bei 270 bis 300 mμ zeigte. Heilbronn und Pohl fanden nun, daß diese Ultraviolettbande des Cholesterins bei intensiver Bestrahlung ausgebleicht wurde, ohne daß das Cholesterin seinen Schmelzpunkt, seine Krystallform oder seine optische Drehung änderte; sie schlossen hieraus, daß die Ultraviolettabsorption nicht dem Cholesterin als solchem zukommen könne. Rosenheim und Heß beobachteten dann, daß die Ultraviolettabsorption zwar beim Umkrystallisieren des Sterins erhalten blieb, daß sie aber bei chemischen Reinigungsverfahren verschwand. Rosenheim und Heß konnten dann nachweisen, daß solche nicht mehr absorbierenden Cholesterinpräparate auch physiologisch nicht mehr aktivierbar waren. Hieraus ging hervor, daß die im Ultraviolett absorbierende Beimischung des Cholesterins und Sitosterins das Provitamin sei. Diese Beimischung zu identifizieren erwies sich als leichter als zu vermuten war. Sie mußte, da sie ebenso wie Cholesterin mit Digitonin ausfiel, ein Sterin sein; und bei der optischen Durchprüfung der Sterine durch Pohl ergab es sich, daß das Ergosterin das Ultraviolettspektrum des Cholesterins besaß, nur in tausend mal größerer Intensität; und bei der physiologischen Prüfung durch Rosenheim und Holtz ergab sich, daß das Ergosterin durch Ultraviolett antirachitisch wirksam wurde, aber ebenfalls in mehr als 1000 mal größerer Intensität als das Cholesterin. Diese Befunde bewiesen, daß das Ergosterin das antirachitische Provitamin sei, und alle späteren Untersuchungen haben dies bestätigt. Die physiologische Wirkung des Ergosterins ist phantastisch; die antirachitische Grenzdosis, an der Ratte gemessen, beträgt etwa $^1/_{50000}$ mg, es ist mehr als 200000 mal so wirksam wie Lebertran und 10000000 mal so wirksam wie bestrahlte Milch; es ist bei weitem das antirachitisch wirksamste Agens, das wir kennen.

Seitdem im Januar 1927 die Identifizierung des bestrahlten Ergosterins mit dem Vitamin D erfolgt ist, hat eine Flut von Arbeiten über dieses Thema eingesetzt; vor allem ist zunächst untersucht worden, ob es für das Vitamin andere Vorstufen gibt als Ergosterin, und ob es gelingt, das Ergosterin auf anderem Wege zu aktivieren als durch Ultraviolettbestrahlung. Während andere Vorstufen wie Ergosterin nicht gefunden worden sind, haben Knudson und Coolidge beobachtet, daß auch Hochspannungskathodenstrahlen das Ergosterin zu aktivieren vermögen, doch wird durch diese Strahlen das gebildete Vitamin sehr rasch zerstört, so daß nur schwach wirksame Präparate erhältlich sind. Ob α-Strahlen wirksam sind, scheint nicht untersucht zu sein. Mit der sog. dunklen elektrischen Entladung und mit Röntgenstrahlen läßt sich die Aktivierung des Ergosterins nicht erreichen. Wir haben auch versucht durch Sensibilatoren das Ergosterin für lang-

31620

welliges Licht empfindlich zu machen, hierbei gelingt es tatsächlich, gewisse Lichtreaktionen, die sich als Dehydrierungen und Oxydationen herausgestellt haben, zu erzwingen. Diese Lichtreaktionen sind aber von prinzipiell anderer Natur als die Ultraviolettumsetzungen und führen nicht zum Vitamin D. Ebensowenig ist es bisher geglückt, die Umwandlung des Ergosterins in Vitamin D auf rein chemischem Wege zu erreichen; es gibt bisher keinen Beweis dafür, daß das Vitamin auf einem anderen Wege erzeugt werden könne als durch Bestrahlung des Ergosterins. Auch das im Tierreich und Pflanzenreich vorhandene Vitamin D verdankt vermutlich sein Entstehen letzten Endes stets einem Bestrahlungsvorgang und nicht irgend einer biologischen Dunkelreaktion. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß es nicht noch gelingen könnte, die Umwandlung des Ergosterins in Vitamin auf rein chemischem Wege durchzuführen.

Welcher Art ist nun der geheimnisvolle Vorgang, der das Ergosterin in das Vitamin D verwandelt? Wenn man diese Frage entscheiden will, muß man vor allem während der Bestrahlung den Sauerstoff von dem Ergosterin fernhalten; denn das Ergosterin selbst und vor allem das photochemische Reaktionsprodukt des Ergosterins sind außerordentlich empfindlich gegen Sauerstoff und werden von Sauerstoff zu einem Gemisch von Stoffen oxydiert, die über 10% Sauerstoff mehr enthalten können als Ergosterin.

Am besten bestrahlt man in rotierenden, hochevakuierten Gefäßen. Die Veränderung des Ergosterins gibt sich dadurch zu erkennen, daß die Fällbarkeit durch Digitonin verschwindet und daß die Löslichkeit in Alkohol stark zunimmt, daß die stark negative Drehung zurückgeht und daß das Absorptionsspektrum sich verändert.

Wie das Spektrum uns zeigt, sind die Reaktionsprodukte nicht einheitlich. Zunächst entsteht ein Stoff, der in der Gegend von 270 mμ eine stärkere Absorption besitzt als Ergosterin; dieser Stoff ist ziemlich beständig gegen Magnesiumfunken, dagegen viel weniger beständig gegen Quecksilberlicht; bei sehr langer Bestrahlung wird er zerstört, und es ensteht ein Stoffgemisch, das über 250 mμ nicht mehr absorbiert. Dieses Stoffgemisch mit abgebautem Spektrum ist physiologisch inaktiv. Wenn die photochemischen Reaktionprodukte auch nicht einheitlich sind, sind sie doch dadurch ausgezeichnet, daß sie noch alle dieselbe analytische Zusammensetzung und dasselbe Molekulargewicht haben wie Ergosterin. Bei der Bestrahlung geht also nur eine Isomerisierung des Ergosterins vor sich. Bei dieser Isomerisierung bleiben die Hydroxylgruppe und die drei Doppelbindungen erhalten, wie quantitative Bestimmungen mit Methylmagnesiumjodid und mit Benzopersäure sicher erwiesen haben. Vermutlich findet bei der Bildung des Vitamins nur eine sterische Umlagerung statt, vergleichbar dem Übergang von Stilben in Isostilben; dafür spricht die Zunahme der Absorption. Bei der Überbestrahlung wird dagegen höchst wahrscheinlich eine Konjugation von Doppelbindungen aufgehoben und dadurch eine Verschiebung des Absorptionsspektrums in das Kurzwellige

erreicht. Von besonderer Wichtigkeit scheint es mir zu sein, daß es gelungen ist, sowohl vom Vitamin D wie von den Überbestrahlungsprodukten einheitliche, krystallisierte Derivate zu gewinnen.

Wie wirkt nun das bestrahlte Ergosterin bei der Rachitis? Hierüber möchte ich mich als Laie nur zurückhaltend äußern. Charakteristisch ist jedenfalls der niedrige Phosphatgehalt des Blutes, und dieser niedere Phosphatgehalt bleibt bestehen, auch wenn man phosphorsaures Salz füttert. Sobald aber Vitamin D gegeben wird, steigt der Phosphatgehalt des Blutserums an; und auch der Calciumgehalt, der oft niedrig ist, wird erhöht; und während bei geringem Gehalt an Phosphat und Calcium keine Abscheidung von Calciumphosphat im Gewebe statthatte, setzt diese ein, sobald sich Phosphat und Kalkgehalt des Blutserums der Norm nähert.

Es hat sich nun der sehr bedeutsame Befund ergeben, daß bei Überdosierungen von Vitamin der Phosphatgehalt und vor allem der Calciumgehalt des Blutes über die Norm steigen kann, und daß nunmehr unlösliche Kalksalze sich noch in anderen Geweben absetzten, in der Leber, den Nieren und vor allen in den Arterien; die Tiere nehmen an Gewicht ab und können durch hohe Dosen von bestrahltem Ergosterin zugrunde gehen.

Übrigens sind die verschiedenen Tiere sehr verschieden empfindlich; wenig empfindlich, ja unempfindlich sind Hühner, sehr empfindlich Katze und Kaninchen. Hund, Maus, Ratte stehen in der Mitte. Die Spanne zwischen der therapeutischen und der toxischen Dosis ist bei der Ratte außerordentlich groß; das 5000-fache der therapeutischen Dosis ist noch nicht giftig; und dies Verhältnis zwischen therapeutischer und toxischer Dosis findet sich nicht nur in unsern eignen Präparaten, sondern auch in den verschiedenen technischen Produkten, obschon hier die absolute Wirksamkeit der Präparate außerordentlich verschieden ist. Es ist also wahrscheinlich, daß die antirachitische und die toxische Wirkung derselben Substanz zugeschrieben werden muß.

Diese „Hypervitaminose“ ist nun von großem Interesse auch darum, weil es durch kombinierte Verfütterung von Cholesterin und Vitamin D beim Kaninchen gelungen ist einen Krankheitszustand der Arterien zu erzeugen, der der menschlichen Atheromatose und Arteriosklerose außerordentlich ähnlich ist. Möglicherweise wird die experimentelle Kaninchenarteriosklerose uns erlauben, systematisch Stoffe auf antisklerotische Wirkung im prophylaktischen Versuch zu untersuchen.

Richard Zsigmondy.

Von

Gustav Tammann.

Richard Zsigmondy, geb. 1. April 1865, gest. 23. September 1929, knüpfte an die Arbeiten von Thomas Graham an.

Bringt man auf quellbare Membranen die Auflösungen verschiedener Stoffe in Wasser und berieselt die andere Seite der Membran mit Wasser, so dringen die gelösten Stoffe durch die Membran, wenn sie beim Eindampfen der Lösung sich als Kristalle ausscheiden; wenn sie aber nicht zu kristallisieren vermögen, sondern beim Eindampfen als glasartige Masse zurückbleiben, so vermögen sie auch die Membran nicht zu durchdringen. Thomas Graham, der in den 60er Jahren diesen Unterschied bei der Diffusion erkannte, nannte die Stoffe, welche die Membran nicht durchdringen und nicht kristallisieren, Kolloide.

Es lag die Vermutung nahe, daß die Kolloide durch besonders große Moleküle ausgezeichnet sind, auch wenn ihre chemische Zusammensetzung eine einfache ist, wie die der gelösten Kieselsäure, der gelösten Tonerde oder des gelösten Eisenoxydes.

Als durch die neuere Entwicklung der physikalischen Chemie die Bestimmung des Molekulargewichts gelöster Stoffe möglich wurde, konnte diese Vermutung bald bestätigt werden. Aber diese Lösungen konnten Teilchen sehr verschiedener Größe enthalten, wirkliche Moleküle und Anhäufungen derselben. Das durch Bestimmung der Dampfdruck- oder Gefrierpunktserniedrigung gefundene Molekulargewicht braucht also nur einen mittleren Wert der Teilchen sehr verschiedener Größe anzugeben. Hierauf deutet folgende Erscheinung:

Staubfreie Flüssigkeiten sind optisch leer, das heißt, die Bahn eines intensiven Lichtstrahles ist in ihnen nicht zu sehen; wenn aber sehr feine Teilchen oder ein kolloider Stoff im Wasser vorhanden ist, so wird die Spur des Lichtstrahls sichtbar, weil Teilchen, deren Dimensionen etwa den Wellenlängen des Lichtes gleich sind, Teile des Lichtbündels nach den Seiten hin abbeugen. Ein solches durch kleine Teilchen sichtbares konisches Strahlenbündel nennt man den Tyndallkegel. Es müssen also in den Lösungen von Kolloiden auch relativ recht große Teilchen vorhanden sein. Es entstand die Aufgabe, die Größe dieser Teilchen zu bestimmen. Unter dem Mikroskop können im äußersten Falle Teilchen bis zum Durchmesser von 2.10^{-4} mm erkannt werden, aber auch die größeren Teilchen in den kolloiden Lösungen werden bei solchen Vergrößerungen noch nicht sichtbar.

Außer den genannten kolloiden Lösungen waren seit langem bekannt die der Edelmetalle. Fügt man zu der Lösung eines Edelmetalles reduzierende Stoffe, so entstehen prächtig gefärbte Lösungen; die des Goldes können tiefrot gefärbt sein. Diese Färbungen durchdringen quellbare Membranen nicht, die Metalle müssen in diesen Lösungen in Form von Teilchen vorhanden sein, die aus vielen Atomen bestehen. Die Frage war, wie viele Atome enthalten diese Teilchen, und sind sie gleicher oder verschiedener Größe?

So lagen die Dinge, als Zsigmondy an diese Frage herantrat, ausgerüstet mit Erfahrungen, die sich in glücklicher Weise zu ihrer Beantwortung vereinigten.

Vom Gedanken, die Teilchen unter dem Mikroskop zu sehen, das heißt, ihre Umrisse zu erkennen, hatte Zsigmondy sich frei gemacht. Aber konnte man die Teilchen in einem kleinen Raum zählen, so war auch ihr Gewicht gegeben, da ihr Gesamtgewicht in einem bestimmten Volumen bekannt war. Nun können bei sehr intensiver Beleuchtung die Sonnenstäubchen wahrgenommen werden, wenn auch ihre Form nicht erkannt werden kann. Daher sagte sich Zsigmondy: bringe ich den Tydallkegel in einer Lösung kolloiden Goldes unter ein gewöhnliches Mikroskop, so liegt die Möglichkeit vor, auch die Goldteilchen wie die Sonnenstäubchen zu sehen, ihre Zählung muß dann Aufschluß über ihre Größe ergeben. Dieser Gedanke Zsigmondy's bedeutete die Erfindung des sogenannten Ultramikroskops, welches ein ganz gewöhnliches Mikroskop ist, in dem aber die gewöhnliche Beleuchtung in der Richtung der optischen Achse des Mikroskops durch eine senkrecht zur Mikroskopachse, die Dunkelfeldbeleuchtung, ersetzt ist, durch welche die Teilchen wie die Sonnenstäubchen beleuchtet werden, wobei nur das von ihnen reflektierte Licht ins Auge des Beobachters gelangt. Die betreffenden entscheidenden Versuche hat Zsigmondy selbst mit sehr bescheidenen Mitteln ausgeführt, das Resultat bestätigte die Richtigkeit der Vermutung[1]). Schon bei 100facher Vergrößerung wurden in den roten, etwas trüben Goldlösungen Tausende von leuchtenden Goldteilchen sichtbar. In ganz klaren, tief roten Lösungen, welche das Gold wahrscheinlich in viel feinerer Verteilung enthalten, als die trüben, waren allerdings keine leuchtenden Partikeln zu sehen; aber setzte man zu der Lösung etwas Kochsalz, ein Mittel zur Vereinigung vieler kleiner Goldteilchen, so erschienen sie zu Tausenden. Es mußte also möglich sein, die Teilchen zu zählen, und so zur Kenntnis ihrer Größe zu gelangen. In den Lösungen sind aber die Goldteilchen in lebhafter Bewegung, sie wimmeln in Folge der Molekularbewegung durcheinander, so daß eine Zählung sehr erschwert ist.

Zsigmondy hatte schon als Student über gefärbte und durch das Färbungsmittel trüb gewordene Gläser gearbeitet, ihm war auch das Goldrubinglas wohl bekannt, welches durch Auflösen von Gold in flüssigem oder weichem Glas hergestellt wird. In heißem Zustande sind diese Massen farblos, aber wenn die zuvor abge-

---

1) R. Zsigmondy: Zur Erkenntnis der Kolloide. Jena 1906. S. 80.

kühlten Massen wieder erhitzt werden, so werden sie tief rot und gleichen dann den kolloiden Goldlösungen. Wahrscheinlich enthalten die roten, klaren Gläser das Gold in Form sehr kleiner Teilchen. In diesen Gläsern mußte die Zählung der Goldteilchen leicht möglich sein, da in ihnen die Teilchen sich nicht bewegen können.

Hier gewann Zsigmondy die sehr wesentliche Hilfe des Herrn Dr. H. Siedentopf, eines Mitarbeiters der Firma Zeiß, mit der Erlaubnis des Leiters der Firma, des Herrn Prof. Abbe. Dadurch standen beiden die großen Hilfsmittel des Zeiß-Werkes zu Gebot, und doch bedurfte es noch der Arbeit von fast zwei Jahren, bis ein Apparat konstruiert und ausgeführt war, der die geplanten Zählungen ermöglichte. Schließlich konnten Goldteilchen von 0,000015 mm Durchmesser noch im Kegel des elektrischen Bogenlichtes und Goldteilchen von 0,000005 mm konnten im Kegel hellsten Sonnenlichtes erkannt werden; es war also gelungen, noch Goldteilchen sichtbar zu machen, deren Durchmesser nur 50 mal den des Goldatoms übertraf. Diese kleinsten sichtbaren Teilchen enthielten immerhin noch 100000 Atome. Aber es war ein sehr wesentlicher Schritt zur Bestimmung der Teilchen von 4 bis 200 Millionstel mm vorwärts gemacht.

In Jena selbst sagte man, wir haben schon früher die Dunkelfeldbeleuchtung eingeführt. Diese aber hatte für die sichtbare Trennung kleinster, noch eben sichtbarer Abstände keinen großen Fortschritt gebracht. Bei der Erfindung von Zsigmondy handelt es sich auch nicht um die Auflösung von Strukturen, sondern um das Sichtbarmachen eines einzelnen Teilchens, wobei es nicht nur auf die Dunkelfeldbeleuchtung als solche, sondern auf die Intensität der Strahlen ankommt, welche durch das Dunkelfeld geschickt werden.

In der Monographie: „Zur Erkenntnis der Kolloide“ hat Zsigmondy 1905 die Resultate seiner Untersuchungen über die roten Goldlösungen und die Goldrubingläser zusammen gefaßt. Er stand damals auf der Höhe seiner Erfolge. 1898 hatte er eine sehr beachtete Untersuchung über die reproduzierbare Darstellung und die Eigenschaften hochroter kolloider Goldlösungen und über den Cassiusschen Purpur, und 1901 eine über die Schutzwirkung fremder Stoffe auf die Fällung kolloider Goldlösungen ausgeführt.

Der von Cassius in Leiden entdeckte Purpur, eine geschätzte Glasmalerfarbe, war von ausgezeichneten Chemikern untersucht worden, ohne daß eine Entscheidung erzielt wurde, ob dieses merkwürdige Präparat ein Gemenge oder eine Verbindung ist. Versetzt man eine Lösung von Goldchlorid mit Zinnchlorür, unter Schütteln mit Luft, dann scheidet sich ein brauner Niederschlag aus, der in ammoniakhaltigem Wasser in roter Farbe sich auflöst, also die Eigenschaft eines Salzes zeigt. Doch kann dem Purpur durch Königswasser, welches Gold schnell löst, Gold nicht entzogen werden. Hieraus schloß Berzelius, daß der Purpur eine Verbindung von Goldoxydul und Zinnoxyd ist, welche als Säure Salze zu bilden vermag. Zsigmondy konnte zeigen, daß durch Mischung einer Lösung

von kolloidem Gold und kolloider Zinnsäure der Purpur ebenfalls entsteht und diese Präparate in allen Beziehungen mit den aus Goldchlorid und Zinnchlorürlösung hergestellten identisch sind, daß also der Purpur ein Gemenge von sehr kleinen Gold- und sehr kleinen Zinnsäureteilchen darstellt. Er hatte später die Genugtuung, mit dem Ultramikroskop diese Erkenntnis überzeugend zu demonstrieren. Die Löslichkeit des Purpurs in ammoniakhaltigem Wasser beruht also nicht darauf, daß er ein Salz ist, sondern auf einer Verteilung der Zinnsäureteilchen in Wasser. Die Ammoniakmengen, welche die Verteilung veranlassen, liegen weit unter denen äquivalenten Mengen, welche der Purpur als Salz der Zinnsäure zu einer Lösung benötigen könnte.

Die andere bemerkenswerte Arbeit aus jener Zeit betrifft die Schutzkolloide. Fügt man zu einer roten Lösung von kolloidem Gold Salze, so tritt ein Farbenumschlag in violett ein. Zusätze von Gelatine oder Gummi arabicum verhindern diesen Farbenumschlag. Für verschiedene Eiweißstoffe ist die Menge, welche den Farbumschlag verhindert, sehr verschieden, was für die Identifizierung verschiedener Eiweiße von Bedeutung ist. Diese merkwürdige Erscheinung konnte durch ultramikroskopische Untersuchung aufgeklärt werden. Der Farbenumschlag ist von einer Vereinigung kleiner Goldteilchen zu größeren begleitet, und die Eiweiße und andere hochmolekulare Stoffe hindern schon in außerordentlich kleinen Mengen diese Vereinigung, wahrscheinlich weil sie sich selbst an die Goldteilchen anlagern.

Als 1907 die Professur für anorganische Chemie an unserer Universität zu besetzen war, handelte es sich darum, den Arbeiten dieses Institutes eine neue Richtung zu geben, durch die ein Teil der anorganischen Chemie weiter zu entwickeln war. Es stand fest, daß durch Zsigmondy's Arbeiten die anorganische Kolloidchemie in eine neue Phase der Entwicklung getreten war, und daß diese Entwicklung sich unter Zsigmondy's Leitung fortsetzen würde. Im Hinblick darauf schlug die Fakultät Zsigmondy für die Professur der anorganischen Chemie vor. Er lebte damals als Privatgelehrter in dem Dorfe Terlago über Trient. Der Wunsch, mit Mitarbeitern seine Arbeiten schneller fördern zu können, und die Möglichkeit, nur über das von ihm bearbeitete Gebiet zu lesen, bestimmten ihn zur Annahme des Rufes.

Die Arbeit im Göttinger Institut gestaltete sich bald sehr fruchtbar. In W. Bachmann gewann er einen verständnisvollen Mitarbeiter, mit dem er die umstrittenen Strukturen der Gele und den Vorgang der Gelatinierung aufklärte, wobei das von ihm konstruierte Immersions-Ultramikroskop vorzügliche Dienste leistete.

Die Abhängigkeit der Dampfdrucke von Wassergehalt bei der Wasserabgabe und der Wasseraufnahme der Gele, besonders des Kieselsäuregels, war von van Bemmelen eingehendst untersucht worden. Bei der Wasserabgabe schrumpfen die Gele und bilden bei einem geringen Wassergehalt spröde glasartige Massen, der Dampfdruck nimmt dabei kontinuierlich ab im Gegensatz zur Abnahme bei wasserhaltigen Kristallen, bei denen es bei bestimmten

Wassergehalten, die multipeln Proportionen entsprechen, diskontinuierlich absinkt.

Zsigmondy erklärte das Sinken des Dampfdruckes bei der Wasserentziehung durch die Dampfdruckerniedrigung in den Kapillaren, deren Wände durch das Anhydrid der Kieselsäure gebildet werden; zuerst entweicht das Wasser aus den weiten Kapillaren unter höherem Dampfdruck, dann aus den engeren bei kleineren Dampfdrucken. In dieser Weise wird die Abnahme der Dampfdrucke mit abnehmendem Wassergehalt in den Poren verständlich.

Die Kieselsäuren und ihr ähnliche Kolloide können aber auch noch in einer anderen Form hergestellt werden, nämlich nicht nur als zusammenhängende feinporige und feste Massen, sondern auch als sehr feines Pulver oder sehr weiträumige wenig feste Gallerten, und in diesem Zustande zeigen sie ein den Kristallen analoges Verhalten bei ihrer Entwässerung. Durch die Arbeiten von Willstätter, W. Biltz und besonders von P. A. Thiessen ist das erwiesen worden.

Man wird sich also die Wände der Kapillaren nicht bestehend aus den wasserfreien Stoffen, sondern aus Hydraten zu denken haben, und zwar aus bestimmten Hydraten in verschiedenen Mischungsverhältnissen. Besonders bei höheren Wassergehalten wird die Auffassung von Zsigmondy der Wirklichkeit sich nähern.

Auch über die Struktur der Seifen ließ Zsigmondy arbeiten. Sie wurden von W. Bachmann und Müller von Blumencron als filzartige Massen, bestehend aus Fäden quellbarer Kristalle erkannt.

Bei der Aufzählung eines Teiles der bedeutenden Arbeiten seines Institutes sind auch die Bestimmungen der elektrischen Ladungen kolloider Teilchen im Verhältnis zu deren Masse durch Wintgen zu erwähnen.

Während des Krieges hatte Zsigmondy feinporige Membranen hergestellt, welche bei der Wasserfiltration Bakterien zurückhielten. Er hoffte, jeden Soldaten durch einen kleinen Wasserfiltrationsapparat vor Infektion durch schlechtes Trinkwasser zu schützen. Die Heeresleitung konnte aber nicht darauf eingehen, das Gepäck des Infanteristen auch nur um ein geringes zu vermehren, sie wollte aber gern Apparate im großen Maßstabe ausgeführt haben. Diese Filter sind unter dem Namen Membranfilter seither verbreitet worden und leisten sowohl in Großbetrieben als auch in Laboratorien zur Trennung von Stoffen verschiedener Teilchengrößen gute Dienste, da man sie in verschiedener, aber bestimmter Porenweite herstellen kann.

Es ist von Interesse, den Bildungsgang eines Mannes zu verfolgen, der Zsigmondy's Leistungen aufzuweisen hat. Seine Studien begann er in Wien, wo er sich in der altbewährten Wiener Schule vor allem ein tüchtiges Können in der analytischen Chemie aneignete. Er setzte das Studium in München auf dem damals fast allein möglichen Gebiete der organischen Chemie fort, promovierte aber in Erlangen mit der Dissertation: „Beiträge zur Synthese von Indenderivaten“, 1890. Damit hörten auch seine Beziehungen zur organi-

schen Chemie fast auf. Die Entwicklung der physikalischen Chemie hat ihn nicht beeinflußt, weder zur Leipziger noch zur holländischen Schule trat er in Beziehungen, er wollte seinen eigenen Weg gehen, und daß er das konnte, hat er bewiesen. Frei vom Streben nach äußerer Stellung trat er unbeeinflußt von den gangbaren Theorien an die Objekte seiner Beobachtungen. Nach einer kurzen Privatassistentenzeit bei August Kundt, während der er den starken Einfluß des Eisenoxyduls auf die Wärmeabsorption von Gläsern untersuchte, habilitierte er sich 1893 für chemische Technologie in Graz. Die Vorlesungen scheinen ihn wenig befriedigt zu haben, denn schon 1897 trat er in das Glaswerk von Schott und Genossen ein. Aber hier fand er nicht die hinreichende freie Zeit für seine Arbeiten, und als ihm die Synthese des Cassiusschen Purpurs gelungen war, gab er diese Stellung auf und wurde 1900 Privatgelehrter. Während der folgenden sieben Arbeitsjahre in Jena führte er seine grundlegenden Arbeiten aus.

Die ersten Jahre in Göttingen waren die besten seiner Göttinger Zeit. Zwar machte ihm die zweistündige Vorlesung viel Mühe, aber sie war doch die Vorbereitung zu seinem ausgezeichneten Werk: „Kolloidchemie“, und mit einer Reihe von Mitarbeitern konnte er manches fördern, wozu die Zeit des Einzelnen nicht ausgereicht hätte. Dann kam der Krieg und auch die ersten Vorboten der Arteriosklerose. Die Inflation, der Verlust seines Vermögens, die Unmöglichkeit, seine sonnige Villa in Terlago zu erreichen, drückten ihn schwer darnieder. Die Symptome der Krankheit wuchsen. In dem naßkalten Winter Norddeutschlands fror er beständig, und der nasse Sommer brachte auch nicht die ersehnte Sonne. Ein bitteres Schicksal, den Verfall seiner Kräfte zu beobachten, bis schließlich das Verschwinden der Krankheitseinsicht Erleichterung brachte, und endlich, endlich der Erlöser an ihn herantrat.

Hermann Wagner.

Von

Wilhelm Meinardus.

Die Gesellschaft der Wissenschaften hat im verflossenen Jahr den Verlust ihres ältesten Mitgliedes zu beklagen gehabt. Hermann Wagner, der ihrer Philologisch-Historischen Klasse seit 1880 angehörte, starb am 18. Juni 1929, wenige Tage vor Vollendung seines 89. Lebensjahres. Fast ein halbes Jahrhundert hat er oft mit der Vorlage eigener Arbeiten, immer aber mit weitgespannter Aufmerksamkeit an den regelmäßigen Sitzungen unserer Gesellschaft und an deren geistigem Leben teilgenommen. Vielleicht fühlte er sich mit ihr schon von früher Jugend an innerlich verbunden, da sein Vater Rudolf Wagner im Jahre 1840 als Nachfolger des großen Naturforschers Johannes Blumenbach von Erlangen nach Göttingen berufen, bald zum Mitglied der Kgl. Societät der Wissenschaften gewählt wurde. Jedenfalls standen die Erziehung und die Blickrichtung Hermann Wagners, wie er selbst bezeugt, in seiner Schulzeit bereits unter dem starken Einfluß des akademischen Lebens in Göttingen und des geselligen Verkehrs, der in seinem Elternhause einen seiner Brennpunkte hatte.

Nach absolvierter Schulzeit galten die Studien Hermann Wagners seiner Neigung entsprechend der Mathematik und den Naturwissenschaften. Dabei schwebte ihm bald als Ziel vor Augen, sich für mathematische Physik zu habilitieren. Aber das Streben zur akademischen Laufbahn sollte erst nach einem Umweg über den Schullehrerberuf Erfüllung finden. Nach der Lehramtsprüfung und noch vor der Promotion, auf Grund einer Dissertation über die Maßbestimmungen der Oberfläche des großen Gehirns (1864), zu der ihn sein Vater bei der Neukatalogisierung der Blumenbachschen Schädelsammlung angeregt hatte, fand Wagner zunächst Beschäftigung am Göttinger Gymnasium, konnte aber sehr bald eine ihm angetragene Oberlehrerstelle am Gymnasium Ernestinum in Gotha übernehmen. Seine 12jährige Tätigkeit an diesem diente nicht nur zur Entfaltung seiner pädagogischen Fähigkeiten, die sein ganzes Lebenswerk beeinflußt und seine weitgehende Wirkung auf die Ausgestaltung des geographischen Unterrichts begründet haben; er wurde dort vor allem auch im engeren Verkehr mit den führenden Männern an der Geographischen Anstalt von Justus Perthes und als deren Mitarbeiter zu den wissenschaftlichen Aufgaben hingeleitet, die seinen Forschungen die Richtung geben sollten. In August Petermann, dem eigentlichen Begründer des Weltrufs der

Gothaer Firma und deren geistigem Führer im letzten großen Zeitalter der Entdeckungen um die Mitte des 19. Jahrhunderts, gewann Wagner einen Mentor, der ihn mit den weltweiten Aufgaben und darstellenden Methoden der Geographie vertraut machte. Die Bedeutung der kartographischen Wiedergabe und Zusammenfassung geographischer Entdeckungen und Erkenntnisse stehen seit dieser Zeit für Wagner im Mittelpunkt des Interesses. Dazu kam die seinen statistischen Neigungen entgegenkommende Mitarbeit am Gothaischen Hofkalender, deren statistischen Teil er in 8 Jahrgängen (1869—76) redigierte. Daraus entsprang weiter, unter Mitarbeit von Ernst Behm und später Alexander Supan, die wertvolle Publikationsreihe, die unter dem Titel „Die Bevölkerung der Erde“ in den Ergänzungsheften zu Petermanns Geographischen Mitteilungen in den Jahren 1872—93 erschienen ist und als Quellenwerk zuverlässiger statistischer Angaben aus allen Ländern der Erde noch heute einen hohen Rang einnimmt.

Mit der Beendigung seiner Gothaer Zeit, die für ihn nicht minder eine Zeit des Lernens wie des Lehrens, eine Periode der Ausbildung seiner besonderen Fähigkeiten und Neigungen war, tritt der entscheidende Wendepunkt in Wagners Leben ein: die Berufung auf den neugegründeten Lehrstuhl der Universität Königsberg (1876). Hier begann die Epoche des Lehrens und Lernens in einem höheren Stile als zuvor. Die akademische Freiheit beflügelte seine schöpferische Kraft zur Ausgestaltung der Geographie als einer Wissenschaft mit eigenen, festumrissenen Aufgaben und Zielen. Hier konnte er noch Neuland vor sich sehen in Anbetracht der Tatsache, daß bis dahin der Geographie in der gelehrten Welt und öffentlichen Meinung meist nur der Charakter einer Hilfswissenschaft der Geschichte zuerkannt wurde. Eine festere Unterlage für die Auffassung, die Wagner verfocht, fehlte; sie mußte erst geschaffen werden. Die Fäden zu Alexander von Humboldt und zu Carl Ritter mußten wieder aufgenommen und mit dem neuen Gewebe der von Oskar Peschel und von Ferdinand von Richthofen eingeleiteten naturwissenschaftlichen Richtung zu einer Einheit verflochten werden. Seine Vorlesungen und wissenschaftlichen Arbeiten in Königsberg stehen unter dem Zeichen der Durchführung einer erstmaligen Synthese dessen, was der Geographie aus vielen Quellen zufließt, und unter dem Zeichen einer kritischen Sonde dessen, was der geographischen Forschung zukommt und was anderen Wissenschaften zu überlassen bleibt. Aus der Durchdringung des Stofflichen und Methodischen ging das Hauptwerk Wagners hervor, das Lehrbuch der Geographie, das er aus einem noch unzulänglichen, weil einseitigen Werk des Hannoveraners Hermann Guthe neu gestaltete. Mit ihm hat Wagner ein fest fundiertes Lehrgebäude der Geographie geschaffen, das seinen Ruf in der wissenschaftlichen Welt begründete und wachsen ließ. Denn unermüdlich war er bestrebt, jede Neuauflage der „Allgemeinen Erdkunde“ mit den Fortschritten der Wissenschaft auszustatten. Er wurde mit diesem seinem Hauptwerk, wie er selbst gesagt hat, „gleichsam der Buchführer der geographischen Wissenschaft“.

Seine Königsberger Zeit endete nach 4jähriger Tätigkeit 1880, als er kurz nach dem Tode des Statistikers und Geographen Eduard Wappaeus nach Göttingen berufen wurde, und diesen Ruf einem gleichzeitigen nach Leipzig vorzog. In Göttingen fand Wagner kaum einen Anfang zu einem geographischen Seminar, sodaß er wie in Königsberg erst daran gehen mußte, die Hilfsmittel für den Unterricht herbeizuschaffen. Aber in langer, zäher Arbeit gelang es ihm während der 40 Jahre seiner Göttinger Lehrtätigkeit, das von ihm geleitete Institut zu einem der besten akademischen Unterrichtsanstalten Deutschlands organisch zu entwickeln und den wachsenden Bedürfnissen anzupassen. Vor allem galt dabei seine Fürsorge der Kartensammlung, die er bald durch den reichen älteren Kartenschatz der Universitätsbibliothek ergänzen konnte und dann systematisch im Laufe der Zeit zu vervollständigen wußte. Wenn der Kartenbestand des Göttinger Geographischen Seminars sich heute mit über 50000 Einzelblättern den bedeutendsten Sammlungen gleicher Art nicht nur in Deutschland zur Seite stellen kann, so liegt darin unverkennbar ein Zeugnis von Wagners bedeutender organisatorischen Begabung und auch seiner grundsätzlichen Einstellung. Die Karte galt ihm, dem unter Petermann herangewachsenen Gelehrten, als eines der wichtigsten Hilfsmittel geographischer Lehre und Forschung.

In gleicher Richtung bewegten sich seine Bemühungen um die Schaffung eines Atlas, der im Hochschul- und Mittelschulunterricht unentbehrlich werden sollte. Der von ihm seit 1888 herausgegebene methodische Schulatlas erfüllt diese Ansprüche in hohem Maße und genießt eine weit über die Grenzen Deutschlands hinausgehende Wertschätzung. Bis in sein hohes Alter hat Wagner jeder Neuauflage auch dieses Werkes persönlich die größte Sorgfalt angedeihen lassen.

Wagners Verdienste um die Anerkennung der Geographie als selbständigen Faches in der Prüfungsordnung von 1887 und um die Vertiefung und Erweiterung des Geographischen Unterrichts an den höheren Schulen können hier nur kurz angedeutet werden. Er gehörte mit Alfred Kirchhoff und Alexander Supan zu den Vorkämpfern einer sachgemäßen Ausbildung von Geographielehrern an den Hochschulen, woraus die Forderung auf Schaffung von selbstständigen Lehrstühlen an den deutschen Universitäten entsprang, eine Forderung, die im Laufe der 70er und 80er Jahre Erfüllung fand. Wagner war es auch, der hierbei die Methoden und Ziele geographischer Unterweisung klar entwickelte und in seinen Aufsätzen im Geographischen Jahrbuch zwischen 1878 und 1891 weiteren Kreisen bekannt machte.

Doch neben dieser mehr auf das Pädagogische gerichteten Tätigkeit und neben der ständigen Überwachung der Fortschritte geographischer Untersuchungen, die in seinem siebenmal aufgelegten Lehrbuch ihren Niederschlag fanden, widmete sich Wagner mit nicht geringerem Erfolg der Lösung wissenschaftlicher Probleme, die vor allem seiner Vorliebe für die karthographische und statistische Darstellung geographischer Tatsachen und Erscheinungen ent-

sprachen. Die Früchte seiner Arbeit sind zum großen Teil in den Veröffentlichungen der Gesellschaft der Wissenschaften niedergelegt: in den Nachrichten der Philologisch-Historischen Klasse und in den Göttinger gelehrten Anzeigen.

Die Geistesrichtung Wagners war seiner Veranlagung nach mathematisch-naturwissenschaftlich, aber sein eigentliches Arbeitsfeld dehnte er trotzdem auch auf die historische Seite seiner Wissenschaft aus in dem Bewußtsein, daß die Klarlegung der Entwicklung unserer Kentnisse von der Erde einen wesentlichen Bestandteil der Forschung bilden müsse. Mit scharfer Kritik trat er an die historischen Quellen und an die Methoden ihrer Interpretation heran. Mit bewundernswerter Akribie und tiefdringender Verstandesschärfe führte er in seinen Abhandlungen zur Geschichte der Kartographie, der mathematischen Geographie und der Nautik unter Anwendung messender und vergleichender Methoden die Analyse entdeckungsgeschichtlicher Werke und Karten meisterhaft durch. Ich nenne seine geistvollen Untersuchungen über die mittelalterlichen Kompaßkarten, deren rätselhaftes Bild er durch den Nachweis verschiedenartiger Meilenmaße zu entschleiern wußte, die Rekonstruktion und Diskussion der Toscanellikarte von 1474, die Columbus auf seiner ersten Entdeckungsfahrt zu Rate zog, die kartometrische Analyse der Weltkarte Gerhard Mercators vom Jahre 1569 und die damit zusammenhängenden Fragen über die geschichtlichen Grundlagen der Mercator-Projektion und der Loxodrome, die Abhandlungen über die Entwicklung der wissenschaftlichen Nautik im Beginn des Zeitalters der Entdeckungen. In vielen Besprechungen und Kritiken hat Wagner auch Stellung genommen zu den Werken anderer Autoren, die sich mit der Geschichte der Entdeckungen und der Kartographie befaßten.

Die Vorliebe Wagners für Maß und Zahl, die er mit Recht für eine der wichtigsten Grundlagen der Erdkunde ansah, tritt in einer andern Reihe von Untersuchungen zutage, die seinen Ruf als ebenso scharfsinnigen, wie zuverlässigen Gelehrten begründeten. Ich erinnere z. B. an die frühe Arbeit über die Dimensionen des Erdsphäroids nach Bessels Elementen im metrischen Maß (1870), die grundlegenden, auch methodisch bedeutsamen Berechnungen des Areals und der mittleren Höhe der Landflächen (1895), die Auseinandersetzung mit anderen Autoren über die Anbauflächen Babyloniens, die historisch-kritischen Betrachtungen über den Kartenmaßstab (1914), die Ausmessung der Klimagebiete der Erde nach Köppens Karte (1921). Überall bemerkt man das Bestreben, die zuverlässigsten Unterlagen für geographische Raum- und Flächenmaße zu gewinnen, und oberflächliche oder irrtümliche Angaben, die sich in die Literatur eingeschlichen hatten, auszumerzen. Auch sein Lehrbuch zeichnet sich durch die ausgeglichene Harmonie der zahlenmäßigen Werte und die Zuverlässigkeit literarischer Nachweise aus.

Wie als Gelehrter, so hat sich Hermann Wagner als Organisator und Führer oft bewährt und nachhaltig gewirkt. Die Organisation des erdkundlichen Unterrichts an den höheren Schulen und Hochschulen habe ich schon erwähnt, auch die Ausgestaltung des Geo-

graphischen Seminars an unserer Universität. In seinen besten Jahren war Wagner die führende Persönlichkeit auf den Deutschen Geographentagen, die er seit ihrem Gründungsjahr (1881) regelmäßig besuchte. Sein Wort, sein Rat, seine Erfahrung galten viel und wurden oft ausschlaggebend bei Entschließungen über wichtige Fragen der Forschung und Lehre. Auch auf den internationalen Geographenkongressen vor dem Kriege wurden ihm als dem anerkannten Meister wissenschaftlicher Methodik die größte Achtung und Verehrung entgegengebracht. Die zahlreichen Auszeichnungen, die er von geographischen Gesellschaften des In- und Auslandes erhielt, legen Zeugnis davon ab, wie sein Name und sein Werk in die Ferne gewirkt haben.

Dazu hat nicht wenig beigetragen, daß er schon in frühen Jahren (seit 1879) Herausgeber des Geographischen Jahrbuchs wurde, dieser einzigartigen literarischen Sammelstelle aller geographischer Arbeiten. Der weite Umfang und die Vielgestaltigkeit der geographischen Wissenschaft, die ihrer zentralen Stellung zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften eigen ist, verlangen notwendigerweise nach einem Organ, das über die Fortschritte der einzelnen Disziplinen zusammenfassend und fortlaufend unterrichtet. Dies setzt die Mitarbeit zahlreicher Spezialisten voraus, deren jeder die Literatur seines engeren Fachgebiets übersehen kann. Es ist das Verdienst Wagners, für diese große Aufgabe die geeigneten Kräfte gefunden und gebunden zu haben. Er bemühte sich ständig, für die einzelnen Zweige der Wissenschaft die besten Sachkenner zu gewinnen, die in gewissen Intervallen über die literarischen Erzeugnisse möglichst kritisch und vollständig zu berichten hatten. Man kann das organisatorische Geschick, das Wagner bei der Auswahl der geeigneten Mitarbeiter betätigte, nicht hoch genug veranschlagen. So ist unter seiner Leitung das Geographische Jahrbuch das unentbehrlichste Hilfsmittel und Nachschlagewerk für die Fortschritte der Geographie in allen Ländern der Erde geworden, ein Ruhmeszeichen deutscher Schaffenskraft, um das uns die gelehrte Welt beneiden kann.

Wenn wir der organisatorischen Tätigkeit Hermann Wagners in der Gesellschaft der Wissenschaften gedenken, so erinnern wir uns seiner erfolgreichen, mit unserm verstorbenen Mitglied Emil Wiechert durchgeführten Vorarbeiten zur Errichtung eines Geophysikalischen Observatoriums in Samoa (1902), das bis zum Ende des Weltkrieges unter deutscher Leitung, zuletzt unter der unseres Mitglieds Gustav Angenheister stand. Bis 1913 hat Wagner im Auftrag der Gesellschaft an der Spitze des Kuratoriums für dieses Unternehmen gestanden. Dessen Ergebnisse sind in den Abhandlungen unserer Gesellschaft veröffentlicht und zeigen, wie glücklich der Gedanke war, inmitten des Großen Ozeans eine Beobachtungsstätte zu gründen, um die seismischen Erschütterungen des Erdkörpers, seine erdmagnetischen und meteorologischen Verhältnisse auf der andern Seite der Erde zu erforschen. Wichtige Schlußfolgerungen sind daraus u. a. auf die Konstitution des Erdinnern gezogen worden.

Auch der Verdienste Wagners um die Vorarbeiten zum Historischen Atlas für Niedersachsen, um die Herausgabe der historischen Grundkarten und um die Neuausgabe des Topographischen Atlas des Kurfürstentums Hannover (1764/86) sei an dieser Stelle dankbar gedacht. Auch hierin erkennen wir jene durch sein ganzes Leben bewährte Neigung wieder, der Karte die gebührende Stellung als Hilfsmittel der Forschung zu geben. So schließt sich der Ring, der die schöpferische Tätigkeit Wagners umfängt, seinem Leben und Streben Form, Inhalt und Grenzen gegeben hat.

Hermann Wagner hat es an dankbarer Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft und ihre Lehre nicht gefehlt. Seine Fachgenossen und Schüler, von denen eine ganze Anzahl zur akademischen Laufbahn übergingen, haben wiederholt bei feierlichen Anlässen dem Altmeister der Deutschen Geographen ihre Verehrung bezeugt. Daß sein Andenken auch über seinen Tod hinaus lebendig bleiben wird, dafür bürgt die Gedächtnisschrift, die Wagner zu Ehren in diesen Tagen erschienen ist, und von der ich als deren Herausgeber ein erstes Exemplar der Gesellschaft der Wissenschaften übergeben darf. Das gemeinsame Werk war als eine Festschrift geplant, die dem Neunzigjährigen am 23. Juni dieses Jahres als Geburtstagsgabe überreicht werden sollte. Nun widmen wir sie dem Gedächtnis des Vollendeten, der ausruht von seinen Werken.

In der vorliegenden Schriftenreihe haben sich dreißig deutsche Geographen über Ergebnisse und Aufgaben geographischer Forschung in fast allen Teilgebieten der Wissenschaft geäußert. Darin spiegelt sich der universelle Charakter der Wagnerschen Interessen und Arbeiten wider. Wertvolle Anregungen können von dieser Hermann Wagner-Gedächtnisschrift ausgehen und dazu beitragen, sein Lebenswerk fortzusetzen.

Fortwirken und vorbildlich bleiben werden Hermann Wagners wissenschaftliche Werke, auch wenn sie in Zukunft inhaltlich überholt werden, durch die ihnen eigene Methode, durch die unerbittlich strenge Kritik und Beweisführung, durch die oft entsagungsvolle, aber nie erlahmende Hingabe an die Lösung schwieriger Probleme und die Aufdeckung traditioneller Irrtümer. Fortwirken wird aber auch das, was er als akademischer Lehrer in schweren Kämpfen für die Anerkennung der Geographie als selbständigen Lehrfachs erstrebt und erreicht hat.

Fortlebt in uns, die wir als engere Fachgenossen und als Kollegen ihm näher getreten sind, das Gedächtnis an einen Mann von echtem Forschergeist, von treuester Pflichterfüllung im großen und kleinen, an einen Mann, der die geistigen Güter der Vergangenheit klar und rein zu pflegen und weiterzugeben wußte, der in sich und Andern jegliches Streben zur Klärung und Mehrung des Wissens förderte. In diesen Eigenschaften leuchtet Hermann Wagners Bild vor unserm innern Auge auf, wenn wir seiner als Mitglied unserer Gesellschaft gedenken. Wir sind stolz darauf, daß er der unsere war.

Thukydides
und die Vorgeschichte des Peloponnesischen Krieges.

Von

Felix Jacoby in Kiel.

Vorgelegt in der Sitzung am 11. Januar 1929.

In den Strudel dessen, was man die thukydideische Frage nennt, ist auch die Chronologie gerissen: die Daten, die uns der Historiker für Ausbruch und Dauer, vor allem aber für die Vorgeschichte des Krieges gibt; ja sie haben in der Diskussion sogar eine besonders wichtige Rolle gespielt und spielen sie noch, weil sie den urkundlichen Beweis für eine starke Bearbeitung des thukydideischen Nachlasses zu liefern schienen. Die Gestalt des energischen Herausgebers, den wir nicht schelten sollen, weil wir ihm alles danken, was wir haben, und der doch *charta eadem* die freundliche Bezeichnung Stümper erhielt, tauchte zuerst in Verbindung mit Zeitfragen auf[1]; und sie trägt nach einem Menschenalter in Eduard Schwartzens bedeutendem Buch[2]) noch die gleiche Züge, die

1) v. Wilamowitz, Curae Thucydideae, Ind. lect. Gott. 1885; Herm. 20, 1885, 477. Wie Wilamowitz jetzt über die hier behandelte Frage denkt, ist mir nicht sicher. Die Ausführungen über den Kriegsanfang Sbr. Berl. Ak. 1919, 944 lassen keinen Schluß auf Buch 1 zu und selbst die ausdrückliche Bezugnahme auf dieses, ebd. 934, 'ich habe vor vielen Jahren in der Tätigkeit des Herausgebers die Lösung für manche Rätsel der Komposition und der Chronologie gesucht, bin aber immer vorsichtiger geworden', scheint durch das, was er Sbr. 1921, 312 ff. über Buch I und die *αἰτίαι* im besonderen sagt, wieder in Frage gestellt zu werden. Aber die schon Herm. 37, 1902, 308 gemachte und immer wiederholte Feststellung 'äußerster Pietät des Herausgebers gegenüber dem hinterlassenen Manuskript' (Herm. 43, 1908, 602; Sbr. Berl. Ak. 1915, 622; 1919, 934, 955) zwingen zur Revision jener verhängnisvollen Untersuchungen. Sie sind m. E. fast in jedem Punkte falsch, aber widerlegt sind sie — darin stimme ich Schwartz (Geschichtswerk 96) durchaus zu — bisher nicht; denn Kompromisse und willkürliche oder unklare Interpretationen sind keine Widerlegung. Wenn ich daher im folgenden gelegentlich Formulierungen der 'Curae' zitiere, so geschieht es, weil sie die Probleme ohne Verhüllung geben und weil sie von Schwartz übernommen sind, also auch heute noch gelten.

2) Das Geschichtswerk des Thukydides, Bonn 1919, 92 ff.

ihr Schöpfer ihr verliehen hat. Zwar hat I. H. Lipsius[1]) in dem Fundamentaldatum einen Zahlenfehler aufgedeckt, seine auf rein sachliche Gründe gestützte Vermutung aber nach jeder Richtung hin so ungenügend begründet, daß sie so gut wie wirkungslos geblieben ist[2]); es ist jetzt geradezu ein *consensus omnium* darüber erzielt, daß die Schlacht bei Potidaea, in der zum zweiten Male vor Ausbruch des großen Krieges Athener und Korinther im offenen Felde zusammenstießen, im September 432, sechs Monate vor dem Überfall von Plataiai, geschlagen ist[3]). Zwar hat Pohlenz[4]) einen weiteren wichtigen Punkt, man könnte sagen den zweiten Angelpunkt der ganzen Chronologie, die ἀρχὴ τοῦ πολέμου so behandelt, daß über den Begriff des Kriegsanfangs innerhalb des Systems, über seine Gleichsetzung mit dem ersten Einfall der Peloponnesier in Attika, kein ernsthafter Zweifel mehr bestehen kann. Aber auch die Wirkung dieser Studien entspricht wenigstens bisher ihrer Bedeutung nicht. Die chronologische Frage als ganzes ist so wenig von einem kompetenten Beurteiler wiederaufgenommen, wie die nach Anlage und Zeit der Archäologie, die nach der Komposition des ersten Buches u. a. m. Das sind Fragen, die sich recht wohl jede für sich behandeln lassen, wenn sie auch innerlich zusammenhängen durch den Bezug jeder solchen Einzeluntersuchung auf das unheimliche Problem der 'thukydideischen Frage', für dessen Lösung — soweit man hier von einer Lösung sprechen darf — die Vorbedingung m. E. weniger ein neues Buch über Thukydides ist, als ein Kommentar, dem man das Prädikat wirklicher Wissenschaftlichkeit mit mehr Recht geben darf, als der ja gewiß verdienstlichen Leistung Steups, die doch, auch abgesehen von der besonders unglücklichen Textkritik, vielzusehr in ausgefahrenen Gleisen läuft. Wie denn überhaupt in der Arbeit an Thukydides ein gewisses Stocken insofern nicht zu verkennen ist, als

1) Lpz. Studien 8, 1885, 161; Jahrb. 131, 1885, 675; letzteres die nicht fördernde Duplik auf Wilamowitzens Replik Herm. 20.

2) In die Ausgaben aufgenommen ist sie von Poppo-Stahl[3] (1886) und verbessert von Hude (1898).

3) Wilamowitz a. O.; Kolbe, Herm. 34, 1899, 384; Bauer, Die Forsch. 1899, 211; E. Meyer, GdA IV, 1901, § 532 A; 536 A; Poehlmann, Grundriß[4], 1919, 147; Beloch, Gr. G[2] II 2, 1916; 220; Schwartz a. O., 1919, 95; Wilcken, Gr. G., 1924, 116 u. v. a. Für Juni 432 trat nur noch Busolt, Gr. G. III 2, 1904, 799 ein, während Steup, Thukydides II[5], 1914, 263 ff. auch hier das von ihm bei jeder Schwierigkeit verwendete und fast überall gleich wirkungslose Mittel anwendet, die strittigen Worte als 'Zusatz von fremder Hand' zu streichen.

4) Thukydidesstudien, Nachr. Gött. Ges. d. W. 1920, 59 ff.

weder E. Meyers energischer Vorstoß[1]) gegen die ganze von Ullrich ausgehende Betrachtungsweise noch umgekehrt ihre schärfste Ausprägung bei Schwartz, noch die vielen, stets ganz bestimmte Resultate ergebenden Einzeluntersuchungen von Wilamowitz zu der längst erwarteten Umstellung des Problems geführt haben. Die Voraussetzungen für eine solche sind gegeben: im ganzen und als Hauptsache ein tieferes Verständnis für die innere Einheit des Menschen, des politischen Denkers und des Künstlers; im einzelnen einerseits der endgiltig gelieferte Beweis, daß das hinterlassene Werk partienweise noch nicht die Form erhalten hat, in der es vor der Öffentlichkeit erscheinen sollte — ein Beweis, den viel weniger Ullrich geliefert hat, dessen Argumente zwar richtig, aber im Grunde nicht sehr bedeutend sind, sobald man über Einzelfragen hinausgeht, als derjenige, der Ullrich mit den Worten huldigte 'primus in Thucydide sapere ausus est'. Andererseits die ebenso sicher gewonnene Erkenntnis, daß die Kritik nach Ullrich vielfach in ganz bedenklicher Weise über das hinausgegangen ist, was uns zu wissen möglich ist, daß sie nicht immer das Maß von Verantwortlichkeit, Vorsicht und Ehrfurcht bewiesen hat, das einem solchen Werke gegenüber unter allen Umständen geboten ist. Die Analyse hat — das ist allerdings meine Überzeugung — nicht ganz selten den Schriftsteller belehrt und gemeistert, statt ihn zu verstehen. Insbesondere erscheint mir das erste Buch viel fertiger zur Herausgabe, als jetzt gemeinhin angenommen wird. Nicht mehr als eine notwendige Vorarbeit für die Beurteilung dieses wichtigsten Buches lege ich hier vor. Die ganz wesentlich interpretatorischen Feststellungen wollen nicht ex professo zu der thukydideischen Frage Stellung nehmen. Das würde weit über die Grenzen eines Aufsatzes hinausgehen. Denn schon die Einzelfrage der Chronologie ist von einer so dichten Wolke philologischen Staubes umhüllt — oder wie ein hübscher Ausdruck, den ich neulich irgendwo las, besagt 'die Forschungen vieler hervorragender Gelehrten haben über dieses Thema so viel Dunkelheit verbreitet, daß wir, wenn sie ihre Untersuchungen fortsetzen, bald garnichts mehr wissen werden' —, daß selbst ein Überblick über die Geschichte der Frage oder den Stand des Problems eher verwirrend als fördernd wirken würde, weil der Blick durch die Masse der Meinungen kaum mehr zum Texte selbst durchdringen kann. Ich versuche daher nicht einmal festzustellen, welche Bedeutung die Frage nach der Chronologie für die Gesamtfrage hat, sondern iso-

1) Forsch. z. a. Gesch. 2, 1899, 269 ff.

liere das chronologische Problem, hebe hier wieder nur die Hauptpunkte heraus und befasse mich ausschließlich mit dem Texte des Autors, dessen Verständnis meines Erachtens deshalb nicht überall erreicht ist, weil man ihn nicht unbefangen, sondern stets mit irgendwie durch jene 'Frage' präokkupiertem Blick betrachtet hat. Ich stelle zunächst einfach die Tatsachen fest, möglichst mit Thukydides' eigenen Worten, nicht in irgendwelcher modernen Deutung oder Umdeutung. Wenn ich diesen Tatsachen noch 'Voraussetzungen' vorangehen lasse, so sollen sie nur meinen Standpunkt im hin und her der Meinungen möglichst klar festlegen und eine über die Einzelfrage, ja über den Einzelautor hinausreichende methodische Diskussion ersparen, die ich lieber mit einer Behandlung der sog. Archäologie verbinde, wo sie m. E. bei der Entwicklung, die die deutsche Philologie nun einmal genommen hat, unumgänglich nötig ist. Einen absoluten Wert haben diese 'Voraussetzungen' — ich wünschte, ich wüßte einen besseren Ausdruck für sie — nicht: sie haben nicht etwa die Feststellung oder gar die Deutung der Tatsachen beeinflußt, sondern sie beruhen als Folgerungen auf ihnen und gelten erst, wenn Tatsachen und Interpretation sich als richtig erwiesen haben.

I. Voraussetzungen.

1) Die Zeitrechnung des Thukydides ist einheitlich. Wenn 2, 2, 1 *Πυθοδώρου ἔτι δύο μῆνας ἄρχοντος Ἀθηναίοις* die Monatszahl wirklich falsch ist, so behandeln wir sie wenigstens zunächst mit den gewöhnlichen Mitteln einer methodischen Kritik[1]), statt deren Anwendbarkeit zu leugnen und uns 'zu überlegen, was für eine Rechnung dem falschen Monatsdatum zugrunde liegen könnte'. Oder wenn Thukydides in der Bestimmung des Kriegsanfangs zwischen dem Überfall von Plataiai und dem ersten Einfall der Peloponnesier in Attika zu schwanken scheint, so behaupten wir nicht gleich, daß er in diesem vitalen Punkte seine Ansicht geändert und die Spuren der älteren nicht verwischt hat, sondern wir suchen erst einmal ernsthaft nach den sachlichen und kompositionellen Gründen, die zur Sonderstellung des Überfalls zwischen Vorgeschichte und Geschichte des Krieges nötigten. Das ist der Punkt, über den Pohlenz das wesentliche gesagt hat. Man kann seine Ausführungen wohl noch ergänzen und sichern[2]), indem man die künstlerische Gesamtkomposition als einen der bedingenden Faktoren noch schärfer herausarbeitet und rein literarisch sogar mit dem epischen Urbild aller

1) S. u. S. 11 f. 2) S. u. S. 10, 3.

künstlerischen Historie verbindet. Man kann auch einen Zweifel gelten lassen in den Fragen zwar nicht nach der Gesamtdauer des Krieges (5, 25, 3; 26, 3) und ‚des zehnjährigen Krieges (5, 20, 1), wohl aber der ὕπουλος εἰρήνη zwischen zehnjährigem und dekeleischem Krieg (5, 25, 3), weil hier im Texte selbst eine Schwierigkeit liegt: Thukydides hat den Wiederausbruch des offenen Krieges 5, 25, 3 mit *ἐπὶ τὴν ἑκατέρων γῆν στρατεῦσαι* zwar einwandfrei bestimmt (es ist die genaue Parallele zu *ἡ ἐσβολὴ ἐς τὴν Ἀττικὴν καὶ ἡ ἀρχὴ τοῦ πολέμου τοῦδε* 1, 125, 2; 5, 20, 1); aber die Zahlen scheinen korrupt zu sein, sodaß wir hier das gemeinte Faktum nicht zweifelsfrei ermitteln können. Man kann diese Einzelheiten von Pohlenz' Ausführungen bestätigen, verstärken oder offenlassen; aber man kann sein Hauptresultat, die Echtheit und Einheitlichkeit des sog. zweiten Prooimions 5, 25—26 so wenig widerlegen, wie die Tatsache, daß es nach 404 geschrieben ist.

2) Die Zeitrechnung stammt als ganzes vom Schriftsteller selbst, weder ganz noch teilweise von dem Herausgeber oder einem Interpolator. In dem, was von der Tätigkeit eines antiken Herausgebers mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden darf, stehe ich vorbehaltslos zu Pohlenz Studien 1, 95 ff.

3) Die Zeitrechnung ist objektiv richtig — und, um das gleich hinzuzufügen, die Verbindung, in die Thukydides die Ereignisse bringt, beruht zwar auf seiner subjektiven Auffassung der historischen Vorgänge, ist aber voll verständlich —; d. h. um auch hier den wichtigsten Streitpunkt gleich hervorzuheben: wenn Thukydides mit schärfster Betonung den Abfall Potidaeas von Athen unmittelbar hinter die Seeschlacht bei Sybota (oder, wie er sie nennt, bei Kerkyra) setzt und dann so weiter erzählt, daß zwischen dem Abfall der Stadt und der Schlacht vor ihren Mauern einige Monate liegen können, aber sicher kein Winter, so nehme ich die Versuche nicht ernst, die diesen Winter doch hineinbringen oder zwischen die Schlachten bei Sybota und Potidaea ein ganzes Jahr legen, wie es heute ganz allgemein geschieht.

4) Die Einheitlichkeit, Echtheit und Richtigkeit kann verdunkelt sein durch Fehler der Überlieferung. Ein solcher, freilich sehr einfach zu behebender, ist tatsächlich vorhanden, wobei im Vorbeigehen bemerkt sein mag, daß die Zahlen überhaupt in der Thukydidesüberlieferung stark gelitten haben[1].

1) So waren die Verluste der Kerkyraeer bei Sybota gewiß schwer (1, 49, 6 *ᾗι δὲ αὐτοὶ ἦσαν οἱ Κορίνθιοι ἐπὶ τῶι εὐωνύμωι πολὺ ἐνίκων*), aber sicher nicht ‚etwa 70 Schiffe', wie es 54, 2 nachträglich heißt. Ein Rest von höchstens 40—50

5) Für die Behauptungen 1—3 (4) ist maßgebend allein die präzise Interpretation des Textes. Das epigraphische Material, das lückenhaft ist, darf nur subsidiär und im Lichte der zusammenhängenden historischen Darstellung verwendet werden, wo es dann freilich wertvolle Resultate liefert. Der gerade Weg, d. h. die Interpretation, führt denn auch tatsächlich sicher zum Ziel; daß man an ihm verzweifelt und 'die indirekte Beweisführung' für nötig hält, beruht auf einer durch vorgefaßte Meinung behinderten, von vornherein in falsche Bahn gelenkten Interpretation, deren böseste Konsequenz es ist, daß man in der knappen aber klaren Darstellung der *αἰτίαι καὶ διαφοραί* eine Reihe unzusammenhängender, vom Herausgeber durch 'schlechten Mörtel' verbundener Werkstücke sieht. Die Art, wie man die Schuldurkunde JG I 179 A wenigstens für die Vorgeschichte verwendet hat, gehört als Schulfall in die methodologischen Handbücher für Historiker und Philologen.

II. Tatsachen.

Wir gehen nun zu den Tatsachen über, auf denen die eben genannten Voraussetzungen beruhen, und hoffen, daß die durch die moderne Diskussion entsetzlich verfilzte Geschichte einfach genug aussehen wird, wenn wir die Tatsachen ruhig observieren und sie wirklich sprechen lassen.

1) Thukydides legt den größten Wert auf eine genaue Zeitrechnung. Aber dem Modernen, der daran gewöhnt ist, daß in seinen Geschichtswerken und ganz besonders in Kriegsgeschichten jede Lumperei auf den Tag und womöglich auf die Stunde datiert ist — man kann fast sagen: je geringer die historische Kraft eines Schriftstellers, umso mehr Daten braucht er, weil er die Masse des Materials, wenn es aus Akten und Berichten besteht, nicht meistern kann —, fällt zunächst auf, daß in der ganzen Vorgeschichte des Krieges nicht ein einziges absolutes Datum steht. Weder der Konflikt um Epidamnos noch die Schlacht bei Leukimme, obwohl sie Ausgangspunkt für die ganze Vorgeschichte ist, auch nicht die Schlachten bei Sybota und Potidaea, in denen doch at-

Schiffen (50, 4 *τοῖς πλοίμοις καὶ ὅσαι ἦσαν λοιπαί*) hätte, selbst verstärkt durch die 10 attischen Trieren, der noch 120 Schiffe zählenden korinthischen Flotte nicht einmal eine Verteidigungsschlacht anbieten können. Also wird die Zahl verdorben sein (Belochs Kritik an den Zahlenangaben überhaupt — Gr. G.[2] II 2, 222 — kann ich nicht mitmachen). Es stehe dahin, wie weit Thukydides oder sein Schreiber Zahlzeichen statt Worte gab, und ob im ersteren Falle etwa attische Zahlzeichen (Jacoby, Phil. U. 16, 335, 4; Pohlenz, Stud. 2, 65, 4), die der Korruptel noch leichter ausgesetzt sind.

tische Streitkräfte im offenen Kampfe gegen die Korinther stehen, sind in unserem Sinne 'datiert'. Nicht weil Thukydides es nicht konnte: mag er für Leukimme oder für die Tagessatzungen der Peloponnesier absolute Daten nicht gehabt haben, für Sybota (wo aus dem Bericht des athenischen Admirals sogar die Tageszeiten gegeben werden, die für das Verständnis des Hergangs wichtig sind: 1, 50, 5; 51, 3; 51, 5; vgl. auch 51, 1—2), und Potidaea, für die Abfahrt der einzelnen Geschwader nach Korkyra und Makedonien waren sie ihm mühelos erreichbar. Aber das erste absolute Datum in unseren Sinn steht 2, 2, 1 für den Überfall von Plataiai; das zweite — erstaunlicher Weise in einem Relativsatz (s. aber auch 5, 20, 1 und vgl. was besonders Schwartz und Wilamowitz über die Urkunde des Nikiasfriedens und den Zustand dieser Partie festgestellt haben) — im Anfang des zweiten Prooimions 5, 25, 1. Das dritte würden wir am Ende des ganzen Krieges finden (vgl. 5, 26, 1—2), wenn Thukydides dieses noch hätte darstellen können. Von den historischen und den künstlerischen Gründen dieses Verfahrens will ich hier so wenig reden wie von den hinter ihnen liegenden sehr tiefen Erwägungen, und der ganzen Art der thukydideischen Chronologie, von der Bewußtheit und dem Fortschritt der Methode, die dem Betrachter beim Vergleich mit Herodot sehr klar werden.

2) Statt absoluter Daten haben wir relative, teils ganz vage Beziehungen der einzelnen Tatsachen der Vorgeschichte aufeinander, teils Distanzangaben in Jahren oder Jahresteilen, die aber ebenfalls von protokollarischer Genauigkeit weit entfernt sind. *Πρὸ τοῦδε τοῦ πολέμου* vertreibt der Demos von Epidamnos seine Vornehmen (24, 5). Für das was bis Leukimme geschieht (24, 6—29), fehlt jede Zeitangabe. Nach der Abfahrt der bei Leukimme geschlagenen Korinther beherrschen die Kerkyräer die See (*ὕστερον* 1, 30, 2 oder in der zweiten Fassung *μετὰ τὴν ναυμαχίαν* 30, 3); *περιόντι τῶι θέρει* erscheint die korinthische Wachtflotte und fährt *χειμῶνος ἤδη* wieder nach Hause (30, 3—5); das ganze Jahr nach der Seeschlacht und das darauf folgende bereiten die Korinther den Krieg vor (31, 1). Wann die diplomatischen Verhandlungen in Athen (31—44) stattfinden, wird überhaupt nicht gesagt; wir müssen es aus der nächsten relativen Angabe erschließen: *οὐ πολὺ ὕστερον* nach Abschluß der Epimachie mit Korkyra fährt das attische Geschwader unter Lakedaimonios aus (45, 1); *ὕστερον* das zweite unter Glaukon (50, 5; sogar nur im Nebensatz), das am Tage der Schlacht bei Sybota eintrifft. *Μετὰ ταῦτα εὐθὺς* 56, 1 folgen die potidaeatischen Händel; *εὐθὺς μετὰ τὴν ἐν Κερκύραι ναυ-*

μαχίαν 57, 1 wird das Geschwader des Archestratos (57, 6) mit der Durchführung des sog. Ultimatums an Potidaea beauftragt (die Kapitel werden unten interpretiert); *τότε δὴ κατὰ τὸν καιρὸν τοῦτον* fällt Potidaea ab (58, 1); *ἐν τούτῳ* schicken die Korinther Hilfe, die am 40. Tage nach dem Abfall eintrifft (60); die Meldung des Abfalls und der korinthischen Hilfe gelangt *εὐθύς* nach Athen, das daraufhin Kallias zur Verstärkung des Archestratos abschickt (61, 1)[1]. Für die Aktionen des Archestratos und Kallias bis zur ebenfalls nicht datierten Schlacht bei Potidaea und vor allem für die Ereignisse nach der Schlacht fehlt es an jeder Zeitangabe, außer daß der Marsch von Strepsa[2]) nach Gigonos drei Tage dauert (61, 5) und daß Phormion, der Potidaea ummauern hilft und dann auf der Chalkidike Krieg führt (Kapitel 64—65 werden unten behandelt), *χρόνῳ ὕστερον* von Athen ausgesendet wird (64, 2). *Εὐθύς* — das Wort wiederholt sich beständig — nach der Einschließung Potidaeas[3]) veranlassen die Korinther die erste Verhandlung in der spartanischen Ekklesie (67, 1), die den Vertragsbruch Athens feststellt. Das war im 14. Jahre des dreißigjährigen Friedens (87, 6). Ohne Zeitangabe folgen die spartanische Anfrage in Delphi (118, 3) und die Berufung der Tagessatzung, auf der der Krieg beschlossen wird (119). Von diesem Kriegsbeschluß bis zum ersten Einfall in Attika vergeht aber fast noch ein Jahr (125, 2, s. u. S. 9 f.).

3) Es ist klar, daß eine solche relative Chronologie[4]) überhaupt nur brauchbar ist, wenn sie auf ein festes Datum bezogen

1) Trotz des Widerspruchs von K. W. Krueger, Kolbe a. O. 385, 1 und Beloch a. O. 219 muß mit Ullrich *ἐπιπαρ(ι)όντας* geschrieben werden. Nicht weil *ἐπιπαρεῖναι* 'in guter Zeit nicht nachweisbar ist' — ein oft mißbrauchtes Argument, das gewöhnlich keines ist — sondern aus sachlichen und interpretatorischen Gründen, die teilweise auch von Steup beigebracht sind. Sachlich ist unglaublich, daß die Athener von der korinthischen Hilfe erst nach deren Eintreffen erfahren; noch unglaublicher, daß sie mit der durch den Abfall Potidaeas notwendig gewordenen (59, 2) Verstärkung für Archestratos auf dieses Eintreffen gewartet haben. Interpretatorisch beweist *καί* vor *τοὺς μετ' Ἀριστέως*, daß die korinthische Hilfe nur ein Nebenmotiv ist; und *κατήπειγεν ἡ Ποτείδαια καὶ ὁ Ἀριστεὺς παρεληλυθώς* 61, 3 bestätigt, daß das zuerst auf Pydna Kurs nehmende Geschwader des Kallias sich sogar schon vor Ankunft des Aristeus in Potidaea mit dem Korps des Archestratos vereinigt hat.

2) *ἐπὶ Στρέψαν* für *ἐπιστρέψαντες* ist eine schöne Besserung von Pluygers. Die soeben erschienene Deutung Geyers (RE 14, 707) ist teilweise rein phantastisch; als Ganzes steht sie im schärfsten Widerspruch zu *κατήπειγεν*.

3) Zur Deutung s. u. S. 33.

4) Wir können nicht zweifeln, daß sie Thukydides genügend erschien, eben weil sie völlig durchgeführt ist. In solchen Fällen versagt die Berufung auf die Unfertigkeit des Werkes, gerade wie sie in der Frage der doppelten Vorrede

ist. Dieses feste Datum ist — das haben schon K. W. Krueger, Stud. 1, 218ff., Ullrich, Beiträge 1, 58, 71 u. a. gesagt, und Schwartz, Geschichtswerk 92 mit besonderer Schärfe betont — der Überfall von Plataiai, von dem aus Thukydides denn auch die Verbindung zu dem letzten, für ihn sicher zu bestimmenden und zugleich historisch wichtigen Ereignis der Vorgeschichte mit den Worten μετὰ τὴν ἐν Ποτειδαίᾳ μάχην μηνὶ ἕκτῳ hergestellt hat, von denen sogleich genauer gehandelt werden muß, weil auf ihnen allein — wenigstens soweit es sich um den historischen Bericht handelt, den wir zu interpretieren haben — die Möglichkeit einer Umsetzung der relativen in absolute, mehr oder minder genaue Daten beruht [1].

4) Vorab ist festzustellen, daß Thukydides allerdings noch

---

versagen mußte; s. Pohlenz a. O. 56ff.; Wilamowitz, Berl. Sbr. 1919, 954. Da die zweite Vorrede nach 404 geschrieben ist, kann ich Pohlenz nicht einmal zugeben, daß Thukydides 1, 1 etwa 'bei der letzten Redaktion die Bemerkung eingeflochten' haben würde 'ich werde den Krieg erzählen von dem ersten Einfall der Peloponnesier in Attika bis zum Falle von Athen. Warum ich aber das ganze als einen einzigen Krieg betrachte, das werde ich später angeben'. Ein solcher Vortrags- oder Kollegstil ist dem κτῆμα ἐς αἰεί des Th. im Gegensatz zu Herodots zusammengefaßten Vorträgen fremd. Die beste Parallele ist die Rechnung κατὰ θέρος καὶ χειμῶνα 2, 1 ~ 5, 20. Aber auch sonst muß die Interpretation auf engerem Raum, so in der Archaeologie, das oft beachten. Bewußt oder unbewußt verlangt man zu oft, nicht nur in Zeitfragen, von dem antiken Schriftsteller die *obscura diligentia* des modernen Wissenschaftlers (die doch auch bei uns gerade sehr großen Gelehrten nicht immer eignet, freilich aus anderem Grunde) und richtet damit Unheil an. Es würde lohnen, die antiken 'wörtlichen Zitate', Abschriften von Urkunden u. ä. auf ihre Akribie zu prüfen; ich glaube sagen zu können, daß das Resultat überraschend sein würde.

1) Es war methodisch geradezu falsch (Voraussetzung 5) und hat die entsprechenden Konsequenzen gehabt, daß Wilamowitz, Curae 9, als festes Fundament der thukydideischen Chronologie die Abfahrtszeit der beiden nach Korkyra bestimmten Geschwader bezeichnete, wie man sie aus JG I 179, den Angaben über Meton (Diod. 12, 36) und den Rekonstruktionsversuchen des attischen Kalenders berechnete. Es kommt garnicht darauf an, ob diese Berechnungen auf Tag und Monat richtig oder falsch sind (sie enthalten tatsächlich ein starkes Moment der Unsicherheit), sondern allein darauf, daß Thukydides auch die Schlacht bei Sybota nur relativ bestimmt hat. Solange wir aber bei Thukydides eine einheitliche Zeitrechnung zu erwarten das Recht haben (Voraussetzung 1), darf ihre Wiederherstellung von einem exzentrischen Punkte erst in Betracht gezogen werden, wenn sich jeder andere Weg als ungangbar erwiesen hat. Die prinzipielle Formulierung, die Schwartz 13 den Wilamowitzischen Untersuchungen gegeben hat, 'wie bei einem Geschichtswerk billig, ging Wilamowitz von geschichtlichen Tatsachen aus', halte ich eben wegen der prinzipiellen Fassung für besonders gefährlich. Sie scheint für Geschichtswerke eine besondere Methode der Interpretation zu fordern, die unter keinen Umständen berechtigt ist. S. S. 16.

eine zweite Beziehung zwischen Vorgeschichte des Krieges und Krieg selbst hergestellt hat, die viel besprochenen Worte über die Zeit, die zwischen dem offiziellen Kriegsbeschluß des peloponnesischen Bundes und dem wirklichen Kriegsbeginn verflossen ist: 1, 125, 2 . . . *καὶ μὴ εἶναι μέλλησιν, ὅμως δὲ καθισταμένοις ὧν ἔδει ἐνιαυτὸς μὲν οὐ διετρίβη, ἔλασσον δέ, πρὶν ἐσβαλεῖν ἐς τὴν Ἀττικὴν καὶ τὸν πόλεμον ἄρασθαι φανερῶς.* Bei den kritischen Manipulationen, die man an diesen Worten versucht hat, halte ich mich nicht auf. Die Zeitangabe mag 'sonderbar gefaßt' sein [1]), aber 'wenn sie überhaupt Sinn haben soll, kann sie nur bedeuten, daß kein ganzes Jahr, also nicht viel weniger, über den Rüstungen verstrich' [2]). Darüber, daß an dem zweiten Termin, dem Zusammenfall von Kriegsanfang und Einfall in Attika, nicht zu rütteln ist, hätte nie Streit sein sollen; jedenfalls braucht man nach Pohlenz darüber kein Wort mehr zu verlieren. Nun ist gewiß deutlich, daß diese Distanceangabe an und für sich ebenso wichtig, ja eigentlich wichtiger ist als die zwischen der Schlacht bei Potidaea und dem Überfall von Plataiai, die beide nicht so eng zum Kriege selbst gehören wie Kriegsbeschluß und Kriegsanfang. Trotzdem ist es ohne weiteres verständlich, warum Thukydides seine Chronologie nicht auf diese unmittelbar zum Kriege gehörigen Fakten gestellt hat, sondern an ihre Stelle solche der Vorgeschichte treten ließ, zu der auch noch der Überfall von Plataia gehört [3]). Von jenen

1) Ich möchte sie für einen Idiotismus halten. Ob nicht doch 5, 27, 1 *ἐπειδὴ γὰρ αἱ πεντηκοντούτεις σπονδαὶ ἐγένοντο καὶ ὕστερον ἡ ξυμμαχία* vergleichbar ist? Zu dieser schwierigen Stelle s. im übrigen Wilamowitz, Sb. Berl. 1919, 948.

2) Ich zitiere absichtlich Ed. Schwartz, Geschichtsw. 262. Er spricht zwar die Berechnung selbst dem Thukydides ab, deckt sich aber in ihrer Auffassung fast wörtlich mit Lipsius, Lpz. Stud. 8, 162, dem wieder Wilamowitz, Herm. 20, 484 f. 'vollkommen zustimmt'. Hier ist also wirklich kein Zweifel über den Sinn; s. noch Steup I³ Anh. p. 450 und Pohlenz' Bemerkung a. O. 61, 2 'die in *ἔλασσον* liegende Korruptel als Dummheit des Herausgebers zu bemänteln, hilft nicht weiter'.

3) Uns erscheint das nach 2, 1 sonderbar; und gewiß hat die Tatsache, daß die Sonderaktion der Thebaner gerade in den Anfang eines thukydideischen Kriegsjahres fällt, hier ebenso ihren Einfluß geübt (vgl. Klio 9, 113, 1), wie bei der singulären Datierung *καὶ τὸ θέρος ἦρχε τοῦ ἑνδεκάτου ἔτους* 5, 24, 2. Aber der Überfall erfolgt *ἔτι ἐν εἰρήνῃ τε καὶ τοῦ πολέμου μήπω φανερῶς καθεστῶτος* 2, 2, 3 (zu dem technischen *φανερῶς*, das 2, 1 mit Bedacht nicht gesetzt ist, vgl. 1, 125, 2; 5, 25, 3, wo die Dinge genau gleich liegen: ein *βλάπτειν ἀλλήλους τὰ μάλιστα*, aber kein *φανερὸς πόλεμος*, weil sie das beiderseitige Gebiet noch respektieren). Er bedeutet einen offenen Bruch der *σπονδαί* (wie vieles von dem, was in Buch 5 vor dem *λῦσαι τὰς μετὰ τὰ δέκα ἔτη σπονδάς* passiert), aber erst nach dem Überfall *οἱ Ἀθηναῖοι παρεσκευάζοντο ὡς πολεμήσοντες, παρεσκευάζοντο*

beiden Fakten wäre für ihn die πρώτη ἐσβολή ohne weiteres absolut datierbar gewesen, d. h. in genau derselben Form, in der er jetzt den Überfall von Plataiai datiert. Wenn er sie also relativ bestimmt — μετὰ τὰ ἐν Πλαταίαι γενόμενα ἡμέραι ὀγδοηκοστῆι μάλιστα (2, 19, 1) — kann das nur daran liegen, daß er für den anderen Termin, den peloponnesischen Kriegsbeschluß, kein genaues Datum hatte, also die Distanceangabe nicht ebenso bestimmt geben konnte, wie die zwischen Potidaea und Plataiai. Nun hätte er ja (um keinen Schlupfwinkel zu lassen) von der Schlacht bei Potidaea bis zur πρώτη ἐσβολή rechnen können. Aber von kompositionellen Schwierigkeiten (die sich vielleicht hätten überwinden lassen) und dem erwünschten Zusammentreffen der thebanischen Aktion mit dem Jahresanfang abgesehen — Thukydides hätte dann zwei staatsrechtlich verschiedene Fakten auf der gleichen Ebene in Relation bringen müssen: etwas was die Korinther ἰδίαι ἔπραξαν (1, 66) und was daher nur σπονδῶν ξύγχυσις καὶ πρόφασις τοῦ πολεμεῖν war (1, 146; ganz wie der Überfall von Plataiai) mit der ersten Kriegshandlung des Bundes. Der Unterschied ist klar und wird scharf empfunden, wie besonders gut die eisig diplomatische Auseinandersetzung der korinthischen und athenischen Admirale nach Sybota (1, 53) lehrt. Er hat zusammen mit der tatsächlichen Sonderstellung der Πλαταικά, ihrer Lage im Beginn eines Kriegsjahres, der Unmöglichkeit einer sicheren Datierung der inneren Vorgänge im peloponnesischen Bunde, den Historiker bestimmt, als erstes seiner drei absoluten Daten nicht den 'Anfang des Krieges', sondern den Überfall von Plataiai zu wählen.

5) Damit können wir uns dem Fundamentaldatum 2, 2, 1 zuwenden, das eingehend betrachtet werden muß. Ich verzichte auf Aufzählung oder Epikrise der geäußerten Ansichten, die auch hier nicht fördert, und konstatiere stattdessen, was ich an der ganzen Diskussion auszusetzen habe. In der Hauptsache, daß sie sich fast ausschließlich auf die Worte ἔτι δύο μῆνας ἄρχοντος konzentriert, dagegen der formalen Gestaltung des ganzen Datums m. W.

δὲ καὶ Λακεδαιμόνιοι καὶ οἱ ξύμμαχοι 2, 7, 1. Das Ereignis nimmt eine Sonderstellung ein, ist weder αἰτία noch ἔγκλημα noch ἀρχὴ τοῦ πολέμου und fügt sich nicht in irgend ein logisches Schema. Dem trägt die Darstellung auch technisch dadurch Rechnung, daß die eigentliche Einleitung zum Krieg erst 2, 7—9 steht (der 'Katalog', seit Homer Bestandteil geschichtlicher Darstellung, verdient eine Sonderuntersuchung). Alles das gehört zum ältesten Bestande. Sachlich wie von der schriftstellerischen Technik aus ergibt sich gleichermaßen, daß der praktische Staatsmann und Kenner der staatsrechtlichen Anschauungen nie darüber geschwankt haben kann, daß der Kriegsanfang mit dem Angriff auf Attika selbst identisch ist. Im übrigen sei auch hier auf Pohlenz verwiesen.

gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hat. Dabei ist die Monatsangabe, die formal wohl durch Steup gesichert ist und auf deren innere Berechtigung ich hier nicht eingehen will (es ginge nicht, ohne vom Wesen des Thukydides bis ins Letzte zu reden), im Grunde sehr gleichgültig: d. h. sie hat höchstens kalendarisches und textkritisches Interesse. Ob man *δ* für *δύο* schreibt, oder *Π* für *ιι* (beides gleich einfache Änderungen); ob man daraus auf den Gebrauch attischer Zahlen in den Handschriften schließt oder unter Hinweis auf die auch sonst häufigen Zahlenkorruptelen vermutet, daß Thukydides selbst die Zahlen nicht ausschrieb, sondern Zahlzeichen setzte, was die gepflegten Handschriften im allgemeinen nicht tun; ob man garnicht ändert und aus dem *δύο* Schlüsse auf den Gang des attischen Kalenders zieht, darauf kommt es sachlich garnicht an: denn das Kalenderdatum des Überfalls ist durch die Verbindung von *ἅμα ἦρι ἀρχομένῳ* (2, 1), *τελευτῶντος τοῦ μηνός* (4, 2), *ἡμέραι ὀγδοηκοστῇι μάλιστα θέρους καὶ τοῦ σίτου ἀκμάζοντος* (19, 1) mit mathematischer Sicherheit auf die Tage unmittelbar vor dem Neumond des 9. März 431 bestimmt. Darin stimmen, seit Krueger für dieses Datum eintrat, jetzt Wilamowitz, Schwartz, Beloch, Steup, E. Meyer u. a. überein; und das ist für die auf dieses absolute Datum gestellte Chronologie der Vorgeschichte das wesentliche, während die breite Diskussion, ob die Zahl der attischen Monate richtig ist und ob ihre Angabe 'die Symmetrie' stört, nur verwirrt und von der Hauptfrage ablenkt. Die Hauptsache ist die Gesamtformulierung. Da sagt nun ein so scharfer und feiner Interpret wie Schwartz[1]) 'die Datierung sei gestellt 1) auf den dreißigjährigen Frieden, 2) das Jahr der argivischen Herapriesterin, 3) den spartanischen Ephoren, 4) den attischen Archonten. Ich brauche das so wenig zu widerlegen wie ich (unter Hinweis auf antike Datierungsmöglichkeiten) den Ausdruck 'Umständlichkeit' durch eine Würdigung der methodischen Leistung, die auch in dieser Datierung liegt, ersetzen will. Die Form der Datierung ist gewiß 'umständlich' — wie sollte sie nicht! —, aber durchsichtig: sie zerfällt zunächst in die beiden Gruppen (vergleichbar den absoluten und relativen Daten, von denen wir vorhin sprachen) der bürgerlichen und natürlichen Daten, von denen jene das Jahr bestimmt, diese die Jahreszeit. Die zweite Gruppe enthält die einzige Bestimmung *ἅμα ἦρι ἀρχομένῳ*; die erste aber ist ein asyndetisches Trikolon von drei verschiedenen Bestimmungen, die sorgfältig aus der Fülle der Möglichkeiten ausgewählt sind

1) Geschichtswerk 92, 2.

(über die Gründe der Wahl rede ich nicht weiter; sie liegen ja auf der Hand[1])). Die zweite Bestimmung, die absolute Bezeichnung des bürgerlichen Jahres, ist wieder ein Trikolon, aber ein polysyndetisches, das eben durch diese Verbindung als einheitlich gegenüber den sie umrahmenden relativen Distanceangaben (der zum allgemein wichtigen Faktum des dreißigjährigen Friedens und der zum letzten wichtigen Ereignis der Vorgeschichte) gekennnzeichnet wird. Also schematisiert:

I. 1. *τῶι δὲ πέμπτωι καὶ δεκάτωι ἔτει* (sc. der *σπονδαί*)·

  2. a) *ἐπὶ Χρυσίδος ἐν Ἄργει τότε πεντήκοντα δυοῖν δέοντα ἔτη ἱερωμένης*

   b) *καὶ Αἰνησίου ἐφόρου ἐν Σπάρτηι*

   c) *καὶ Πυθοδώρου ἔτι δύο μῆνας ἄρχοντος Ἀθηναίοις*

  3. *μετὰ τὴν ἐν Ποτειδαίαι μάχην μηνὶ ἕκτωι*

II. *καὶ ἅμα ἦρι ἀρχομένωι.*

Es ist wohl ohne weiteres klar, daß das *καί* zwischen I und II sprachlich, stilistisch, nach der Analogie der übrigen Datums-

1) Von politischen 'Daten' nur die Hauptstaaten Athen und Sparta, nicht Theben, so nahe es lag; aber daneben ein 'literarisches' Datum, die Herapriesterin wegen Hellanikos' *Ἱέρειαι αἱ ἐν Ἄργει καὶ τὰ καθ' ἑκάστην πραχθέντα*. Man denkt gleich an die methodischen Bemerkungen, zu denen ihn 1, 97, 2 und 5, 20, 2 die inzwischen erschienene *Ἀττικὴ ξυγγραφή* desselben Autors veranlaßte; konstatiert dann aber auch das Fehlen der Olympiade, weil Hippias' Buch noch nicht erschienen war, das doch 1, 6, 5 höchstwahrscheinlich benutzt ist. Gar keine Symmetrie in den Kleinigkeiten: *ἐφόρου* aber *ἱερωμένης* und *ἄρχοντος*; die Monatsangabe nur beim Archon, nicht beim Ephoren, die doch ungenau ist gegenüber der aktenmäßigen Datierung 5, 19, 1 *ἄρχει δὲ τῶν σπονδῶν ἔφορος Πλειστόλας Ἀρτεμισίου μηνὸς τετάρτηι φθίνοντος, ἐν δὲ Ἀθήναις ἄρχων Ἀλκαῖος Ἐλαφηβολιῶνος μηνὸς ἕκτηι φθίνοντος*. Die Ungenauigkeit läßt keine Schlüsse zu: denn der Text ist gleichartig ungenau 5, 20, 1 beim natürlichen Datum *τελευτῶντος τοῦ χειμῶνος ἅμα ἦρι ἐκ Διονυσίων εὐθὺς τῶν ἀστικῶν, αὐτόδεκα ἐτῶν διελθόντων κτλ.* (das letzte der Distanceangabe von den *τριακοντούτεις σπονδαί* entsprechend) und bei dem bürgerlichen 5, 25, 1 *ἐπὶ Πλειστόλα μὲν ἐν Λακεδαίμονι ἐφόρου, Ἀλκαίου δ' ἄρχοντος Ἀθήνησι*. Da hat der Archon keine Monate, weil sie aus 5, 20, 1 leicht abzunehmen waren, wo auch nur athenisch datiert war. Dazu fehlt die Priesterin. Wer von 5, 25, 1 auf 2, 2, 1 schließt, schließt also falsch. Und wer hätte die Monate des Pythodoros interpolieren sollen? Wilamowitz und Schwartz legen sich die Frage natürlich vor, geben aber keine Antwort. Schließlich war Thukydides Athener und keine Maschine. Und wirklich brauchbar war für ihn nach der Bestimmung des Jahres, die er so gut machte, wie das beim Fehlen einer anerkannten Zeitrechnung möglich war, doch nur die natürliche Jahreszeit, der Frühlingsanfang; die attischen Monate — *παρέλκουσιν*. Es hat freilich Leute gegeben, denen 'der Beisatz *ἅμα ἦρι ἀρχομένωι* auf keine Weise zu ertragen' erschien. In der Thukydideskritik ist eben nichts unmöglich.

teile, und aller ähnlichen ἅμα-Stellen schlechthin unmöglich ist. Eine Interpolation wird hier niemand für möglich halten. Also ist die Monatsangabe lückenhaft; also muß man ἕκτωι καὶ ⟨ι⟩ ergänzen[1]. Der Schluß ist hier einmal unausweichlich, von — man möchte sagen — mathematischer Sicherheit; denn die Form der ganzen Datierung verbietet Annahme eines größeren Ausfalls (es kann hier außer der Distanceangabe zur Vorgeschichte nichts mehr gestanden haben), und das erhaltene ἕκτωι καί macht jede andere Ergänzung als δεκάτωι unmöglich. Die ist dann freilich auch so einfach, wie überhaupt möglich[2].

6) Mit der ebenso einfachen wie notwendigen Ergänzung bekommen wir festen Boden unter den Füßen. Zunächst verschwindet der unlösbare Widerspruch zwischen den beiden Beziehungen, die Thukydides selbst zwischen Vorgeschichte und Krieg hergestellt hat; jener Widerspruch, auf den Lipsius seine Konjektur gründete, der Wilamowitz und Schwartz zu ihrer einschneidenden Annahme eines 'chronologischen Editors' zwang. Gewiß nicht leichtfertig; denn es gibt da wirklich kein Ausweichen: wenn zwischen der Schlacht bei Potidaea und dem Überfall von Plataiai 6 Monate liegen, so ist jene in der zweiten Hälfte September 432 geschlagen; liegt andererseits zwischen Kriegsbeschluß und erstem Einfall in Attika im letzten Drittel Mai 431 'fast ein Jahr', so kommt man für den Kriegsbeschluß auch bei entgegenkommendster

1) Die Ergänzung hat Lipsius gefunden, aber rein sachlich begründet, was hier nicht genügt, weil es allein nicht zwingt. Wie gleichgiltig ihm der Text dabei war, zeigt sich darin, daß er ἕκτωι (καὶ δεκάτωι) καὶ ἅμα schrieb; erst Hude hat das καί der Ergänzung gestrichen ('δεκάτωι ego addere satis habui'). Im Duell Wilamowitz-Lipsius wird ausschließlich mit sachlichen Argumenten gefochten; vom Text ist nicht die Rede. Schwartz 92 f., 95 diskutiert, als ob καί nicht dastünde; Steup II[3] Anhang 283 ff. läßt es in seinen lemmata einfach unter den Tisch fallen. Wie hoffnungslos verfahren die Sachlage auch nach Lipsius' Vorschlag war, zeigt sich darin, daß Steup 'die ganze Angabe μετὰ τὴν ἐν Ποτειδαίαι μάχην μηνὶ ἕκτωι als Zusatz von fremder Hand' streichen will, ohne zu bemerken, daß damit die einzige Verbindung zwischen Vorgeschichte und Geschichte, der Haken, an dem die relative Chronologie von I hängt, fortfällt. Von den ebenfalls nach Lipsius gemachten Änderungen der Zahl in δεκάτωι, ἑνδεκάτωι, δωδεκάτωι braucht man nicht zu sprechen. Ebensowenig bedarf es der Bemerkung, daß natürlich gegen καὶ ἅμα und ἅμα καί nichts einzuwenden ist; nur in dieser Formation des Satzes ist die Verbindungspartikel unmöglich. Beispielsweise 7, 20, 1 ἅμα Δεκελείας τῶι ἐπιτειχισμῶι καὶ τοῦ ἦρος εὐθὺς ἀρχομένου ist ganz anders.

2) Am einfachsten natürlich, wenn δεκάτωι als Zahlzeichen geschrieben war. Aber auch das Überspringen des Wortes ist nach ἕκτωι begreiflich.

Berechnung[1]) des in der Tat vagen Ausdrucks ebenfalls in den September 432, bei natürlicher Auffassung in den Sommer, was offensichtlich unmöglich ist; denn die erste Beschwerde der Korinther in Sparta erfolgt erst *πολιορκουμένης τῆς Ποτειδαίας* (1, 67, 1), und zwischen dieser ersten Beschwerde und dem Kriegsbeschluß vergeht auch noch eine gewisse, nicht ganze geringe Zeit[2]).

7) Aber viel wichtiger als die Beseitigung des Widerspruchs zwischen den beiden Distanzangaben 1, 125, 2 und 2, 2, 1, die zwar zwischen Vorgeschichte und Geschichte des Kriegs die Verbindung herstellen, unter einander aber keine Beziehung haben, ist ein zweites: auch der Hauptanstoß innerhalb der Vorgeschichte des Krieges, das was die Chronologie zu einem so wesentlichen Bestandteil der thukydideischen Frage überhaupt gemacht hat, erscheint in anderem Lichte — der Übergang von den *Κερκυραϊκά* zu den *Ποτειδεατικά*. Ich spreche, um es ausdrücklich zu sagen, auch hier nur von dem uns als Thukydides überlieferten Text: von den *αἰτίαι καὶ διαφοραί*, in denen der Historiker ursprünglich den Grund des großen Krieges sah, und die er der eigentlichen Darstellung voranschickte *τοῦ μή τινα ζητῆσαί ποτε ἐξ ὅτου τοσοῦτος πόλεμος*

1) Entgegenkommend nenne ich eine Berechnung, die 'fast ein Jahr' als $^3/_4$ und selbst $^2/_3$ Jahre (Ullrich, Beiträge 1, 46, 63) deutet, womit man freilich auch nur auf September/Oktober 432 kommt; aber nicht mehr Belochs Versuch (a. O. 221), die ganze Angabe als 'viel zu unbestimmt' aus der Diskussion auszuschalten. Wie sich E. Meyer, Forsch. 2, 336, 2 (der allerdings 'nicht zu sagen wüßte, wie es eigentlich gekommen ist, daß die Chronologie der Vorgeschichte . . für dunkel und unsicher gilt und zu zahlreichen Kontroversen Anlaß gegeben hat'), und Kolbe, Herm. 34, 391 (der Phormions Entsendung 'Herbst 432 und zwar noch vor der spartanischen Gemeindeversammlung, also im Laufe des Oktober' ansetzt), mit 1, 125 abfinden, weiß ich nicht. Äußere Daten, die entscheiden, gibt es nicht: denn daß Philochoros Schol. Aristoph. Fried. 605 die megarische Beschwerde in Sparta schon unter Pythodoros setzt, hilft uns nicht weiter, selbst wenn dessen Beginn am 13. Juli 432 feststünde. Ebensowenig gibt der Ephor Sthenelaidas 1, 84, 3; 87, 1 neben Ainesias 2, 2, 1 einen sicheren terminus ante quem, da nirgends steht, daß er *πρῶτος* oder eponymer Ephor war; die Stellen scheinen es sogar auszuschließen (gegen Busolt III 2, 803 A). Auch das 14. Jahr des Friedens 1, 87, 6 neben 2, 2, 1, würde selbst dann kaum helfen, wenn wir wüßten, von wann die Jahre liefen; Frühjahr 445 ist wahrscheinlich, aber nicht sicher. Sachlich ist übrigens jedes Entgegenkommen bedenklich: die Korinther brauchen für ihre Rüstungen gegen Korkyra fast zwei Jahre (1, 31, 1); und Thukydides erwähnt 1, 125 die lange Dauer doch wohl auch deshalb, weil ihm der Unterschied gegen die schnelle Mobilisierungsmöglichkeit der kapitalkräftigen Seemacht Athen interessant ist. Die Archäologie hat später aus solchen und ähnlichen Beobachtungen die Konsequenzen gezogen.

2) S. u. S. 33 f.

τοῖς Ἕλλησι κατέστη (1, 23, 5); von den beiden Zusammenstößen zwischen Athen und Korinth, dem Falle Korkyra (1, 24—55) und dem Falle Potidaea (1, 56—65), und ihrer Verbindung. Es ist hier noch nicht an der Zeit, und später wird es (hoffe ich) nicht mehr nötig sein, sich mit der historischen Kritik zu befassen, die man an dieser Darstellung geübt hat; oder vielmehr (denn die historische Kritik auch an Thukydides ist frei) mit den Folgerungen, die man aus ihr und einem teilweise mißverstandenen Texte für die Frage der Vollendung des ersten Buches gezogen hat, — Folgerungen, die m. E. zu den schwersten Verirrungen gehören, deren sich die Thukydideskritik überhaupt schuldig gemacht hat. Das 'megarische Psephisma' — denn darum handelt es sich in erster Linie [1]) — hat seinen Platz in einer Betrachtung der Gesamtkomposition von Buch I, die uns hier nur in soweit angeht, als sie für die Interpretation der einzelnen Partieen eine ganz bestimmte Grundlage abgibt. Davon also später; aber auch da nur, soweit es die Interpretation angeht. Denn ich will durchaus versuchen, die schmale Grenze nicht zu überschreiten, die historische Interpretation und historische Kritik trennt; und ich will vor allem den Fehler vermeiden, der m. E. in diesen Fragen noch mehr Unheil angerichtet hat als das Heranbringen moderner Gesichtspunkte, Forderungen, Ansichten an den über zwei Jahrtausende älteren ersten Historiker, die Anwendung der historischen Kritik, bevor der Text voll verstanden ist [2]).

Der Text nun stellt uns zunächst vor ein scheinbar ganz einfaches Problem: die Seeschlacht bei Sybota ist spätestens in den ersten Tagen des September 433 geschlagen. Über dieses aus der Urkunde JG I 179 (= Syll.[3] 72), die die Zahlungen an die beiden athenischen Geschwader des Lakedaimonios und Glaukon enthält,

1) Gegen Wilamowitz, Curae, 8 ff. 17 ff. ist schon die Umordnung interessant, mit der Schwartz 92 die Kapitel über 'die unmittelbare Vorgeschichte des Krieges' beginnt: 'am Schlusse der Einleitung verspricht Thukydides, die Rechtsgründe und Streitigkeiten zu beschreiben, die . . zum Ausbruch des Krieges führten, hat aber dies Versprechen ausgeführt *nur* für die korkyräische Entwicklung und den Abfall von Potidaea'. Das wird als etwas so selbstverständliches betrachtet, daß Schwartz nicht einmal einen Hinweis auf 117 ff. für nötig hält, wo er 'Thukydides' Anschauungen über die Ursachen und die Vorgeschichte des Krieges' behandeln will, aber, geistvoll und politisch denkend wie immer, die seinigen entwickelt.

2) Oder auch das Ausgehen 'von geschichtlichen Tatsachen' statt vom Text (s. o. S. 9 Anm. 1). Es geschieht zudem nur zu oft, daß die 'geschichtlichen Tatsachen', nach denen man glaubt, den Text des Historikers beurteilen zu dürfen, sich als Irrlichter und höllische Fündlein erweisen.

gewonnene Datum ist man sich jetzt mit recht einig; denn Thukydides' Darstellung der Vorgänge 1, 45 ff. verbietet, zwischen die Entsendung der beiden Geschwader einen ganzen Winter zu legen, und bestimmt damit die möglichen Ergänzungen der Urkunde[1]. Wenn die Schlacht bei Potidaea 6 Monate vor dem Überfall von Plataiai im September 432 geschlagen ist, so liegt zwischen beiden Ereignissen ein volles Jahr, während unser Text ausdrücklich und mit, wie es scheint, doppelter Versicherung erklärt, daß der Konflikt wegen Potidaea unmittelbar nach jenem Zusammenstoß ausgebrochen ist: 1, 56, 1 *μετὰ ταῦτα δ' εὐθὺς καὶ τάδε ξυνέβη γενέσθαι Ἀθηναίοις καὶ Πελοποννησίοις διάφορα ἐς τὸ πολεμεῖν* und 57, 1 *ταῦτα δὲ περὶ τοὺς Ποτειδεάτας οἱ Ἀθηναῖοι προπαρεσκευάζοντο εὐθὺς μετὰ τὴν ἐν Κερκύρᾳ ναυμαχίαν*. Daß auch hier die thukydideische Darstellung es verbietet, zwischen das athenische 'Ultimatum' an Potidaea und die Schlacht oder auch zwischen Abfall der Stadt und Schlacht einen Winter zu legen, hat Wilamowitz gesagt und Schwartz wiederholt; darüber hilft keine Harmonistik hinweg: 'plena et perspicua de Corcyraeis narratio est, plena et perspicua de Potidaeatis; sed coniunguntur tamquam continuo gesta inter quae hiems 433/2 interiacet' (Wilamowitz); 'die Verzahnung der *Ποτειδεατικά* mit den *Κερκυραϊκά* .. ist ... in formal unvollkommener und sachlich irreführender Weise geschehen' (Schwartz). Die Konsequenzen, die sie daraus ziehen, sind bekannt und scheinen unvermeidlich: 'quicumque et sibi verum confiteri et quod sentit palam profiteri non veretur, is aegre quidem feret sed non dissimulabit, rem ita se habere, ut aut Thucydides gravissimae neglegentiae damnandus sit, aut id quod legitur quale legitur ab eo profectum non sit'.

Nun beseitigt freilich die Änderung *ἕκτῳ καὶ ⟨δεκάτῳ⟩* auch diesen schreienden Widerspruch auf die einfachste Weise: fällt die Schlacht bei Potidaea etwa Ende November 433[2], so folgen die von Thukydides 1, 56—63 erzählten Dinge wirklich unmittelbar auf die Schlacht bei Sybota; und es wäre nur noch zu untersuchen, ob die Darstellung in 1, 56—63 selbst mit dem einleitenden *εὐθύς* sich verträgt, was eine reine Interpretationsfrage ist. Aber da es nach der jetzt allgemeinen Auffassung für den Krieg Athens gegen Potidaea ausser den thukydideischen Daten noch 'epigraphisches Material' gibt, das die 'Analyse des Textes', d. h. seine Auflösung

1) Gegen Nissen, Hist. Zeitschr. 1888, s. etwa E. Meyer, Forsch. 2, 320 ff. und Beloch, a. O. 217. Das Richtige seit Boeckh, Opusc. 6, 72 bei Wilamowitz, Lipsius, Kolbe, Busolt, Schwartz u. v. a.

2) S. unten S. 31.

in zwei erst vom Herausgeber zusammengeschobene Stücke bestätigt, so muß das vorher erledigt werden. Genügen sollte da eigentlich ein Verweis auf meine Voraussetzung 5 und die entschiedene Behauptung, daß die Schuldurkunde JG I 179 A mit Thukydides *direkt* garnichts zu tun hat; daß nur die moderne Interpretation die den leider kümmerlichen Resten zu entnehmenden Daten in methodisch und sachlich gleich unzulässiger Weise mit den Interpretationsproblemen der thukydideischen Vorgeschichte vermengt hat. Jedenfalls aber ist die Abweisung dieser modernen Irrlehre einfach genug: nach Thuk. 1, 57, 6 ff. gehen zunächst 30 Schiffe und 1000 Hopliten unter Archestratos nebst Kollegen nach Makedonien ab; kurz darauf (61, 1; s. o. S. 8, 1) entsendet Athen das zweite Korps, 2000 Hopliten, 40 Schiffe *καὶ Καλλίαν ... πέμπτον αὐτὸν στρατηγόν*, das *ἐς Μακεδονίαν* segelt, um sich dort mit Archestratos zu vereinigen. Der Oberbefehlshaber Kallias fällt bald darauf in der Schlacht bei Potidaea (63, 3). Ein drittes Korps von 1600 Hopliten unter Phormion (64, 2), das *χρόνῳ ὕστερον* für den chalkidischen Krieg bestimmt wird, braucht uns hier noch nicht zu kümmern. Andere Namen nennt Thukydides nicht. Die Schuldurkunde nun, die Kolbe[1]) endgiltig als ganzes ins Jahr 432/1 gesetzt hat, gibt eine erste Zahlung *ἐς Μακ]εδονίαν Εὐκρά-τ[ει* καὶ ξυνάρχουσι]*. Von Potidaea ist keine Rede. Das presse ich nicht; aber um so mehr die anerkannte und selbst nach den jämmerlichen Resten der Urkunde nicht bestreitbare Tatsache, daß die Zahlung 'an die Feldherrn persönlich erfolgte' (Kolbe 385, 2), 'also noch vor der Abfahrt' (Schwartz 96). Wie man bei diesem Sachverhalt das Korps *Καλλίας πέμπτος αὐτός* des Thukydides und das Korps *Εὐκράτης (καὶ οἱ ξυνάρχοντες)* der Urkunde identifizieren konnte, ist schlechthin unverständlich und bedarf keiner Widerlegung. Aber es ist instruktiv, zu beobachten, wie hier eine vorgefaßte Meinung über Thukydides' Chronologie erst die Interpretation der Urkunde vergewaltigt, diese dann wieder auf die Thukydidesinterpretation zurückwirkt, und wie das Resultat von der Übereinstimmung zwischen Thukydides und der Urkunde dann als Dogma behandelt wird. Das kann ich hier nicht näher auseinandersetzen und brauche es auch nicht, da die Vergewaltigung augenfällig ist: '... ei praetores, quibus prytania altera Pythodori i. e. mense Augusto 432 Athenis pecunia expensa est, ad Potidaeam pugnaverunt; e quibus a Thucydide Callias, in lapide *nunc tantum* Eucrates nominatur' (Wilamowitz, Curae 14). Nunc tantum —

1) Herm. 34, 380 ff.; dazu Busolt, Gr. G. III 2, 802 A, Beloch 220, Schwartz 95 f.

aber Kallias konnte auf dem Stein niemals genannt sein, da zwischen *Μακεδονίαν* und *Εὐκράτει* keine Lücke ist! Das hat Kolbe 384 vielleicht empfunden, aber für seine eigene Erklärung — 'wenn aber in unserer Inschrift nicht Kallias sondern Eukrates als der Empfänger des Geldes genannt ist, obwohl Thukydides jenen als Höchstkommandierenden bezeichnete, so läßt sich dafür die Erklärung geben, daß Eukrates an Stelle des vor Potidaea gefallenen Kollegen die Rechenschaftsablage übernahm' — fehlt nicht nur jede Parallele, sie ist a priori unmöglich: *datiert* ist die Zahlung, nicht die Rechenschaftsablage. Es besteht eben einfach keine Möglichkeit, den Eukrates der Urkunde zum Kollegen des Kallias zu machen: und niemand wäre auf diese Idee verfallen, wenn nicht der Ansatz der Schlacht bei Potidaea 6 Monate vor Plataiai sie gleichsam spontan hervorgetrieben hätte. Tatsächlich müßte man eher den umgekehrten Schluß ziehen (und unterläßt es nur deshalb, weil von der Urkunde doch zu wenig erhalten ist), daß nämlich auch 'das epigraphische Material', soweit wir es kennen, den Ansatz der Schlacht von Potidaea im Archontenjahr 432/1 unmöglich macht[1], daß also die Sache genau wie Sprache und Stil die Unmöglichkeit des überlieferten *ἕκτῳ καί* erweist.

Entschließen wir uns also einmal zu der von allen Seiten gleichmäßig geforderten Einfügung des *δεκάτῳ* und fragen wir, ob denn der Text 1, 56—65 der damit geforderten Hinaufschiebung der Schlacht vor Potidaea ins Jahr 433 widerspricht.

III. Interpretation.

Der Fehler der bisherigen Interpretation von 1, 56—65 besteht m. E. darin, daß sie die Stellung der *Ποτειδεατικά* im Zusammenhang der *αἰτίαι καὶ διαφοραί* (1, 23, 5) nicht oder doch nicht genügend beachtet und die Partie behandelt hat, als ob sie nicht nur

1) Wenn wirklich im Jahre des Pythodoros 432/1 die erste Zahlung für den makedonischen Krieg an Eukrates und Kollegen in der zweiten Prytanie Septbr. 432 erfolgt ist, so ist der natürliche Schluß, daß Archestratos und Kallias ins Jahr 433/2 gehören. In ihm gingen wahrscheinlich drei Korps nach Makedonien und der Chalkidike, jene beiden und das des Phormion. Daß Kallias den Archestratos im Befehl abgelöst hat, wie Beloch 220 behauptet, ist durchaus nicht klar; wenn wir uns streng an Thukydides' Darstellung 61, 2—5 halten, sogar unwahrscheinlich. Daß 'Archestratos seitdem nicht weiter erwähnt wird', ist doch kein Argument. Was hören wir denn von Eukrates und überhaupt vom Krieg in Makedonien und der Chalkidike, außer dem, was für die Vorgeschichte des peloponnesischen Krieges unentbehrlich ist (dazu unten S. 32f.)? Die Strategenliste hilft, wie ein Blick auf Beloch 261f. lehrt, in dieser Frage leider nicht weiter. Zu der Korruptel 1, 57, 6 s. Schwartz 254.

in sich geschlossen wäre (was sie wirklich ist), sondern auch selbständig. Der Vorwurf trifft nicht nur die 'konservativen' Kritiker und die, welche sich mit Streichung einzelner Satzteile begnügten. Auch die, welche in konsequenterem Denken den Zusammenhang überhaupt lösen und das verhängnisvolle *εὐθύς* für 'falsch' erklären, 'so falsch, daß Thukydides es nicht geschrieben haben kann', sind in der gleichen Verdammnis, es sei denn sie schrieben die Thukydideische Vorgeschichte überhaupt um, in der Überzeugung, daß es möglich sei, die wahren, wenn auch noch nicht durchgeführten Absichten des Historikers unter der Tünche des Herausgebers zu erkennen. Der Schriftsteller aber schärft nicht nur nach seiner Gewohnheit (die im einzelnen eine genauere Untersuchung verdient, wobei sowohl auf ihren Zusammenhang mit der allgemeinen Buchtechnik wie auf die Besonderheit ihrer Anwendung zu achten ist) die Unterordnung unter 1, 23, 5 in den Übergängen *καὶ τάδε διάφορα ἐς τὸ πολεμεῖν* (56, 1) und *αἰτίαι μὲν αὗται* (66) besonders ein, auch die Darstellung selbst ist in entscheidender Weise durch diese Unterordnung bestimmt worden, und man kann ohne Übertreibung sagen, daß alle modernen Anstöße sich durch sie erklären, zumal wenn man — was man heute wohl darf — in Rechnung zieht, daß die Übergänge und Verbindungsstücke erst der Schlußredaktion angehören, in ihrer Fassung also von der oft bereits lange vorher geschriebenen Darstellung beeinflußt sein können [1]). Ich will aber

---

1) Es ist begreiflich, daß eine gewaltsame Analyse die Übergänge besonders gern fremder Hand zuwies. Was man wirklich aus ihnen lernen kann, zeigt für andere Partien Wilamowitz, Sbr. Berl. Ak. 1915, 1919; auch für die unsrige ist Steups Vermutung (Stud. 2, 33; Ausgabe I⁵, 167), daß 56, 1/2 *μετὰ ταῦτα — τὴν ἔχθραν αὐτῶν* später (d. h. doch wohl bei der Schlußredaktion) zugefügt sind, um die 'schon früher geschriebenen eigentlichen *Ποτειδεατικά* mit dem vorhergehenden zu verknüpfen', garnicht unglaublich. Denn wie wollte man sonst verstehen, daß die Übergänge durchweg vom Konflikt zwischen 'Athenern und Peloponnesiern' reden, entsprechend also dem Titel des Werkes (1, 1, 1) und dem Schluß der Vorrede (1, 23, 4), obwohl es sich zunächst nur um Zusammenstöße zwischen Athen und Korinth handelt und obwohl es beide Male mit den Korinthern allein weitergeht: *τῶν γὰρ Κορινθίων* 56, 2 und *τοῖς μὲν Κορινθίοις* 66, 1. Ja 55, 2 am Schluß der *Κερκυραϊκά* heißt es unmittelbar vor den Übergangsworten 56, 1, in denen die Parteien als 'Athener und Peloponnesier' bezeichnet werden, *αἰτία δὲ αὕτη πρώτη ἐγένετο τοῦ πολέμου τοῖς Κορινθίοις ἐς τοὺς Ἀθηναίους*; und 66 steht die vielverhandelte Bemerkung *ἰδίᾳ γὰρ ταῦτα οἱ Κορίνθιοι ἔπραξαν*. Über die Zeit der Schlußredaktion kann kaum ein Zweifel sein; ebensowenig darüber, daß auch sie erst in großen Zügen erfolgt ist; das lehren die in den *Κερκυραϊκά* stehen gebliebenen, von Wilamowitz und Schwartz erkannten Doppelberichte (ich vermeide absichtlich den Ausdruck 'Doppelfassung') in 1, 26 und 1, 30, über die ich vielleicht bald in anderem Zusammenhang sprechen kann.

damit nicht rechnen, weil es zu leicht ins Metaphysische führt und wir schließlich doch immer interpretieren müssen, was dasteht: denn blanken Unsinn hat Thukydides auch dann nicht gemacht, wenn er die Schlußredaktion zunächst nur in großen Zügen vornahm.

Jede wirklich unbefangene Interpretation zeigt nun: was man dieser Darstellung vorwerfen kann, ist am allerwenigsten 'mangelhafte Redaktion', 'lockeres Gefüge und mangelhafte Komposition' oder wie man es sonst formuliert hat[1]), sondern (wenn das ein Vorwurf ist) gerade das Gegenteil: eine vielleicht zu straffe Zusammenziehung unter den Gesichtspunkt der Vorgeschichte des großen Krieges. Von den hellenischen Dingen ist alles ausgeschieden, was darauf keinen Bezug hat: alles Zugehörige aber ist mit einer nicht geringen Gewaltsamkeit zuerst dem athenisch-korinthischen Konflikt, später dem Gedanken des athenisch-spartanischen Gegensatzes (was sich nicht etwa gegenseitig ausschließt) unterworfen. Man muß es nicht nur sagen, sondern sich ständig vor Augen halten, daß Thukydides' historisches Urteil — denn die Reden lassen, soweit man das trennen kann, mehr den politischen Denker sich entfalten — vor allem, ja fast allein in der Auswahl und Anordnung der Tatsachen sich ausspricht; ein sehr klares, freilich auch sehr eigenwilliges Urteil, dessen Berechtigung hier nicht zur Diskussion steht[2]). Das aber bedingt (und macht sich gerade bei den Potideatika stark geltend) den kompressen Ausdruck, die Beschränkung der mitgeteilten Tatsachen, die unterordnende und rückgreifende Darstellung, die dem flüchtigen Leser wie dem präokkupierten Philologen (beide sind sich in ihren Anstößen und Schlüssen oft seltsam ähnlich) teils Schwierigkeiten vortäuscht, teils die wirklich vorhandenen so vergrößert, daß sie unerträglich scheinen. Geduldiger und gutwilliger als vielleicht bei irgend einem anderen Autor, dem auch das Wort leichter aus der Feder fließt, muß man bei Thukydides seinem Gedankengange folgen, ehe er sich erschließt[3]). Daß es an dieser Geduld und Gutwilligkeit oft

---

1) Ich nenne Busolt, Gr. G. III 2, 799, 1 und Schwartz 96 f., die beide auf Steup, Stud. 2, 31 ff. verweisen.

2) Der erneute Hinweis auf die Behandlung des megarischen Psephisma läßt sich hier ebenso wenig unterdrücken, wie das Bekenntnis, daß mir Schwartz auch S. 92 ff. und 117 ff. die Diskussion gewiß mit wahrem historischen Sinn, nur gewiß nicht im Sinne des Thukydides geführt zu haben scheint.

3) Es ist nicht unnütz, immer wieder auf Ullrichs Forderung, Thukydides langsam zu lesen, hinzuweisen: 'sogar seine deutlichsten Berichte über einfache Vorgänge lassen sich nicht so gar rasch aufnehmen' (Beiträge 2, 83, 168).

fehlt, zeigt wohl am besten Ed. Schwartzens Kritik an der 'formell unvollkommenen und sachlich irreführenden Verzahnung der *Ποτειδεατικά* mit den *Κορκυραϊκά*': 'zunächst ist die Zeitangabe 56, 1; 57, 1 »sofort danach« oder »sofort nach der Seeschlacht bei Korkyra« nicht an einen eindeutig bestimmten Punkt, sondern etwas unklar an »die folgenden Zwistigkeiten der Athener mit den Peloponnesiern«, bei der Wiederholung an »die von Athen gegen Potidaea getroffenen Maßregeln« geknüpft usf.'. Gerade weil Schwartz nicht nur ein scharfsinniger, sondern vor allem ein ehrlicher Interpret ist, der sogleich fortfährt, daß 'trotz dieses Mangels an Präzision' die Zeitangabe unzweifelhaft 'auf das attische Ultimatum gehen soll, das den Abfall herbeiführte (56, 2 = 57, 6)', darf man es als signifikant bezeichnen, wie er an der bekannten und hier besonders berechtigten (s. u.) weiterführenden Umrahmung (56, 1 ∼ 57, 1) Anstoß nimmt und wie er dabei unwillkürlich die Tatsachen verschiebt, indem er die Zeitangaben *μετὰ ταῦτα* und *μετὰ τὴν ναυμαχίαν* mit den folgenden statt mit den vorausgehenden Ereignissen verknüpft sein läßt.

Es ist m. E. nicht förderlich, da im einzelnen zu polemisieren oder zu argumentieren. Denn der unbefangene Leser, der das von außen herangebrachte chronologische Bedenken nicht kennt, wird einen ganz anderen Weg gehen. Das *μετὰ ταῦτα δ' εὐθύς* wird ihm ganz selbstverständlich eingehen; er wird erst anstoßen bei dem plötzlichen und ganz unvorbereiteten Auftreten des Perdikkas; und da mit Recht. Denn er hat bisher von dem Konfliktstoff gelesen, der sich durch Athens Abschluß der Epimachie mit Korkyra und ihre Folgen zwischen Athen und Korinth angesammelt hat. Dann versprach der erste Satz des neuen Abschnittes (56, 1) die Darstellung einer weiteren Zwistigkeit, die zeitlich der ersten auf dem Fuße folgt. Die durch Athens Haltung im Konflikt mit Korkyra[1]) hervorgerufene feindselige Stimmung in Korinth und ge-

1) So, nicht 'für das Eingreifen der Athener *bei* Korkyra' wird man *μετὰ ταῦτα* 56, 1 auffassen müssen und nicht bereits hier die genauere Zeitbestimmung 57, 1 *μετὰ τὴν ναυμαχίαν* unterschieben, die zu dem 'Ultimatum' an Potidaea gehört. Das ganz unbestimmte *πράσσειν* 56, 2 erhält seine inhaltliche Bestimmung erst 57, 4; ganz wie *ἐκέλευον* oder richtiger *προπαρεσκευάζοντο* (s. S. 26; 30) erst 57, 6 in seiner Ausführung näher bestimmt wird und wie es unendlich oft bei Thukydides geschieht (Beispiele gelegentlich einer beabsichtigten Behandlung der Archäologie; auch die nachträgliche Erklärung von Perdikkas' Auftreten, wenn sie auch etwas anders verläuft, kann man erwähnen). Historisch ist wohl klar, daß die Korinther mit ihrem *πράσσειν* nicht bis zu dem offenen Zusammenstoß bei Sybota gewartet haben, sondern spätestens nach Abschluß der Epimachie Athen-Korkyra den Zettelungen des Perdikkas zugänglich wurden.

wisse von ihr diktierte, übrigens hier noch nicht näher bezeichnete Schritte der Gegnerin, die den Leitern der athenischen Politik natürlich nicht unbekannt bleiben (*τῶν γὰρ Κορινθίων πρασσόντων — ὑποτοπήσαντες τὴν ἔχθραν αὐτῶν οἱ Ἀθηναῖοι*) veranlassen Athen zu bestimmten Forderungen an Potidaea (*οἱ Ἀθηναῖοι Ποτειδεάτας — Κορίνθιοι ἔπεμπον*). Da diese Stadt, obwohl zum attischen Reich gehörig, in einer von Thukydides betonten festen Verbindung mit Korinth steht, die für Athen gefährlich werden kann[1]), sind wir auch hier noch auf geradem Wege. Auch die Formulierung des Satzes ist ohne wirklichen Anstoß: er umrahmt die entscheidende Maßnahme Athens, das *Ποτειδεάτας ἐκέλευον*, durch die objektiven Voraussetzungen (Feindschaft Korinths, seine besondere Verbindung mit Potidaea) und die subjektiv befürchteten Folgen. Aber wenn die Formulierung berechtigt ist, weil sich Voraussetzungen und Folgen in der Nennung der Korinther als der treibenden Kraft gedanklich eng zusammenschließen, dann wird der geschlossene Gedanke durch das Auftreten des Perdikkas in der zweiten Satzhälfte neben und sogar vor den Korinthern — *δείσαντες μὴ ἀποστῶσιν ὑπό τε Περδίκκου πειθόμενοι καὶ Κορινθίων* — um so empfindlicher zerrissen. Wer ist Perdikkas überhaupt? Steht auch er in Verbindung mit Korinth, wie wir es soeben von Potidaea hörten? Wenn ja, in welcher und seit wann? Oder hat er irgendwelche Beziehungen zwar nicht zu Korinth, aber zu Potidaea? Und welche? Jeder Anstoß wäre berechtigt, wenn uns Thukydides auf diese sofort sich aufdrängenden Fragen ohne Antwort ließe. Aber das tut er nicht: er gibt uns eine ganz unzwei-

1) Auf die jedes Jahr von Korinth nach Potidaea geschickten Epidemiurgen kommt in diesem Zusammenhang etwas an. Es ist ganz in der Ordnung, daß sie in dem konkreten Auftrag an Archestratos (57, 6) nicht erscheinen. Es stimmt wirklich nicht, daß 'die beiden Ultimata sich so gleich sind, wie ein Ei dem anderen'. Überhaupt stehen garnicht zwei Ultimata da; denn 57, 6 enthält eine Instruktion an die attischen Strategen, die das Ultimatum nicht überbringen (dazu braucht man keine Flotte und Heer), sondern ausführen sollen: *ἐπιστέλλουσι τοῖς ἄρχουσι τῶν νεῶν Ποτειδεατῶν τε ὁμήρους λαβεῖν καὶ τὸ τεῖχος καθελεῖν* gegenüber *Ποτειδεάτας* (die hier ausführlich vorgestellt werden) *ἐκέλευον τὸ ἐς Παλλήνην τεῖχος καθελεῖν καὶ ὁμήρους δοῦναι* 56, 2. Erstaunlich, wie auch die Interpreten in die Irre gehen, weil sie eben nicht den Text interpretieren, sondern moderne Ansichten bestenfalls an der Hand des Textes diskutieren. Übrigens ist zu fragen, ob die Forderung Athens überhaupt als 'Ultimatum' bezeichnet werden darf: es scheint nach 58, 1 vielmehr, als ob die Forderung von vornherein erhoben sei, was wohl auch das natürliche ist; von den Verhandlungen, in denen sich Potidaea um ihre Zurückziehung bemüht (*εἴ πως πείσειαν μὴ σφῶν πέρι νεωτερίζειν μηδέν*) erfahren wir nur, daß sie stattfanden. Auch das ist in Ordung; auf die Einzelheiten kommt hier nichts an.

deutige Antwort. Wenn man den *richtigen* Anstoß nimmt, den Anstoß an dem Text, wie er ist, und nicht, wie er nach irgendwelchen Voraussetzungen sein sollte, und ihm entsprechend seine Fragen stellt oder auch nur seine Aufmerksamkeit spannt, so erschließt sich sofort der Sinn des Überganges 57, 1—2: denn als Übergang und als éinen Satz muß man freilich die Worte ταῦτα δὲ περὶ τοὺς Ποτειδεάτας — φίλος ὤν nehmen, die nicht auf zwei Paragraphen verteilt werden durften; eine Äußerlichkeit, die die Interpreten merkwürdig häufig, wenn auch unbewußt, beeinflußt hat. Der Satz leitet über zu dem athenisch-makedonischen Konflikt, den der Historiker von seiner Gesamtdisposition gezwungen dem athenisch-korinthischen ein- oder vielmehr unterordnet; oder noch schärfer, von dem er überhaupt nur deshalb hier erzählt, weil er ihn für *dieses* Stadium des athenisch-korinthischen Konfliktes braucht. Ich schalte die metaphysische Frage ganz aus, ob die Ποτειδεατικά einmal anders niedergeschrieben waren, was ich persönlich nicht glaube; denn Thukydides verzeichnete sie doch erst, als in ihrem und anderer Dinge Verfolg der große Krieg ausgebrochen war, sah sie also von vornherein unter dem Gesichtswinkel der αἰτίαι καὶ διαφοραί. Sicher ist, worauf es allein ankommt, daß jetzt durch diese Unterordnung die sachliche und formale Gestaltung des Übergangssatzes 57, 1—2 bestimmt ist. Die folgende Darstellung läßt ja keinen Zweifel daran, daß die Forderung Athens an Potidaea — oder sagen wir zunächst ganz vorsichtig: die Sorge Athens um seine Untertanen auf der Chalkidike — ursprünglich nicht durch das verschlechterte Verhältnis mit Korinth hervorgerufen ist, sondern durch die Aspirationen und Wühlereien des Perdikkas. Wenn Thukydides das umzukehren scheint, so tut er das um des Gesamtplanes willen; die schwerfällige Form aber, in der es geschieht und die wir überall da beobachten, wo verwickeltere Verhältnisse auseinandergesetzt werden müssen, beruht nicht auf Ungeschicklichkeit, sondern auf einem Prinzip: er läßt auch sonst die verschiedenen Linien nicht von ihren verschiedenen oft entlegenen Ausgangspunkten zusammenlaufen, sondern ordnet sie von vornherein einer Hauptlinie unter, eben der, die er aus seiner Auffassung des historischen Geschehens als solche erkannt hat.

Es ist garnicht zu bestreiten, daß dadurch eine gewisse Unklarheit im Anfange des neuen Abschnittes entsteht, die noch verstärkt wird durch die Kürze, mit der die Vorgeschichte des für Thukydides allein wesentlichen Faktums, des zweiten offenen Zusammenstoßes zwischen Athen und Korinth, behandelt wird. Mög-

lich, daß eine eingreifendere, auch das Einzelne erfassende [1]) Schlußredaktion sie beseitigt hätte. Ich rechne ungern damit; und auch der jetzige Text bewahrt uns vor dem Mißverständnis, in der Wichtigkeitsfolge (von Thukydides aus gesehen) der am Konflikt um Potidaea beteiligten Mächte auch die Zeitfolge ihres Eintritts zu sehen. Man muß nur den kompressen Ausdruck ganz scharf fassen. Die nachträgliche Verbindung 56, 1 (auch wenn man sie mit Steup bis τὴν ἔχθραν αὐτῶν ausdehnt) begnügt sich mit der Angabe des Zeitverhältnisses der beiden διαφοραί Athen-Korinth, sodaß εὐθύς nach dem genaueren εὐθὺς μετὰ τὴν ἐν Κερκύραι ναυμαχίαν gesetzt sein mag. Darauf kommt nicht viel an; denn es ist sachlich richtig. Aber nach Einführung der Verbindung sieht es so aus, als ob die Aufforderung an Potidaea erst μετὰ ταῦτα d. h. μετὰ τὰ Κερκυραϊκά erlassen sei. Das ist an sich ein unzulässiger Schluß aus dem Überschriftsatz, der den ganzen Abschnitt deckt. Aber wenn man zugibt, daß der Leser zuerst diesen Schluß ziehen und eine irrige Vorstellung vom Verlauf der Ereignisse gewinnen könnte [2]), so muß man auch zugeben, daß das durch die Darstellung selbst korrigiert wird. Während nämlich die Einleitung des neuen Abschnittes (56, 2) garnichts über die Zeitverhältnisse aussagt — weder den Befehl absolut datiert, was wir nach dem früher ausgeführten auch nicht erwarten können, noch die relative Folge des Eintretens von Makedonien und Korinth (es sei denn in der Folge der Namen) andeutet — zeigt schon die abschließende Zusammenfassung, mit der der Übergangssatz beginnt (57, 1), eine gewisse Andeutung des zeitlichen Fortschrittes. Man darf nur εὐθὺς μετὰ τὴν ἐν Κερκύραι ναυμαχίαν nicht für eine Wiederholung von μετὰ ταῦτα erklären; das ist so unscharf, wie die von den Interpreten als selbstverständlich behandelte Gleichsetzung von προπαρεσκευάζοντο mit ἐκέλευον, oder wie die Behauptung, das 'Ulti-

1) S. o. S. 20, 1.

2) Hinter dem Imperfektum ἐκέλευον wird man gerade bei diesem Verbum (mit προπαρασκευάζεσθαι steht es anders) nichts besonderes suchen; weder Erfolglosigkeit des Befehls noch Nichtabschluß der Sache (wegen der daraufhin einsetzenden Verhandlungen) oder sonst etwas. Wenn 56, 2 ff. der alten Aufzeichnung angehören, so wird es einfach erzählend gewesen sein. Im jetzigen Zusammenhang kann man es freilich ohne weiteres plusquamperfektisch fassen (wie übrigens auch das πράσσοντες 58, 1; s. S. 30). Aber da solche Deutung aus dem Zusammenhang niemand zwingend überzeugt, so mag man sich mit der schwebenden Vergangenheit eines 'sie stellten die Forderung' begnügen. Es bleibt ja doch dabei, daß die zeitliche Relation eines solchen Imperfekts (oder Aorists) für uns wie für den antiken Leser immer erst aus dem Zusammenhang bestimmbar ist, d. h. hier aus 57, 4—5 und 58, 1.

matum' an Potidaea stehe doppelt da und 56, 2 sei 'gleich' 57, 6[1]). Wir erhalten mit εὐθὺς μετὰ τὴν ναυμαχίαν vielmehr ein erstes ganz scharfes, wenn auch relatives Datum: nicht für das κελεύειν, das zeitlich ganz unbestimmt bleibt, sondern für das προπαρασκευάζεσθαι, d. h. für irgend eine aktive Maßnahme, über die wir (wie über das πράσσειν der Korinther 56, 2 durch 57, 4) im einzelnen erst 57, 6 unterrichtet werden. 'Diese die Potidaeaten angehende Vorsichtsmaßnahme' — auch dies ταῦτα δὲ περὶ τοὺς Ποτειδεάτας läßt den Fortschritt von dem allgemeinen Ἀθηναίοις καὶ Πελοποννησίοις der Überschrift klar hervortreten und ist entsprechend zu übersetzen — 'brachten die Athener unmittelbar nach der Seeschlacht zur Ausführung', oder 'wollten zur Ausführung bringen' oder wie immer man das erzählende Imperfektum im Zusammenhang verstehen will. Es kommt nur darauf an, daß mit dem Wechsel des Ausdrucks ein Schritt über das bloße κελεύειν angedeutet wird; das weitere wird der aufmerksame Leser dann schon erfahren. Übrigens mag der Ausdruck gewählt sein, weil es zur Durchführung des Befehls nicht kam; es blieb beim προπαρασκευάζεσθαι, der Instruktion an Archestratos, mit der die Athener προκαταλαμβάνειν τῶν πόλεων τὰς ἀποστάσεις wollten.

Das erste klare Datum steht im Abschluß und führt doch weiter (die ganz gewöhnliche Form solcher Übergangssätze), weil es (wieder ganz gewöhnlich) in einem γάρ-Satz neu begründet wird: 'denn die Korinther waren *jetzt offen* feindlich gesinnt'. Es ist aus dem ἤδη so gut wie aus dem von Thukydides fast technisch verwendeten φανερῶς deutlich, daß gegenüber der ἔχθρα 56, 2 auch hier eine zeitliche Verschiebung stattgefunden hat, die mit der scharfen Zeitbestimmung (im Gegensatz zum vagen μετὰ ταῦτα der Überschrift) und dem προπαρασκευάζεσθαι (an Stelle des κελεύειν) zusammengeht: *offen feindlich* sind die Korinther erst nach dem Zusammentreffen ihrer und der athenischen Seestreitkräfte bei Sybota. Und hier lockt es, ist wohl auch nötig, einen Moment auf die Sache einzugehen, ohne doch den Text zu verlassen. Die Nachricht, daß es bei Sybota doch zum kriegerischen Zusammenstoß gekommen war, mußte, selbst wenn man mit der Möglichkeit gerechnet hatte[2]), in Athen wie ein Blitz einschlagen. Die Folgen waren garnicht abzusehen, und es war selbstverständlich, daß Athen jetzt ernst auch mit Potidaea machte, den Strategen des gerade nach Makedonien (!) unter Segel liegenden Geschwaders den

1) S. o. S. 23, 1.
2) 1, 45, 3; 50, 5.

Befehl gab, die an die Stadt gestellten Forderungen ihrerseits durchzuführen, wobei man auf bewaffneten Widerstand nicht rechnete[1]). Aber es war schon zu spät. Ehe noch das Geschwader sei es in Marsch gesetzt sei es in den makedonischen Gewässern angelangt war (genauer läßt sich das aus ἔπλεον 58, 1 nicht entscheiden), zieht auch Potidaea im letzten Moment die Konsequenzen aus der veränderten Situation: τότε δὴ κατὰ τὸν καιρὸν τοῦτον ἀφίστανται[2]). Es gibt keine Möglichkeit, dem Leser die Gleichzeitigkeit und die innere Verbindung der Ereignisse schärfer zum Bewußtsein zu bringen. Nur zeigt sich hier ebenso scharf der Nachteil von Thukydides' straffer, überstraffer Gesamtdisposition, auf die er doch nicht verzichten konnte, weil sie der Ausdruck seiner historischen Auffassung über die äußeren Gründe des Krieges ist[3]). Kein aufmerksamer Leser kann auch nur einen Moment über die sich überstürzende Folge der Ereignisse — Schlacht bei Sybota, Instruktion an Archestratos, Abfahrt seines Geschwaders und Abfall von Potidaea — zweifelhaft sein; auch die Modernen hätten gewiß nicht an dieser so natürlichen Entwicklung gezweifelt und nicht wegen des unmöglichen ἕκτῳ καὶ von 2, 2, 1 ein ganzes Jahr zwischen die Schlachten von Sybota und Potidaea gelegt, wenn nur Thukydides' Darstellung etwas anders, etwas 'moderner' wäre. Aber sie ist weit davon entfernt, die sich überstürzende Folge der Ereignisse plastisch wiederzugeben[4]); man muß sich vielmehr die einzelnen Glieder der Kette mit Hilfe der Beziehungsworte εὐθύς und τότε zusammensuchen, die so wiederholt und so betont sind, weil die Handlung nicht gradlinig fortschreitet. Und das kann sie nicht, weil Thukydides alles auf den Konflikt Athen-Korinth gestellt hatte, und deshalb Perdikkas nachträglich einführen mußte.

Damit kehren wir zu dem wirklichen Anstoß in 56, 2 zurück, der freilich nun auch ein anderes Gesicht gewonnen hat, der unvermittelten, einen festen Gedankenzusammenhang zerreißenden

1) Das ergibt sich aus 59, 2 ∾ 61, 1 und dem βουλόμενοι προκαταλαμβάνειν 57, 6.

2) Dazu vergleicht Steup 2, 84, 3 (wo die gleiche Formel ebenfalls einen langen, verschiedene Momente aufzählenden Vordersatz abschließt) und lehnt die unverantwortliche Verdächtigung von κατὰ τὸν καιρὸν τοῦτον mit Recht ab. Nur die 'besondere Hervorhebung des günstigen Moments' durfte er nicht von Krueger übernehmen. Es ist nicht der günstigste, sondern der letzte Moment.

3) Mit 'Gründe' will ich nicht etwa Schwartzens mindestens teilweise richtige Erklärung von αἰτίαι bestreiten.

4) Das etwas billige Mittel des Aprosdoketon, mit dem die spätere Geschichtsschreibung so gern arbeitet, meidet Thukydides allerdings überhaupt eher, als daß er es suchte. Er will auf den Verstand, nicht auf die Sinne wirken.

Einführung des Perdikkas neben den Korinthern. Es ist leicht, sich wenigstens eine formal weniger anstößige Form vorzustellen. Herodot und überhaupt die ältere Prosa hätten *δείσαντες* wieder aufgenommen und Perdikkas in einem neuen Satz eingeführt, wie es Ephoros (kaum allzu viel breiter als Diodor 12, 34) getan hat; wie Thukydides selbst gleich darauf *ἐπεπολέμωτο* mit *ἐπολεμώθη δέ* fortsetzt, weil der geschlossene Satz 57, 1—2 keine Erweiterung mehr vertrug. Aber im allgemeinen ist das nicht seine Art. Er pflegt seine Gedanken ebenso wie zusammengehörige Tatsachen in éinen Satz zu schließen, der oft unförmlich wird, weil von dem gegebenen Punkte (hier ist das die *ἔχθρα Κορινθίων*) der Gedanke sich auch rückgreifend und nachtragend gleichsam während des Schreibens entwickelt. Grade die Nachträge stören oft besonders; so hier Perdikkas. Aber ihn anders einzuführen war für Thukydides kaum möglich: seine Tätigkeit war ja die Veranlassung für Athens harte Forderung an Potidaea; so mußte wenigstens sein Name mit in den großen Einleitungssatz 56, 2, der die Situation vollständig überschaut. Damit ergibt sich das weitere von selbst. Ein schwerfälliger Übergang schließt zunächst die eben begonnene Linie Athen-Potidaea grade da ab, wo sie für Thukydides bedeutsam wird, d. h. wo sie aus dem Bereich der Geschichte des attischen Reiches in den der Vorgeschichte des peloponnesischen Krieges tritt. Dann wiederholt der Übersatz chiastisch (die übliche Folge) die das *δεδιέναι* und *προπαρασκευάζεσθαι* bedingenden Faktoren: dabei erhalten die 56, 2 allein herrschenden Korinther nur einen Halbsatz *οἵ τε γὰρ Κορίνθιοι φανερῶς ἤδη διάφοροι ἦσαν*, in dem allein die Formulierung des Ausdrucks wichtig ist; für Perdikkas aber schließt an einen gleichartigen Halbsatz *Περδίκκας τε - φίλος ὢν* die Erzählung über die Händel zwischen Makedonien und Athen (57, 3—5), die durch die Anknüpfung *ἐπολεμώθη δέ* als rückgreifender 'Exkurs' gekennzeichnet wird. Über das Zeitverhältnis zum *προπαρασκευάζεσθαι* Athens, auch an der zeitlichen Relation der beiden es bedingenden Komponenten, läßt das seltene Plusquamperfektum *ἐπεπολέμωτο* keinen Zweifel; vorzeitlich ist daher auch alles, was in dem einheitlichen Satze 57, 3—5 steht, der sachlichen Parallele zu 56, 2, die die Editoren fälschlich durch ein oder zwei Punkte zerreißen:

I. *ἐπολεμώθη δὲ — ἐποιήσαντο* (Grund der Verfeindung)

II. *δεδιώς τε* (ihre Auswirkung)

1) *ἔπρασσεν*[1]) *ἔς τε τὴν Λακεδαίμονα πέμπων, ὅπως — Πελοποννησίους·*

1) Die Formulierung läßt zweifelhaft, ob *ἔπρασσεν* nicht ursprünglich Haupt-

2) καὶ τοὺς Κορινθίους προσεποιεῖτο τῆς Ποτειδαίας ἕνεκα ἀποστάσεως·
3) προσέφερε δὲ λόγους καὶ τοῖς ἐπὶ Θράκης Χαλκιδεῦσι — μετ' αὐτῶν ποιεῖσθαι.

Auf die stilistische Formulierung und ihr Zusammengehen mit der sachlichen Bedeutung der Einzelglieder kann ich hier nicht genauer eingehen: für Perdikkas waren seine chalkidischen Nachbarn die wichtigsten Bundesgenossen, wie ihr Abfall für Athen die größte Gefahr war; daher der νομίζων-Satz und ihre Stellung am Schluß, sodaß die athenische Maßnahme 57, 6 gegen sie unmittelbar anschließt. Die Sonderverhandlungen mit Korinth — neben dem Vorort Sparta, von dem die Entscheidung über einen Krieg des Bundes gegen Athen abhängt —, sind durch die besonderen Beziehungen Korinths zu der in Rede stehenden Reichsstadt Potidaea bedingt; über diese Beziehungen sind wir 56, 2 unterrichtet, und die Sache steht passend vor den Verhandlungen mit den übrigen chalkidischen Städten. Hier ist wirklich alles so bis ins einzelne überlegt und gestaltet, daß nicht die Darstellung des Thukydides, sondern allein das Schweigen oder gar der Tadel der Interpreten 'im höchsten Grade befremdlich'[1]) ist.

Also auch dies konnte keinem aufmerksamen Leser zweifelhaft sein, daß alle diese zur Begründung der Furcht Athens vor einem Abfall der thrakischen Städte und des ταῦτα περὶ τοὺς Ποτειδεάτας προπαρασκευάζεσθαι berichteten Dinge zeitlich nicht etwa nur vor dem Überschriftsatz 56, 1 liegen, der ja ganz allgemeinen Charakter hat und hier garnicht in Betracht kommt, sondern vor der Aufforderung 56, 2 an Potidaea, seine Mauern niederzulegen, Geiseln zu stellen, und die Verbindung mit Korinth aufzugeben. Die abrupte Einführung des Perdikkas in den Korinthersatz findet wie die Folge ὑπό τε Περδίκκου καὶ Κορινθίων ihre nachträgliche Erklärung, wenn wir gleich darauf — es ist ja der nächste Satz; die Philologen tun, als ob 100 Seiten dazwischen stünden — hören, daß Perdikkas mit Korinth τῆς Ποτειδαίας ἕνεκα ἀποστάσεως verhandelt hatte. Da bestand allerdings die höchste Gefahr, daß Korinth jetzt, nachdem Athen die Rache an Korkyra mit Waffengewalt vereitelt hatte, seinen Einfluß in Potidaea geltend machte; ein προπαρασκευάζεσθαι gegen die hier drohende Gefahr wurde un-

verbum für 1—3 werden sollte. Die Interpreten sagen nichts über den Aufbau des Satzes, den Haases lateinische Übersetzung ebenso richtig verstanden zu haben scheint, wie Heilmann. Steups Note zu προσέφερε δὲ λόγους ist mir schlechthin unverständlich; aber wohl typisch für die herrschende Verwirrung.

1) Steup, Stud. 2, 34 ff.; *a quo seu fonte perenni* —

mittelbar nach der Seeschlacht notwendig. Worin es bestand, erfahren wir 57, 6: d. h. sowie die 56, 2 abgebrochene, durch den zurückgreifenden 'Exkurs' über die makedonischen Verhältnisse unterbrochene Potideatenlinie wieder aufgenommen wird: in der Absicht dem Abfall zuvorzukommen gibt Athen dem nach Makedonien fahrtbereiten Geschwader des Archestratos — nach Makedonien! man kann das nicht oft genug wiederholen, so wenig die Parenthese *ἔτυχον γὰρ κτλ.* etwa zur Klärung der Zeitverhältnisse noch nötig ist — nicht etwa den Auftrag, das Ultimatum zu überbringen, sondern die Instruktion, es durchzuführen, soweit das für sie möglich ist: das athenische Korps — nicht die Potideaten sind mehr Subjekt — soll Geiseln nehmen und die Mauern niederlegen; von der Abweisung der korinthischen Epidemiurgen, die in der ersten Forderung an Potidaea am Platze war, ist hier natürlich keine Rede mehr [1]).

Bedarf es noch eines weiteren Beweises, daß das *ἐπιστέλλουσι τοῖς ἄρχουσι τῶν νεῶν* 57, 6 mit dem *Ποτειδεάτας ἐκέλευον* 56, 2 so wenig identisch ist, wie das *προπαρασκευάζεσθαι* mit dem *κελεύειν*, so mag ihn die Bildung der sachlich und bis zu einem gewissen Grade selbst formal parallelen Sätze 57, 6 und 58, 1 geben, die man nicht durch Beginn einer neuen Zeile auseinanderreißen darf, wie es in den meisten Ausgaben geschieht: Es ist doch evident, daß dem *οἱ Ἀθηναῖοι ἐπιστέλλουσι* das *Ποτειδεᾶται δὲ ἀφίστανται* gegenübersteht. Diesem zweiten Hauptsatz ist die Vorgeschichte jetzt von seiten Potidaeas, wie vorher von seiten des Perdikkas (auch hier ist die Parallele unverkennbar) in einer schön gebauten Periode untergeordnet:

Ποτειδεᾶται δὲ

I. 1. *πέμψαντες μὲν καὶ παρ' Ἀθηναίους πρέσβεις, εἴ πως πείσειαν μὴ σφῶν πέρι νεωτερίζειν μηδέν,*

2. *ἐλθόντες δὲ καὶ ἐς τὴν Λακεδαίμονα μετὰ Κορινθίων [ἔπρασσον]* [2]), *ὅπως ἑτοιμάσαιντο τιμωρίαν, ἦν δέῃ·*

II. 1. a) *ἐπειδὴ ἔκ τε Ἀθηνῶν ἐκ πολλοῦ πράσσοντες οὐδὲν ηὕροντο ἐπιτήδειον*

b) *ἀλλ' αἱ νῆες αἱ ἐπὶ Μακεδονίαν καὶ ἐπὶ σφᾶς ὁμοίως ἔπλεον,*

2. *καὶ τὰ τέλη τῶν Λακεδαιμονίων ὑπέσχετο αὐτοῖς, ἦν ἐπὶ Ποτείδαιαν ἴωσιν Ἀθηναῖοι, ἐς τὴν Ἀττικὴν ἐσβαλεῖν* [3])

1) S. o. S. 23, 1.

2) *ἔπρασσον*, das die Periode zerstört, hat Poppo unter allgemeinem Beifall gestrichen. Rh. Mus. 76, 109 ist übel.

3) Wenn sich Thukydides' Blick hier nicht mit Recht entschiedener auf den

τότε δὴ κατὰ τὸν καιρὸν τοῦτον ἀφίστανται μετὰ Χαλκιδέων καὶ Βοττιαίων κοινῇ ξυνομόσαντες.

Das Zeitverhältnis des Hauptsatzes ist mit τότε δὴ κατὰ τὸν καιρὸν τοῦτον so einwandfrei bestimmt, daß niemand an der Vorzeitigkeit des πέμψαντες-Satzes gezweifelt, niemand das ἐκ πολλοῦ falsch verwendet hätte, um alle diese Dinge hinter Sybota zu verlegen, wenn man nicht eben wegen des 'sechsten Monats' von 2, 2, 1 von vornherein an die schwerfällige, aber klare und bis in die einzelnen Worte genau überlegte Darstellung mit dem Vorurteil herangetreten wäre, daß hier etwas nicht in Ordnung sein müsse [1]).

Es hilft alles nichts; die Ausfahrt des Archestratos, der den Krieg gegen Perdikkas führen, vorher aber die athenische Forderung an Potidaea durchführen soll, erfolgt noch im September 433, vermutlich um die Mitte des Monats, kurz nach Eintreffen des Berichtes der athenischen Strategen, die bei Sybota mitgefochten haben; und mit der Abfahrt ungefähr gleichzeitig — keinesfalls viel später, es kann sich nur um ganz wenige Tage handeln — fällt Potidaea ab (59, 1). Alles weitere läßt sich kurz abmachen, weil es vollständig klar ist. Die Nachricht vom Abfall gelangt sogleich nach Athen (61, 1), noch ehe die korinthische Truppe des Aristeus am 40. Tage nach dem Abfall (Ende Oktober, spätestens Anfang November) dort eingetroffen ist [2]). Also geht Kallias noch im Oktober, möglicherweise noch in der ersten Hälfte ab; die Nachricht brauchte nur ein paar Tage, und die Mobilmachung von 40 Schiffen wie die Einberufung von 2000 Hopliten ging auch schnell. Wenn man für die 61, 3—5 erzählten Operationen 1—1½ Monate ansetzt, dürfte das reichlich sein: die Schlacht bei Potidaea ist wohl noch in der zweiten Hälfte November 433 geschlagen. Dagegen lassen sich die klimatischen Verhältnisse keinesfalls ins Feld führen; an der Küste des thermäischen Busens entlang kann die Flotte auch im November fahren. Aber selbst der Dezember ist unter den gegebenen Verhältnissen weder für die Küstenfahrt der Flotte noch gar für die Feldschlacht unmöglich [3]).

Gegensatz Athen-Peloponnesier richtete, hätte auch diese Periode, wie die makedonische Vorgeschichte 57, 3—5, dreigliedrig sein müssen. So ordnet er den Abschluß mit den chalkidischen Städten dem Hauptverbum unter. Es ist merkwürdig, wie wenig man von dem sachlich doch sehr auffälligen Versprechen der spartanischen τέλη redet, das mit den Verhandlungen des Perdikkas in Sparta 57, 4 zusammengeht.

1) S. o. S. 29, 1.

2) S. o. S. 8.

3) Auf Woche und selbst Monat sicher ist keines dieser Daten. Denn die Umsetzung in julianische Daten beruht ganz auf der Behandlung des attischen

Es stimmt aber auch nicht, daß, wenn man die Schlacht bei Potidaea danach noch ins Kriegsjahr 433 setzt, zwischen ihr 'und dem Kriegsjahr 431 (Thuk. 2, 29) ein volles Jahr ausfällt und das Loch, das man stopfen wollte, an einer anderen Stelle neu gerissen wird'[1]: auch diese irrige Behauptung entspringt mangelnder Rücksicht auf die Gesamtkomposition. Thukydides berichtet in strenger Beschränkung von den athenisch-korinthischen Konflikten: wie die *Κερκυραϊκά* eigentlich mit dem Zusammenstoß bei Sybota und der folgenden diplomatischen Unterhaltung der beiderseitigen Admirale (1, 53) zu Ende sind und nur in einem gewissen Vollständigkeitsbedürfnis noch die Errichtung der *τρόπαια* und die Rückkehr der Flotten erzählt wird (1, 54—55), so sind die *Ποτειδεατικά* mit der Schlacht und der unmittelbar darauf folgenden Einschließung der Stadt zu Ende (64, 1); darüber, daß die Athener *ἄνδρας Κορινθίων τε καὶ Πελοποννησίων ἐν αὐτῆι ὄντας ἐπολιόρκουν*, beschweren sich die Korinther in Sparta (66). Wenn Thukydides hier noch einen kurzen Überblick über die weiteren Ereignisse auf der Chalkidike gibt — Absperrung Potidaeas auch von der Seite nach Pallene, Ausbruch des Aristeus aus der belagerten Stadt, seine wie Phormions weitere Kämpfe mit den chalkidischen Städten (64, 2—65) — so tut er schon mehr, als er in diesem Zusammenhang unbedingt muß. Es ist nur ein schneller Überblick, um nicht später in der Erzählung des wirklichen Krieges zurückgreifen zu müssen; und datiert ist das alles nur mit dem *χρόνωι ὕστερον* der Entsendung Phormions (64, 2). Dies *χρόνωι ὕστερον* ist bekanntlich völlig unbestimmt; aber die ganze Darstellung beweist oder macht wenigstens sehr wahrscheinlich, daß Phormion nicht vor Wieder-

Kalenders vor allem durch B. Keil, der die Ausfahrt der beiden korkyraeischen Geschwader auf 5. und 28. August 433 bestimmt. Aber Beloch, Gr. G.² II 2, 229 erhebt gegen die Grundlagen scharfen Widerspruch. Ich habe da kein eignes Urteil und teile nur aus allgemeinen Erwägungen Beloch's Skepsis. Die Berechnung, mit der auch Beloch für Sybota auf 'etwa Anfang Sept.' kommt, läßt dann auch Spielraum nach oben, und eine Verschiebung der Schlacht auch nur um 14 Tage auf Mitte August würde jede Schwierigkeit für den thrakischen Krieg beseitigen. Wenn es bei Nov./Dezbr. bleibt, mag man auf Brasidas' Winterfeldzug gegen Amphipolis verweisen (4, 103, 2 *χειμὼν δὲ ἦν καὶ ὑπένειφεν*), für den Beloch 236 Ende Novbr. berechnet; damals stach Thukydides selbst von Thasos mit 7 Schiffen in See. Mitten im Winter 412/1 *περὶ ἡλίου τροπάς* ging auch die spartanische Flotte nach Ionien ab (8, 39, 1). Potidaea war Notsache (*κατήπειγεν ἡ Ποτείδαια* 61, 3). Wilamowitzens Polemik gegen Lipsius (Herm. 20, 481 ff.) ist nur insoweit berechtigt, als dieser die Sendung Phormions vermutlich falsch noch in den Winter 433/2 gesetzt hat.

1) Schwartz 95 und ähnlich schon Wilamowitz, Herm. 20, 483. Das c. 65 hat Lipsius richtiger als sie verstanden.

eröffnung der See 432 nach Thrakien ging; zwischen diesem Vorgang und der Schlacht bei Potidaea lag wirklich der Winter. Ging Phormion, wie wahrscheinlich, Frühjahr 432 nach Thrakien, so war er schon 433/2 Stratege. Für unser Problem kommt darauf nichts an; denn in jedem Falle enthält c. 65 Ereignisse des Jahres 432, nur durchaus beschränkt auf Aristeus und Athen. Das war selbstverständlich für den Historiker, der auch in der Vorgeschichte der *Ποτειδεατικά* den makedonischen Krieg nur soweit behandelte, als er sich mit dem Konflikt Athen-Korinth berührte. Wie hätte er sonst auch mit *τοῖς δ' Ἀθηναίοις κτλ.* (66, 1) fortfahren können? Der Anspruch, daß Thukydides hier von ihm mehr hätte erzählen müssen, ist so unberechtigt wie die Frage, wo der im August 432 nach Makedonien (!) abgegangene Eukrates 'bei Thukydides steckt'. Ein Recht zu dieser Frage hätten wir gerade dann, wenn die Schlacht bei Potidaea im September 432 geschlagen wäre; wir haben es nicht, wenn sie im November/Dezember 433 geschlagen ist.

Damit erscheint folgende Chronologie der Vorgeschichte des peloponnesischen Krieges gesichert:

Schlacht bei Leukimme	Frühsommer 435,
„ „ Sybota	erste Tage Sept. (?) 433,
„ „ Potidaea	Nov./Dezbr. 433,
Kriegsbeschluß der Peloponnesier	Sommer 432 (att. Jahr 432/1),
Überfall von Plataiai	6./7. März 431,
Erster Einfall in Attika	Ende Mai 431.

Da ist alles in Ordnung; und nur eine Bemerkung vielleicht der Vollständigkeit wegen zu machen. Die Korinther *πολιορκουμένης τῆς Ποτειδαίας οὐχ ἡσύχαζον, ἀνδρῶν τε σφίσιν ἐνόντων καὶ ἅμα περὶ τῶι χωρίωι δεδιότων, παρεκάλουν τε εὐθὺς ἐς τὴν Λακεδαίμονα τοὺς ξυμμάχους κτλ.* (67, 1). Man hat darüber gestritten, ob das auf die begonnene *ἀποτείχισις* 64, 1 oder die vollendete 64, 2—3 geht. M. E. spricht 65, 1 entschieden für die zweite Eventualität. Ich will das aber nicht pressen. Im ersteren Falle ist die lange Zeit auffällig — ein gutes halbes Jahr, während es bei der zweiten Eventualität nur 2—3 Monate sind —, die zwischen der ersten offiziellen Beschwerde der Korinther und dem Kriegsbeschluß liegt. Aber die sichere Bestimmung der *Ποτειδεατικά* auf die zweite Hälfte 433 wird dadurch nicht berührt. Denn in den cc. 66 ff. gibt Thukydides nicht einmal relative Daten, außer der vagen Distance zwischen Kriegsbeschluß und Kriegsanfang; offenbar, weil er über diese inneren Vorgänge im peloponnesischen Bunde nicht genügend unterrichtet war[1]. Wir wissen also garnicht, wieviel Zeit zwischen

1) S. o. S. 10 f.

der Beschwerde Korinths und der spartanischen Versammlung und wieder zwischen dieser und der peloponnesischen Tagessatzung mit der Zwischenfrage in Delphi lag. Nur daß es die Korinther Mühe und Zeit gekostet hat, ehe sie soweit kamen, sagt uns auch Thukydides. Sie mußten bei den Bundesgenossen herumgehen, ehe die sich nach Sparta versammelten (67, 1 ∾ 67, 3); sie hatten auch vor der zweiten Versammlung die Bundesgenossen durch Sondergesandtschaften bearbeitet (119; über den Sinn von *πρότερον* ist neben *παρόντες καὶ τότε* kein Zweifel). Also schnell ist es auf keinen Fall gegangen. Und wenn die erste Beschwerde wirklich schon im Dezember/Januar 433/2 erfolgte, so muß man bedenken, daß auch Gesandte nicht übermäßig gern im tiefen Winter reisten: es ist doch kein Zufall, daß alle großen Verträge, auch wenn Vorverhandlungen schon im Winter geführt sind, erst im Frühjahr abgeschlossen werden.

Runica II.

(Vgl. GGN. 1926 S. 230 ff.)

Von

Wolfgang Krause, Göttingen.

Vorgelegt von E. Schröder in der Sitzung vom 25. Januar 1929.

(Mit einer doppelseitigen Tafel.)

4. Der Stein von Myklebostad.

In einem Brief aus dem Jahre 1857 teilte der Pfarrer Kraft dem Professor R. Keyser mit, daß er gelegentlich einer Reise im Jahre 1852 auf dem Hofe Myklebostad (Kirchspiel Vistdal in Romsdal) einen Runenstein entdeckt habe, der dort als Treppenstein verwendet wurde, sich aber nach Aussage der Hofbewohner einige Jahrzehnte früher auf einem Hügel befand, der dann später in Ackerland umgewandelt wurde. Ein Schwesterstein (søster) des genannten Runensteins sollte sich damals (1852) noch tief im Boden des Hügels begraben finden. Kraft erhielt zwar den Treppenstein von dessen Eigentümer geschenkt, jedoch erwies sich der Stein als zu schwer für Krafts Boot; zudem waren nach Krafts Angabe nur wenige Runen deutlich lesbar, alle übrigen aber durch die jahrzehntelange Abnutzung des Steines mehr oder weniger unleserlich geworden. So ließ Kraft den Runenstein auf dem Hof zurück, verpflichtete aber den Besitzer, einen anderen Stein als Treppenstufe zu benutzen.

Im Jahre 1870 teilte der damalige Adjunkt Bendixen in einem Brief an Professor Rygh mit, daß sich auf Myklebostad außer den beiden von Pfarrer Kraft erwähnten noch ein dritter Runenstein befände, der in die Wand des Kuhstalls eingemauert sei. Dieser Stein blieb jedoch unauffindbar. Eine Frau auf dem Hofe glaubte sich aber noch einiger Runenzeichen auf jenem Steine zu erinnern. Nach ihren Angaben würde es sich offenbar um eine Inschrift im jüngeren Alphabet handeln.

Jener erste von Kraft erwähnte Stein wurde im Jahre 1864 in die Gelehrtenschule nach Aalesund gebracht und von dort im

Jahre 1885 in die Universitetets Oldsaksamling nach Oslo überführt, wo er sich gegenwärtig in einem Kellerraum der Samling befindet. Daß dieser Stein mit dem derzeit von Kraft beschriebenen Treppenstein identisch ist, scheint außer Zweifel zu stehen. Er ist von S. Bugge als „Myklebostad B“ in dem Werk „Norges Indskrifter med de ældre Runer“ (I. 327 ff.) ausführlich, aber ohne befriedigendes Ergebnis behandelt worden. Dieser Darstellung sind auch die oben gemachten Angaben entnommen.

Im September 1888 wurde beim Urbarmachen des Erdreichs bei Myklebostad ein Runenstein ausgegraben, der bereits zwei Monate später in die Universitetets Oldsaksamling nach Oslo überführt wurde, wo er sich gegenwärtig im gleichen Raum wie der erstgenannte Stein befindet. Von Bugge wurde dieser später gefundene Stein als Myklebostad A bezeichnet (Norg. Indskr. I, 324 ff.). Wahrscheinlich ist dies jener von Kraft erwähnte Schwesterstein.

Während auf dem Stein B, wie schon Kraft bemerkte, nur wenige Zeichen deutlich lesbar sind, treten die Runen auf dem Stein A sämtlich völlig klar hervor.

Die beiden Steine A und B sind bisher stets getrennt behandelt worden. Bugge datierte sie auch verschieden: Während er die Inschrift des Steines A für recht alt hielt und die Zeit ihrer Abfassung ins 6. Jht. verlegte, hielt er die Inschrift des Steines B für bedeutend jünger (nach 650). Die Maße der beiden Steine sind folgende:

A) Länge: 79 cm auf der einen, 75 cm auf der anderen Längskante. Breite: 44,5 cm. Dicke: 12 cm.

B) Länge: 150 cm. Breite: 45 cm links, 20 cm rechts. Dicke: 11—15 cm.

Es ist nun Marstranders Verdienst, nachgewiesen zu haben, daß die beiden Runensteine von Myklebostad zusammengehören und ursprünglich einen einzigen Stein bildeten. Die Inschrift des gesamten Steines bildete eine einzige von unten nach der Spitze des Steines zu laufende rechtsläufig geschriebene Reihe. Auf Grund dieser Erkenntnis ließ Marstrander die beiden Steine genau zusammenlegen, und die beifolgende für mich in der Oldsaksamling—Oslo angefertigte Abbildung zeigt (Taf. I) die beiden Steine in dieser Lage. Man sieht ohne weiteres, daß sie klar zusammengehören, trotz ihrer verschiedenen Färbung: Der Stein A (unten bzw. links) hat eine sehr viel hellere Färbung als der Stein B. Dieser Umstand erklärt sich, ebenso wie die auffallend ungleiche Erkennbarkeit der Runen, ohne weiteres daraus, daß der Stein B, wie oben bemerkt, Jahrzehnte lang als Treppen-

stein benutzt wurde. Er ist infolgedessen stark abgetreten, und die verschiedenen punktartigen Vertiefungen auf ihm mögen durch das Aufschlagen spitzer Geräte verursacht sein. Die dunklere Farbe wird sich auch durch das häufige Abscheuern erklären.

Zur Zeit meiner Anwesenheit auf der Oldsaksamling (6.—9. August 1928) fand ich die beiden Steine zusammengelegt und durch Lineale gestützt vor, ohne von Marstranders Entdeckung zu wissen (Marstrander war derzeit verreist). Es ergab sich durch diese Hilfe für mich nun ohne weiteres, daß die Inschriften der beiden Myklebostad-Steine zusammen als eins zu lesen seien, und es gelang mir auch, eine, wie ich denke, befriedigende Lesung durch eingehende Untersuchung der Originale zu finden. Erst nach meiner Rückkehr nach Göttingen erhielt ich die Mitteilung von Marstranders Entdeckung. Herr Professor Marstrander wird von seiner Erkenntnis im zweiten Band der von ihm herausgegebenen ‚Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap' berichten. Er hat mir freundlicherweise gestattet, unabhängig von ihm meine eigene Lesung der Gesamtinschrift zu veröffentlichen.

Im folgenden werden die einzelnen Runen von unten nach oben bzw. von links nach rechts über beide Steine hin durchnumeriert. Die Höhe der einzelnen Zeichen beträgt im Durchschnitt etwa 8 cm.

R. 1—6 sind ohne weiteres klar zu lesen als ᚨᛊᚢᚷᚨᛊ *asugas*.

R. 7 hat die Form eines verkleinerten und um 90° gedrehten ᛞ *d*. Bugge sah darin zunächst (Norg. Indskr. I 326) ein Interpunktionszeichen, später (ebd. Indl. 21; 26, vgl. III 249) eine Binderune *uu*. Beides ist sehr unwahrscheinlich. Andere wie v. Grienberger, Lindquist, Noreen sahen darin eine Variante des *d*. Ich erinnere an die Form ⋈ der *o*-Rune auf dem Stein von Opedal (Norwegen), die eine um 90° gedrehte Variante der normalen *o*-Rune darstellt. Einen weiteren Vergleich bietet auch die Entwicklung der alten *k*-Rune, die gleichfalls um einen rechten Winkel gedreht wird (worauf schon v. Grienberger hinwies).

R. 8: ᛁ *i*, dicht am oberen (rechten) Rand des Steines A. Weitere Spuren von Runenzeichen sind auf dem Stein A keinesfalls zu erkennen.

R. 9: ᛉ *R*, stark nach links unten geneigt und etwas verstümmelt, aber völlig deutlich. Bugge las hier seltsamer Weise eine *w*-Rune, was völlig unmöglich ist.

R. 10. Deutlich erkennbar sind zwei ziemlich nah aneinander stehende senkrechte Stäbe, die höchstwahrscheinlich zu einem Zeichen gehören. Was dazwischen steht, läßt sich rein graphisch

nicht mit Sicherheit ausmachen. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit, unterstützt durch sprachliche Erwägungen, spricht für ᚺ *h*.

R. 11. Deutlich erkennbar ist nur ein Hauptstab. Das Zeichen ist vielleicht zu ᛚ *l* zu ergänzen.

R. 12. ᚨ *a*. Der senkrechte Stab und Spuren von beiden Zweigen sind sichtbar.

R. 13. ᛁ *i*.

R. 14. Es ist zunächst ein Hauptstab erkennbar. Ferner sind rechts neben der oberen Hälfte dieses Stabes noch Trümmer von Zweigen sichtbar. Aus sprachlichen Gründen möchte ich diese Rune als ᚹ *w* lesen.

R. 15. ᚨ *a*, ziemlich deutlich, besonders der senkrechte Stab und der untere der beiden Zweige.

Zwischen R. 15 und R. 16 ist ein doppelpunktartiges Interpunktionszeichen deutlich erkennbar. Diese Punkte sind bestimmt als Zeichen gedacht, keinesfalls zufällig.

R. 16—18. ᚨᛁᚺ *aih* deutlich.

R. 19. ᛁ *i*, ziemlich beschädigt, aber unverkennbar. Am oberen Teil eine Rille im Stein.

R. 20. ᚦ. Ein *þ* mit ungewöhnlich weit ausgebauchtem Buckel. Die beiden Stellen, wo die Enden dieses Buckels in den Hauptstab einmünden, sind stark beschädigt, zumal das untere Ende. Der senkrechte Hauptstab steht sehr nah neben R. 19. Auch Bugge las dieses Zeichen als *þ*, und irgendeine andere Deutung scheint unmöglich. Über den Grund für diese ungefüge Bildung wird noch unten die Rede sein.

R. 21. ᚱ *r*. Von dem senkrechten Hauptstab, der außerordentlich eng an den rechten beiden Zweigen der Rune sitzt, ist nur noch ein Schatten erkennbar, während die beiden Zweige sehr klar hervortreten, sodaß die Rune auf den ersten Blick wie eine *s*-Rune aussieht. Die Lesung als *r* ist jedoch unzweifelhaft.

R. 22. ᛟ *o*. Der Kopfteil ist schwach, aber sicher erkennbar.

R. 23. ᛏ *t*. Vom Stab sind die unteren zwei Drittel erkennbar. Von dem Dach treten auf dem Stein selbst die drei Eckpunkte deutlich hervor.

R. 24. Von dieser Rune ist nur ein etwa die unteren zwei Drittel der üblichen Zeichenhöhe einnehmender schräg von links unten nach rechts oben verlaufender gerader Strich sichtbar. Es dürfte sich am ehesten um eine *i*-Rune handeln. Schräge Stellung der Hauptstäbe finden wir auch bei R. 25 und 26 und besonders bei R. 9 und 28.

R. 25. ᛚ *l*, ziemlich deutlich.

R. 26. ᛁ *i*.

R. 27. ᛏ *t*, ziemlich deutlich.

R. 28. ᛁ *i*.

R. 29. Mit Sicherheit erkennbar ist nur ein senkrechter Stab. Aus sprachlichen Gründen ist ᛚ *l* zu lesen. Ein dicker Punkt, der dicht rechts neben dem Stab steht, ist wohl bedeutungslos.

R. 30—32. ᛟᚱᚢ *oru*, sehr deutlich.

R. 33. ᛗ *m*. Die beiden ziemlich eng aneinander stehenden Stäbe sind klar erkennbar; von dem verbindenden Kreuz sind wenigstens noch Trümmer erhalten.

R. 34. ᚨ *a*. Die Zweige undeutlich, aber wahrscheinlich.

R. 35. ᛚ *l*. Vom Zweig kaum eine Spur erkennbar.

R. 36 ist rein graphisch wohl unbestimmbar; vielleicht ᚨ *a*.

R. 37. ᛁ *i*.

R. 38. ᛒ *b*. Der Stab und der größte Teil des unteren Buckels sind klar zu erkennen, sodaß damit die Lesung der ganzen Rune gesichert ist.

In 11 cm Abstand von dem Hauptstab der *b*-Rune folgen zwei ungefähr vertikal geordnete Punkte, die von einander 3 cm entfernt sind. Diese Punkte sind entweder bedeutungslos wie der Punkt hinter R. 29, oder er ist wie der Doppelpunkt hinter R. 15 (Abstand der beiden Punkte voneinander hier 2,5 cm) als Interpunktionszeichen, hier Schlußzeichen, gedacht. Zwischen der *b*-Rune und jenen beiden Punkten ist die Steinfläche stark mitgenommen. Es könnten in diesem Teil gut noch zwei Runen gestanden haben. In 1,5 cm Abstand von dem Zweig der *b*-Rune ist eine vertikale, etwas gezackte Rille sichtbar, vielleicht der Rest einer Rune?

Die gesamte Inschrift wäre also folgendermaßen zu lesen (die unsicheren Zeichen sind in der Umschrift unterpunktet):

5 10 15 20 25 30 35 40

ᚨᛊᚢᚷᚨᛊᛞᛁᛉᚺᛚᚨᛁᚹᚨ:ᚨᛁᚺᛁᚦᚱᛟᛏᛁᛚᛁᛏᛁᛚᛟᚱᚢᛗᚨᛚᚨᛁᛒ××:

a s u g a s d i ʀ ḥ ḷ a i ẉ a . a i h i þ r o ṭ ị l i t i ḷ o r u m ạ ḷ ạ i b

Die sprachliche Deutung dieser Inschrift ist nunmehr ziemlich einfach und ungezwungen:

Das erste Wort ist ein Eigenname *Asugasdiʀ* = altnord. **Ásgestr*. Schon v. Grienberger (GGAnz. 1906, 125 ff.) nahm an, ohne von dem Zusammenhang der beiden Myklebostad-Steine etwas zu ahnen, daß auf dem Stein A jener Eigenname zu lesen sei. Die Schreibung *d* statt *t* nach *s* (R. 7) stützte er durch Hinweis auf gelegentliche Parallelen in anderen altgerm. Sprachen. Die Schlußrune *ʀ*, die v. Grienberger (ebenso Noreen, Altnord. Gramm.

I[4] Anh. Nr. 42) theoretisch ergänzte, findet sich nun als erstes Zeichen auf dem Stein B.

Das nächste Wort wird von den Runen 10—15 gebildet, von denen allerdings nur drei, . . *ai* . *a* sicher gelesen werden konnten. R. 10 war sehr wahrscheinlich als *h* zu deuten, die zwei noch übrigen mußten erraten werden. Ein Komplex *h* . *ai* . *a* ist mit ziemlicher Sicherheit zu *hlaiwa* zu ergänzen. Dieses Wort, das „Grabhügel" bedeutet, ist uns auch auf dem Stein von Bø in derselben Lautform überliefert. Ferner ist das davon abgeleitete Denominativum in der Inschrift von Kjølevig (dort verschrieben *haaiwido* für *hlaiwido* „ich beerdigte") und auf dem Stein von Amle (auch hier verschrieben *haiwidaz* für *hlaiwidaz* „sepultus") überliefert. Es fällt dabei auf, daß dieses viermal belegte Wort ausschließlich in norwegischen Inschriften vorkommt.

Das mit R. 15 nicht nur ein Wort, sondern auch ein Sinnesabschnitt endet, wird durch den folgenden Doppelpunkt deutlich angezeigt.

Als nächstes Wort fasse ich die Runen 16—18 *aih*, „hat". Das an sich völlig klare Wort ist in dieser Schreibung nirgends mit absoluter Sicherheit zu belegen (findet sich wahrscheinlich auf den Brakteaten von Maglemose und Overhornbæk).

Das folgende Wort wird von den Runen 19—24 gebildet: *iþroti*, worin ich den Akk. Sing. des altnord. Wortes *iþrótt* „Fertigkeit" sehe. Der Nom. dieses Wortes wäre urgerm. als **iði-þruhtiz* anzusetzen. Das erste Glied dieses Kompositums findet sich wieder in altnord. *ið*, f. „Geschicklichkeit" (vgl. Falk-Torp s. v. *idræt* und Hellquist s. v. *idrott*). Das Kompositum — ein charakteristisch nordisches Wort — ist ein alter *i*-Stamm. So ist bei Larsson, Ordförrådet S. 176 für den Akk. Plur. einmal die reine *i*-Form *iþroter* belegt. Auf den alten *i*-Stamm weist wohl auch die ostnordische Form *idræt*. Das auslautende *i*, das graphisch unsicher ist, (s. o.), wird also von der Grammatik gefordert.

Als Attribut zu *iþroti* gehört das aus den Runen 25—30 gebildete Wort *litilo* (das zweite *l* war graphisch unsicher), eine normale urnordische feminine Akkusativform des starken Adjektivs altnord. *litill*.

Als letztes Wort nehme ich die Runen 30—40, die ich — mit Ergänzung der beiden letzten völlig unkenntlich gewordenen Runen — als *orumalaibaz* lese. In der Erklärung schließe ich mich hier an Bugges Ausführungen (Norg. Indskr. I, 336) an, abgesehen davon, daß Bugge hier den Akk. *orumalaiba* liest. Es handelt sich um einen Mannsnamen, der in altnordischer Sprachform **Orm-*

leifr lauten würde. Was das anaptyktische *-u-* anlangt, so verweist Bugge auf altengl.-lat. *Wurimgerus* und vor allem auf altalemann. *Wurunger*. Anaptyktische Vokale sind ja in den urnordischen Runeninschriften eine ganz geläufige Erscheinung.

Man wird bemerkt haben, daß ich im vorhergehenden die Rune 30 (*o*) zweimal verwertet habe: zunächst als Auslaut von *litilo*, sodann als Anlaut von *orumalaibaʀ*. Die Berechtigung dazu entnehme ich der für die Runenschrift allgemein geltenden Regel, daß anstelle von zwei aufeinander folgenden gleichen Runen, sowohl Vokalen wie Konsonaten, nur eine Rune geschrieben zu werden braucht. Ein Beleg dafür begegnet schon in der Inschrift des Goldringes von Bukarest (*owihailag* = bibelgot. *weih hailag*, oder, wenn wir Loewes Deutung vorziehen *gutaniowi* = *gutani iowi*). Aus der Inschrift des Steines von Eggjum nenne ich *nis* = *ni is* und *nakdani* = *nakdan ni*. Im zweiten Fall ist die einfache Schreibung gewählt trotz des zwischen den beiden Lauten liegenden Sinnesabschnitts. Am auffälligsten aber ist die Befolgung der genannten Regel in der Inschrift des 1. Brakteaten von Darum *niujil alu* für *niujila alu*, wo zwischen den beiden durch einen großen Zwischenraum getrennten Worten überhaupt kein syntaktischer Zusammenhang besteht.

Die Inschrift von Myklebostad lautet also in Worten wie folgt:

asugastiʀ hlaiwa. aih iþroti litil' orumalaibaʀ.

„Asugastir, Grabhügel. Wenig Fertigkeit besitzt Ormalaivar“.

Zum **Lautstand** der Inschrift ist zu bemerken:

Das urnordische nasalierte *ą* wird, wie in *asugisalas* auf dem Lanzenschaft von Kragehul, durch die einfache *a*-Rune wiedergegeben in *asugastiʀ*.

Die urgerm. auslautenden Vokale sind in vollem Umfang erhalten. Dagegen ist in *iþroti* der Kompositionsfugenvokal zwischen homorganen Konsonanten (ð—*þ*) bereits synkopiert.

Über den Sproßvokal in *orumalaibaʀ* vgl. oben.

Ob R. 7 eine rein graphische Variante der üblichen *d*-Rune ist oder einen besonderen Lautwert (etwa ein unaspiriertes *t* nach *s*) markiert, wage ich nicht zu entscheiden, zumal eine *d*-Rune in unserer Inschrift sonst nicht vorkommt.

Das halbvokalische *w* ist vor *o* bereits geschwunden in *oruma-*.

Der Hauchlaut *h* ist im Anlaut vor *l* (*hlaiwa*) sowie im Auslaut nach Diphthong (*aih*) noch erhalten, dagegen zwischen Vokal und *t* bereits geschwunden (*iþroti*).

Für die **Formenlehre** ist die Erhaltung des *i*-Stammes *iþroti* bemerkenswert (s. o.).

Für die **Syntax** ist die Anfangsstellung des Verbs *aih* hervorzuheben. Die Anfangsstellung eines seiner Satzbedeutung nach schwachtonigen Verbs wird hier wie anderwärts angewandt, um allen Nachdruck des Satzes auf das folgende Satzglied zu legen[1]). Ich erinnere an einen Satz wie *Á minn faðir móðugr ketil* (Hymiskv.).

Die beiden ersten Worte unserer Inschrift *asugasdiʀ hlaiwa* sind ungefüge, ohne syntaktische Bindung, nebeneinander gestellt. Formgewandter ist die Inschrift des norwegischen Runensteins von Bø: *hnabdas hlaiwa*, wo der Eigenname im Genetiv steht. Aber ähnlich ungeformt wie in der Inschrift von Myklebostad ist die Wortaneinanderreihung im Anfang der Inschrift des Steins von Opedal, wo man wahrscheinlich *birginqu boro* (zwei Nominative) „Begräbnisplatz, Bora" zu lesen hat[2]).

Der **Inhalt** unserer Inschrift ist recht eigenartig. Es wird zunächst kurz und nüchtern, wie wir es aus den urnordischen Grabinschriften gewohnt sind, angegeben, daß ein Mann namens Asugastir hier begraben liegt. Daß damit die eigentliche Grabinschrift zu Ende ist, wird durch den Doppelpunkt nach R. 15 angezeigt. Es folgt nun aber noch eine persönliche Nachschrift des Ormalaivar, in der dieser zugibt, wenig Fertigkeit (doch wohl im Runenschreiben) zu besitzen. In der Tat läßt die technische Ausführung der Runen in unserer Inschrift viel zu wünschen übrig. Vor allem fällt auf, wie windschief oft die an sich senkrechten Hauptstäbe der einzelnen Runen stehen (s. o. die diesbezügliche Bemerkung bei Besprechung von R. 24). Hinzuzufügen wäre noch ein Hinweis auf die schräge Stellung der *g*-Rune (4). So erklärt sich auch die unnatürlich starke Ausbauchung des *þ* (R. 20), die verschiedene Gestalt der *u*-Rune in 3 und 32, die seltsam hakigen Zweige der *a*-Rune 16, vielleicht auch die eigenartige Form der *d*-Rune 7. Weshalb freilich Ormalaivar — vielleicht der Sohn des Begrabenen? — es für zweckmäßig hielt, seine Ungeschicklichkeit noch ausdrücklich zu betonen, ist schwer zu entscheiden. Dieses Bekenntnis hat jedenfalls etwas Rührendes und Kindliches. Mag auch

1) An anderer Stelle hoffe ich, später ausführlich die Stellung des Verbs im Satz zu behandeln.

2) Hier stimme ich im wesentlichen v. Friesens Deutung zu; nur glaube ich, nach genauer Untersuchung des Opedal-Steines selbst, nicht an seine Lesung *þoro*, sondern bleibe nur bei der alten Lesung *boro*, worin ich ebenfalls den Nom. eines Frauennamens sehe.

sein, daß Ormalaivar die magische Kraft der von ihm gehauenen Grabschrift zu gefährden fürchtete, wenn er ihre mangelhafte Ausführung nicht ausdrücklich entschuldigte. Merkwürdig ist bei allem, daß sich der Runenschreiber offenbar von vornherein nicht auf die zwei Worte der eigentlichen Grabschrift beschränken wollte; sonst hätte er gewiß diese zwei Worte nicht so tief angebracht. Er muß also von vornherein gewußt haben, daß ihm das Runenhauen nicht gut von der Hand gehen würde und er eine Entschuldigung anbringen müßte. Ormalaivar war also bestimmt kein berufsmäßiger Runenmeister, wie wir solchen gelegentlich sonst in den urnordischen Runeninschriften begegnen.

Das **Alter** der Myklebostad-Inschrift läßt sich nur relativ bestimmen. Die Runenformen machen an sich einen altertümlichen Eindruck. Der Lautstand der Sprache beweist aber deutlich, daß unsere Inschrift nicht zu der ältesten Gruppe der norwegischen Runendenkmäler gehört. Die Inschrift mag etwa dem Ende des 6. Jhds. angehören.

5. Der Stein von Gimsø.

Dieser bei dem Hof Sande auf der dem Nordostufer der großen Insel Vaagø (Lofoten) vorgelagerten kleinen Insel Gimsø gefundene, 1810 der Forschung bekannt gewordene Runenstein befindet sich seit 1868 in Bergens Museum, wo er jetzt in dem neuerbauten Saal gut sichtbar aufgestellt ist. Er stellt für unser Wissen das nördlichst gefundene Runendenkmal Norwegens dar.

Der Stein von Gimsø hat die sich von unten nach oben zu verjüngende Form eines Bautasteines von 1,70 m Höhe. Bei seiner Auffindung im Jahre 1810 befand er sich in liegender, d. h. offenbar nicht in seiner ursprünglichen Stellung. Seit wie lange er schon diese Stellung einnahm, ist völlig unbekannt. Ob der Stein mit den in der Nähe gefundenen Grabanlagen in Zusammenhang stand, läßt sich nicht entscheiden, zumal wenn man die Kleinheit des überhaupt zum Anbau geeigneten Flächenraumes auf der an sich schon kleinen Insel berücksichtigt.

In einem Brief des Pfarrers E. A. Colban vom 19. September 1810 wird unter anderem gesagt, daß sich neben diesem liegenden, mit Moos bewachsenen Stein noch ein zweiter, gleichgearteter Granitstein in stehender Stellung befand, jedoch ohne irgendwelche Spuren von Runen. Eine spätere Untersuchung der Stelle durch Prof. Y. Nielsen im Jahre 1863 ergab nichts wesentlich Neues.

Die Runen verlaufen, der Länge des Steines folgend, in zwei parallelen Reihen. Sie sind tief und ursprünglich sehr deutlich

eingehauen, haben aber im Lauf der Zeit durch Zerstörung und Verwitterung sehr stark gelitten; immerhin treten noch jetzt einige Zeichen der unteren (rechten) Reihe auffallend scharf hervor. Die Runen dieser unteren Reihe sind überhaupt tiefer und deutlicher gehauen und größer (etwa 12 cm) als die der oberen Reihe (etwa 7 cm). Beide Reihen sind rechtsläufig geschrieben.

Die einzige ernsthafte und erfolgreiche Behandlung hat die Gimsø-Inschrift von S. Bugge erfahren (Norges Indskr. med de ældre Runer I 383 ff.). Der folgende Erklärungsversuch gründet sich in erster Linie auf Untersuchung des Originals gelegentlich eines Aufenthaltes in Bergen vom 27. Juli bis 3. August 1928. Bugges Arbeit war mir dabei ein wertvoller und dankbar benutzter Wegweiser zu den Grundlagen der Deutung; im einzelnen weicht meine Erklärung von der seinen stark ab. Die beigegebene Photographie (Taf. II) verdanke ich der Kunst des Herrn Präparanten Olav Espevoll von Bergens Museum.

Bugges Hauptverdienst ist es, die Anordnung der Zeichen auf unserm Stein überzeugend nachgewiesen zu haben. Zunächst ist die untere, mit größeren Zeichen beschriebene Reihe zu lesen, die ich, Bugge folgend, mit A bezeichne. Sodann folgt der rechte Teil der oberen Reihe, dessen wenige Runen fast völlig zerstört sind. Von dem weit längeren linken Teil der oberen Reihe ist er durch einen größeren, offenbar von jeher zeichenlosen Zwischenraum getrennt. Diese kurze Reihe bezeichnet Bugge mit B. Zuletzt kommt der linke Teil der oberen Reihe (C), dessen Zeichen weit stärker zerstört sind als die der Reihe A, doch immerhin noch eher die Möglichkeit einer Lesung bieten als die Runen von Reihe B.

Die Gimsø-Inschrift ist nicht in dem aus 24 Zeichen bestehenden gemeingermanischen Runenalphabet verfaßt, sondern entnimmt die Zeichen offenbar einem Alphabet von nur 16 Typen. Die einzelnen Zeichen unserer Inschrift sind uns denn auch sämtlich — mit Ausnahme einiger sonst unbekannter Binderunen — aus den Runenalphabeten der Wikingerzeit bekannt. Nur die *h*-Rune (C 6) hat noch die uns aus dem älteren Runenalphabet bekannte Form. Das ist höchst auffallend; aber das Zeichen tritt an der einzigen Stelle seines Vorkommens in unserer Inschrift so deutlich hervor, daß eine Verlesung kaum in Frage kommt. Die jüngere Form der *h*-Rune ist in unserer Inschrift nicht nachweisbar. Da wir nun andere Runeninschriften aus der Lofotengegend nicht kennen, so ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß in dem Alphabet jener

Gegend die alte Form der *h*-Rune länger beibehalten wurde als in den südlicheren Landstrichen.

In zwiefacher Gestalt tritt das Zeichen für *s* auf: ᛋ (eine ähnliche Form hat die *s*-Rune auf dem Stein von Stentofta: Die Brücke verläuft ein wenig geneigt nach rechts hinab) und ᛌ. Ob daneben auch die einfache Form ᛧ vorkommt, ist bei dem schlechten Zustand, in dem sich die meisten Zeichen unserer Inschrift befinden, nicht zu entscheiden. Nach welchen Grundsätzen der Runenmeister bald die eine, bald die andere Form der *s*-Rune angewandt hat, habe ich nicht erkennen können. Daß ein und derselbe Laut durch zwei verschiedene Zeichen ausgedrückt wird, ist uns ja im Prinzip eine aus den Runen und anderen Alphabeten bekannte Tatsache. Bugge las ᚺ als *a*-Rune (als Doublette neben ᛆ). Das ist vom rein graphischen Standpunkt aus nicht unmöglich, wenngleich nicht eben wahrscheinlich. Die sprachliche Interpretation der Inschrift scheint mir jedoch diese Auffassung zu verbieten.

In zwei Varianten erscheint in der Gimsø-Inschrift auch die *u*-Rune: ᚢ und h. Die erste Form ist die normale und die verbreitetste; aber auch die zweite Form ist uns aus verschiedenen Gegenden und Zeiträumen im Prinzip bekannt, nur daß in unserer Inschrift die die beiden lotrechten Stäbe verbindende Brücke ziemlich wagerecht verläuft (ähnlich auf dem Beinchen von Ødemotland), nicht, wie sonst, von links oben nach rechts unten. Sehr bemerkenswert ist der Umstand, daß diese zweite Form der *u*-Rune nur in dem zweimal auftretenden Wort *þur*, d. i. *þórr* vorkommt. Es fragt sich da, ob mit dieser graphischen Variante auch eine lautliche wiedergegeben werden soll, ob mit anderen Worten hier eine besondere Bezeichnung des langen ō-Lautes vorliegt. Leider läßt sich in der Inschrift sonst weder ein kurzer noch ein langer *o*-Laut mit Sicherheit nachweisen. Wir befinden uns hier in einem ähnlichen Dilemma wie oben bei der Besprechung der eigenartigen Form der *d*-Rune auf dem Stein von Myklebostad (R. 7). Es ist aber auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß es sich bei den zwei Formen der *u*-Rune auf dem Gimsø-Stein lediglich um graphische Varianten handelt und der Umstand, daß die zweite Form in beiden Fällen ein langes *ó* ausdrückt, nur auf Zufall beruht. Diese zweite Form der *u*-Rune wäre dann aus irgendwelchen uns unbekannten Gründen bei der Schreibung des Gottesnamens *þur* bevorzugt worden.

Höchst auffällig ist die Gestalt der Rune A 7. Es ist die übliche Form der *b*-Rune, im germanischen und im dänischen Runenalphabet, nur daß sich in jeder der beiden runden Ausbuchtungen ein deutlicher Punkt befindet. Daß diese beiden Punkte, wie

Bugge meint, nur Interpunktionszeichen seien, halte ich für unwahrscheinlich, vielmehr möchte ich dieser punktierten *b*-Rune den Lautwert *p* beimessen, den sie in dem vollständigen punktierten Runensystem des 12./13. Jhdts. hat. Die chronologische Seite dieser Frage wird weiter unten (S. 21) erörtert werden.

Die *t*-Rune scheint stets — soweit der schlechte Zustand der Runen einen Schluß überhaupt gestattet — die Form ↑ zu haben, nicht die in dem sogenannten schwedisch-norwegischen Runenalphabet übliche Form mit nur einem Zweig (zur linken).

Nicht zu belegen ist in der Gimsø-Inschrift die *m*-Rune. Das ist im Interesse der Zeitbestimmung sehr zu bedauern.

Nur sehr unsicher ist die *R*-Rune belegt (B 2). Sie scheint hier die Form ⅄ zu haben, also ähnlich wie auf einigen Inschriften im längeren Alphabet, z. B. auf dem Eggjum-Stein. Ebensogut könnte man aber auch die Form mit geschweiften Zweigen herauslesen, wie sie in den sogenannten dänischen Runen üblich ist. Jedenfalls ist es nicht die im schwedisch-norwegischen Alphabet übliche *R*-Rune, die nur aus einem kleinen, stehenden Vertikalstrich besteht.

Die Laute *g* und *d* kommen im Texte unserer Inschrift anlautend nicht vor. Im Inlaut ist der ð-Laut zweimal (in *liþna* und *haþa*) durch die *þ*-Rune wiedergegeben.

Wenderunen scheinen sich auf unserer Inschrift zweimal zu finden: eine nach links gewendete *u*-Rune von sonst normaler Gestalt in C 11, und eine nach links gewendete *s*-Rune in der unsicheren Ligatur *st* (A 17); näheres unten.

Binderunen treten verschiedentlich auf; doch handelt es sich mit Ausnahme der eben erwähnten unsicheren Ligatur *st* ausschließlich um Verbindungen mit *a*, wobei das *a* bald als erstes, bald als zweites Element zu lesen ist.

Wir durchmustern nun zunächst die einzelnen Runenzeichen. Bugges Zählung wird, wenn ich von ihr abweiche, in Klammern beigefügt. Zuvor sei noch darauf hingewiesen, daß bei dem oft trostlosen Zustand der Gimsø-Inschrift selbst die beste Photographie nur ein unzulänglicher Ersatz für die Anschauung des Originals ist. Sowohl Deutung wie Nachprüfung müssen daher letzten Endes auf den Stein selbst zurückgreifen. Dem Leser wird empfohlen, bei der Prüfung meiner Lesung auch die Abbildung bei Bugge heranzuziehen. Aber selbst dem Betrachter des Originals bleibt noch gar manches unklar, und ich werde im folgenden bemüht sein, die sicheren von den unsicheren Lesungen nach Möglichkeit zu scheiden. Auf der anderen Seite kann ich mich aber nicht

zu der skeptischen Auffassung bekennen, daß die Gimsø-Inschrift infolge ihrer schlechten Überlieferung überhaupt undeutbar sei.

Zeile A.

A 1. ᚦ *u*. Der obere Teil des Stabes ist verwischt.

A 2. ᚢ *u*, deutlich. Die senkrechten Stäbe stehen — ein Charakteristikum für den graphischen Stil unserer Inschrift überhaupt — ziemlich nah aneinander.

A 3. ᚲ *k*, deutlich. Vom Zweig dieser Rune zieht sich eine starke, geknickte Bruchlinie im Stein zunächst nach rechts unten, dann nach rechts oben, bis an A 6 heran.

A 4. ᛁ *i*

A 5. ᚼ *a*. Der Zweig hat sich zu einem dicken Punkt erweitert. Bugge las hier eine an sich höchst unwahrscheinliche Ligatur von ᚼ *q* und ᛌ *s*. Der obere Zweig seiner *q*-Rune ist in Wirklichkeit wohl nur ein Teil des vorhin unter A 3 erwähnten Bruches. Noch sicherer kann man behaupten, daß der von B. gelesene untere Zweig nur ein Riß im Stein ist.

A 6. ᛋ *s*, sehr deutlich. Die Brücke zwischen den beiden senkrechten Stäben ist sehr kurz (vgl. die Bemerkung zu A 2) und nahezu horizontal. — B. mißt diesem Zeichen, wie oben bemerkt, den Lautwert *a* bei.

A 7. ᛒ *p*, besonders klar hervortretend.

A 8. Binderune aus ᚼ und ᚱ, also *ar* (nach B. *ra*). Formal charakteristisch ist, daß der Zweig der *a*-Rune in der Mitte zwischen den Einmündungen des Bogens der *r*-Rune in den Hauptstab ansetzt.

A 9—10. ᛁᛌ *i s*, deutlich.

A 11. ᚦ *þ*. — B. las hier eine Binderune *þa*. Der vermeintliche Zweig der *a*-Rune scheint jedoch offenbar nur eine zufällige Linkserweiterung des unteren Bogens der *þ*-Rune zu sein. Handelte es sich wirklich um eine solche Binderune, so müßte nach der vorhin zu A 8 gegebenen Regel der Zweig der -*a*-Rune zwischen den Bogenmündungen der *þ*-Rune beginnen.

A 12. ᚢ *u*. Die Stäbe stehen sehr nah aneinander (vgl. zu A 2). Dieselbe Form kehrt in C 2 wieder (vgl. oben S. 11). — B. las hier zwei Runen *h e* (unmöglich).

A 13—15 (14—16). ᚱᚼᚠ *r a f*, deutlich.

A 16 (17). ᛚ *l*, deutlich. B. las hier eine Wenderune *t* (in der Form der schwedisch-norwegischen Runen mit nur einem Zweig). Eine solche Wenderune ist in einem Fall wie hier nicht möglich.

wo durch das Wenden die eindeutige Form einer anderen Rune entsteht.

A 17 (18). Dies Zeichen ist nicht ohne weiteres deutbar. Rein graphisch scheint es mir freilich ziemlich klar: Es besteht zunächst aus einem ᛋ (Wenderune *s*). Sodann befindet sich ungefähr über dem linken Stab dieser Wenderune, aber von dessen Spitze noch ein gut Stück entfernt, ein dachartiges Winkelzeichen, dessen rechter Zweig unten an die obere Spitze des rechten Stabes der *s*-Rune stößt. Die Brücke der *s*-Rune ist zwar nicht gut erhalten, jedoch unverkennbar. Daß der dachartige Winkel nicht zufällig ist, geht daraus hervor, daß sein Scheitelpunkt genau die Höhe erreicht, bis zu der die umstehenden Runen ansteigen. Ich möchte das ganze Zeichen für eine Binderune *st* halten. Zur Bezeichnung des *s* hat der Runenmeister deswegen die Wenderune angewandt, weil er einer Lesung *ts* vorbeugen wollte, die sich bei Verwendung der rechtsläufigen Form des *s* ergeben hätte. B. las eine Binderune *at* (graphisch völlig ausgeschlossen).

A 18 (19). ᛁ *i*, undeutlich. — Nach B. ᛌ *s*.

A 19 (20). ᛏ *t*. Das Dach ist nur noch als Einhöhlung erkennbar.

A 20 (21). Binderune aus ᚦ *þ* und ᛅ *a* = *þa*.

A 21 (22). ᛚ *l*. Diese Rune ist, wie auch die folgenden, etwas niedriger als die vorhergehenden. B. las sie als ᚿ *n*, was weniger wahrscheinlich ist.

A 22 (23). ᛁ *i*.

A 23 (24). ᚦ *þ*, sehr eng an R. 22.

A 24—27 (25—28). ᚿ ᛅ ᚠ ᛚ *n a f l*, deutlich.

A 28 (29). ᛅ *a*. Diese Rune ist nicht ganz sicher zu deuten: Erhalten ist die obere Hälfte des senkrechten Stabes bis zum Ansatz des Zweiges links sowie dieser Zweig selbst in voller Klarheit. Der senkrechte Stab ist von Anfang an nicht tiefer gezogen worden, offensichtlich deshalb, weil einer solchen Verlängerung nach unten eine auffallend starke Verdickung im Stein entgegen stand. Da nun der Stein bei dieser Rune sein rechtes Ende erreicht hatte, so wagte der Runenmeister wohl nicht einen Versuch zur normalen Gestaltung der *a*-Rune, sondern begnügte sich mit ihrer Andeutung. — B. las diese Rune als ᛌ *s*; der 2 cm lange Seitenstrich kann aber kaum als der Punkt am unteren Ende des *s*-Stabes gedeutet werden.

Zeile B.

Diese kurze Zeile befindet sich oberhalb der Runen A 25—26.

Ein großer Riß im Stein hat den ganzen oberen Teil dieser Zeile zerstört, sodaß die wenigen in dieser Reihe stehenden Runen rein graphisch überhaupt nicht deutbar sind. Man erkennt mit einiger Sicherheit nur die unteren Teile von drei senkrechten Stäben. Auf Grund sprachlicher Erwägungen wage ich unter starkem Vorbehalt folgende Deutung:

B 1. ᛁ *i*.

B 2. ᛦ *R*. Erkennbar ist der untere Teil des Stabes und ziemlich unten rechts und links von ihm Trümmer von Seitenstrichen.

B 3. ᛁ *i*. — B. las diese Zeile als *u n*.

Zeile C.

Links vor C 1 befindet sich ein Doppelpunkt, der vermutlich die Bedeutung eines Interpunktionszeichens hat.

C 1. ᚦ *þ*, mit ziemlich weiter Ausbauchung.

C 2. ᚢ *u*, vgl. A 12. — B. las ᛋ *a*.

C 3. ᚱ *r*. Der Stab ist vollständig erhalten. Der obere Ansatz des Kopfes am Stab und der obere Teil des Schrägfußes fehlen. Als Ganzes ist die Lesung *r* ziemlich sicher. — B. las statt dessen zwei Runen *i s* (unwahrscheinlich).

C 4 (5). ᚬ *q*, deutlich; die Zweige sitzen verhältnismäßig tief.

C 5 (6). ᛋ *s*, deutlich.

C 6 (7). ᚺ *h*. Die die beiden senkrechten Stäbe verbindende Brücke verläuft in der Richtung von links unten nach rechts oben, zum Teil gemeinsam mit einem ziemlich breiten Spalt, der annähernd horizontal mit nur leichter Neigung nach rechts unten noch über den rechten Stab des *h* hinaus reicht.

C 7 (8). Binderune aus ᛆ *a* und ᚦ *þ* = *aþ*.

C 8 (9). Binderune aus ᛆ *a* und ᚿ *n* = *an*, deutlich.

C 9 (10). ᚦ *þ*, wiederum mit weiter Ausbauchung.

C 10 (11). Binderune aus ᛆ *a* und ᚴ *k*, deutlich.

C 11 (12). ᚢ. Wenderune *u*, nur noch schwach erkennbar. Es ist die einzige einfache Wenderune der Inschrift. Ein Grund für die Anwendung der Wendeform ist kaum erkennbar. Soll damit etwa der Umlaut *ü* bezeichnet werden, für den das punktierte Alphabet die punktierte *u*-Rune verwendet?

C 12 (13). ᚿ *n*. Erkennbar ist nur der obere Teil des Stabes und der Zweig.

C 13 (14). ᛌ *s*, schwach erkennbar.

C 14 (15). ᛏ *t*, schwach erkennbar.

C 15 (16). ᚢ *u*, leidlich deutlich. Der linke Stab erreicht in dem gegenwärtigen Zustand nicht ganz die Brücke.

C 16 (17). ᛌ *s*. Auch der Punkt am unteren Ende des Vertikalstriches ist noch zu erkennen.

C 17 (18). ᛏ *t*, ziemlich deutlich; zwei Zweige.

C 18 (19). ᛆ *a*, schräg stehend.

C 19—20 (20—21). ᛁ ᚿ *i n*, schwach.

C 21 (22). ᛆ *a*. Der Zweig des *a* berührt den Zweig der vorhergehenden *n*-Rune.

C 22 (23). Binderune aus ᚦ *þ* und ᛆ *a*, sehr undeutlich.

C 23 (24). ᛁ *i*, sehr schlecht zu erkennen.

C 24 (25). ᛌ *s*, schwach erkennbar, hauptsächlich durch den Endpunkt gekennzeichnet.

C 25 (26). ᛆ *a*, gut erkennbar, nur der obere Teil des Stabes fehlt.

Zwischen C 24 und B 1 haben offenbar keine weiteren Runen gestanden.

Die gesamte Inschrift lese ich also folgendermaßen, indem unsichere Zeichen unterpunktet, überhaupt nur erratene eingeklammert sind. Bei den Binderunen ist zu bedenken, daß ihre Komponenten grundsätzlich ebensogut in umgekehrter Reihenfolge gelesen werden könnten [1]).

5 10 15 20 25

A: n u k i a s p ar i s þ ụ r a f l ṣṭ ị ṭ þa l i þ n a f l ạ

B: (i ʀ i)

5 10 15 20 25

C: : þ ụ ṛ ạ s h ạþ̣ an þ ak ụ ṇ ṣ ṭ u s t a i n a þ̣ạ ị s a

Die sprachliche Interpretation dieser drei Reihen ergibt folgendes:

A 1—4. *Nuki* ist nach Bugge der Mannsname *Nukki* oder *Nokki*, der uns aus Schweden und Norwegen (hier nur in Ortsnamen) bekannt ist. Er ist verwandt mit *Nǫkkvi*, *Nakkve*, ahd. *Nahho*. — Vgl. Bugge, Norges Indskr. 396, Lind. Dopn. 798.

A 5. *a* ist *á* „hat“.

A 6—8a. *spa* = *spá* „Prophezeiung“. Vgl. die Schreibung *sb*ᴀ auf dem Stein von Björketorp.

A 8b—10. *ris* = *riss* „erhebt sich“, hier futurisch „wird sich erheben“.

1) Bugge las die Inschrift wie folgt: *nuki ąsa b(ruþir) raisþa her aft utstaþniþ naves|un | þaisa ah þą an þa kunstu staina þaisa* „Jeg Nokke, Aases Broder, reiste her efter Slægtning, som havde fæstet Bo ude, dette Opholdsted for den døde Mand, og saa desuden disse meget kjendelige Stene“.

A 11—13. *þur* = *þórr*. Das ursprünglich auslautende -*ʀ* hat sich dem nach dem Eintritt der Synkope unmittelbar vorangehenden *r* assimiliert und wird daher in der Runenschrift nicht besonders ausgedrückt. Auch in einigen dänischen Runeninschriften der Wikingerzeit wird der Gottesname *þur* geschrieben. — Auffällig ist die schon oben erwähnte Tatsache, daß hier wie an der zweiten Stelle, wo dieser Name in unserer Inschrift auftritt (C 1—3) für den Laut *ō* eine Variante des normalen *u*-Zeichens verwandt wird. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang der Umstand, daß auch der Laut *p* durch eine Variante der *b*-Rune wiedergegeben wird in *spa*.

A 14. *a* = *á* „auf". Diese Präposition wird in der älteren Zeit der jüngeren Runen mit der *ą*-Rune geschrieben, wie es die Etymologie ja auch erheischt. Später wird aber auch die *a*-Rune verwandt. So wird in der Sammlung der dänischen Runeninschriften von Wimmer-Jacobsen die Präposition siebenmal *ą*, viermal *a* geschrieben.

A 14—19. *aflstit*. Ich möchte hierin ein Kompositum mit *afl* „Stärke, Kraft" sehen. Das zweite Element ist in der Lesung in vollem Umfang unsicher, zumal der Anlaut. Lassen wir die Lesung gelten, so würden wir das zweite Kompositionsglied als *stétt*, Akk. Sing. zu *stéttr* m. (oder *stétt* f.) „Stufe, Rang, Grad, Stellung" aufzufassen haben. — Die Doppelgeltung von R. 14 (*afl* = *á afl*) erklärt sich durch die oben (S. 41) gegebene Schreibregel.

A 20. *þa* = *þá* „dann". Auch hier Schreibung mit unnasaliertem *a* wie oben in *á* (A 14). In der Sammlung der dänischen Runeninschriften von Wimmer-Jacobsen wird freilich stets *þą* geschrieben. Die Deutung ist hier also unsicher.

A 21—25. *liþna* scheint ein sonst nicht belegtes Wort zu sein. Ich möchte es für ein Denominativ halten mit der Bedeutung „sie werden Gefolgschaft leisten". Man leitet es wohl am besten von *liði* „Begleiter, Gefolgsmann" ab. Man vgl. dazu *árna* „Bote sein, wandern" zu *árr* „Bote"; ferner Bildungen wie got. *fraujinon*, *reikinon*, *þiudanon*, ahd. *dionon*. Ich verweise endlich noch auf das formantisch dem Verb *liðna* nahe stehende Nomen agentis *liðnir*, das in einer þula unter den Schwertheiti genannt wird und offenbar den Sinn „Gefolgschaftsleister" hat.

A 26—B 3. *flaiʀi* = *fleiri* „plures". Dies Wort ist in der Lesung sehr unsicher (s. o.). Bemerkenswert ist die Erhaltung des *ʀ*-Lautes in der Schrift, vgl. *þaiʀa*, *þaʀa*, *þeʀa* (= aisl. *þeira*) auf dänischen Runensteinen des 11. Jhds. B. 2 ist sicher keine *r*-Rune.

C 1—3. *þur* = *þórr*.

C 4—5. *qs* = *áss, óss* „Ase". — Die Worte *þur qs* fasse ich syntaktisch als Vokative.

C 6—8. *haþan* ist vielleicht als *háða'nn* = *háða enn* „ich machte auch noch" aufzufassen. Die Deutung ist jedenfalls nicht sicher. Das Verbum *heyja* „tätigen" wird besonders mit Objekten wie *bardaga, orrostu, þing, leið, dóm* verknüpft, d. h. mit Wörtern, die eine — feindliche oder friedliche — gesellige Tätigkeit ausdrücken. Dieser Bezug auf eine Bewegung kann aber auch dann zum Ausdruck kommen, wenn *heyja* mit einem Objekt der Ruhe und dazu einer prädikativen Bestimmung verbunden wird, z. B. *háðu stríðan straum* „sie machten den Strom rauh" (þórsdr. 9); *háðum rendr í dreyra* „wir setzten die Schilde unter Blut" = „wir machten die Schilde blutig" (Krákum. 9). An unserer Stelle scheint die zweite Verwendung vorzuliegen. Objekt ist *staina þaisa*, prädikative Bestimmung *þa kunstu*. — Die Deutung der graphisch wohl einwandfrei gelesenen Buchstabengruppe *haþan* ist jedoch nicht sicher.

C 9—10a. *þa* = *þá*, Akk. Plur. Mask. von *sá*. Unnasaliertes *a* wie beim Adverb *þa* oben A 20. Vgl. auch den Akk. Plur. *staina* unten.

Von hier an folge ich bis zum Schluß der Inschrift Bugges Deutung, freilich in dem Bewußtsein, auf schwankender Brücke zu gehen. Immerhin ist die Lesung der noch folgenden Runen einigermaßen wahrscheinlich, wenn auch keineswegs über alle Zweifel erhaben.

C 10b—15. *kuʀstu* = *kynnstu*, schw. Akk. Plur. des Superlativs zu *kunnr* „kenntlich". Die gewöhnliche Superlativform zu *kunnr* ist *kunnastr*. Da aber auch sonst zu ein und demselben Adjektiv beide Formen des Superlativsuffixes belegt sind (vgl. Noreen, Altn. Gramm. I[4] § 439), so ist der Ansatz einer sonst nicht belegten Form *kynnstr* möglich. Jedoch ist die Lesung des Wortes höchst unsicher: es ist die unsicherste Stelle der ganzen Inschrift.

C 16—21. *staina* = *steina*, Akk. Plur. Die Lesung ist hier verhältnismäßig sicher.

C 22—25. *þaiʀa* = *þessa* „hos". Die Schreibung mit *-ai-* erklärt Bugge, Norg. Indskr. I 399, als graphischen Ausdruck für *-æ-*, wofür er einige Parallelen beibringt (vgl. auch Wimmer-Jacobsen, De danske Runemindesm. 224b). Es ist jedoch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß *ai* hier wirklich den Diphthong wiedergibt. Es läge dann Beeinflussung der Form durch den Stamm *-þai* vor. Ich erinnere an die Form *þaiʀ* (Akk. Plur. Fem.) auf

dem Stein von Istaby (vgl. dazu v. Friesen, Lister-och Listerby-Stenarna 33). Die Lesung des Wortes ist sehr unsicher.

Die gesamte Gimsø-Inschrift lautet demnach wie folgt (mir unsicher erscheinende Worte sind kursiv gedruckt):

Nukki á spá: riss þórr á afl*stétt; þá* liðna *fleiri*. — þórr óss! *há-ða'nn þá kynnstu* steina *þessa*.

„Nukki hat eine Prophezeiung: Erheben wird sich Thor zur Machtstellung; da werden noch mehr Gefolgschaft leisten. — Ase Thor! Ich machte noch diese Steine hier zu den kenntlichsten".

Zum Lautstand der Inschrift ist nichts zu bemerken. Er zeigt durchaus das bekannte Bild der altnorwegischen Literatursprache, sobald wir von den orthographischen Eigenheiten der Runenschrift absehen. Die Unterscheidung von *r* und *ʀ* wird auch nur auf traditioneller Schreibweise beruhen.

Aus dem Formenstand wäre allenfalls *þaisa* hervorzuheben.

Zur Syntax ist Folgendes zu bemerken: Zu der Verwendung des Präsens in futurischem Sinn im Text der Prophezeiung vergleiche man etwa die futurischen Präsentia in der Völuspá. Der Gebrauch des Präsens ist hier ausdrucksmäßig weit wirkungsvoller als der des Futurs. — Das finite Verb *riss* steht am Satzanfang, weil sein Inhalt stark hervorgehoben werden soll. Der Satz besteht fast nur aus schweren Hebungen. — In der Verbindung *þá kynnstu* wird *þá* im Sinne des bestimmten Artikels gebraucht, wie auch einige Male in den dänischen Runeninschriften (vgl. Wimmer-Jacobsen 224a).

Inhaltlich zerfällt die Inschrift in zwei durch Neubeginn einer Zeile und ein Interpunktionszeichen auch äußerlich deutlich von einander getrennte Teile, ähnlich wie die Inschrift von Myklebostad (s. o.) und manche andere Runeninschriften. Der erste Teil (Zeile A und B) stellt den eigentlichen Inhalt dar, nämlich die Prophezeiung und zuvor Nennung dessen, der sie gibt. Dann folgt in Zeile C eine mehr persönliche, subjektive Bemerkung. Im Gegensatz zu der Anordnung der beiden Teile in der Myklebostad-Inschrift (s. S. 43) scheint die Anordnung der Gimsø-Inschrift den Gedanken nahe zu legen, daß der Runenmeister, als er sein Werk begann, zunächst nicht an die Anbringung der Zeile C dachte. Er schrieb die Zeile A mit sehr großen Runen, bekam aber seinen geplanten Text nicht mehr völlig auf diese Zeile. Die drei restlichen Runen brachte er darauf, was ja sehr nahe lag, dicht oberhalb der letzten Runen von Zeile A an. Erst dann ist ihm offenbar der Gedanke gekommen, den Raum links von Zeile B

nun auch noch auszufüllen. Zum Zeichen, daß hier ein ganz neuer Text begann, setzte er vor C 1 den Doppelpunkt.

Der Sinn dieses zweiten Textteiles ist ohne weiteres verständlich. Der Runenmeister ruft den Gott Thor an und bezeugt ihm, daß er diese weithin sichtbare Steinsetzung vorgenommen habe. Man erinnere sich dabei, daß man neben dem Runenstein von Gimsø noch einen zweiten, sehr ähnlich geformten, aber schriftlosen Stein in aufrechter Stellung fand (s. S. 43). Es ist an und für sich nicht ausgeschlossen, daß einstens noch mehr Steine zu diesem Mal gehört haben, die im Jahre 1810 bereits verschwunden waren. Der Inhalt der Zeile C, selbst wenn wir die unsicher gelesenen Worte nicht berücksichtigen, scheint ferner darauf hinzuweisen, daß die genannte Steinsetzung zu Ehren des Gottes Thor veranstaltet war. Es handelt sich demnach nicht um eine Grabinschrift, zumindest nimmt die Inschrift keinen unmittelbaren Bezug auf ein Begräbnis.

Diese Vermutung wird nun durch den Inhalt der Zeilen A und B, des Haupttextes, vollauf bestätigt. Auch hier fällt kein Wort, das an eine Grabinschrift im mindesten erinnert, vielmehr scheint es sich auch hier um die Verherrlichung Thors zu handeln. Nukki ist vermutlich der Name des Mannes, der die Runen gehauen und die Steine gesetzt hat. Er verkündet seherisch den Wiederaufstieg Thors zu seiner alten Macht und die Erweiterung seiner Gefolgschaft. Die Inschrift hat also magisch-prophetischen Inhalt, so wie auch die Inschrift des Eggjum-Steines (nach M. Olsens Deutung). Ob sich hinter der Gimsø-Inschrift auch Zahlenmagie birgt, wage ich nicht zu entscheiden. So will ich auch keinen Wert auf die Tatsache legen, daß die Inschrift insgesamt 56 Runen enthält, also eine Zahl, die durch 8 (gleich der Runenanzahl einer ætt im alten Futhark) teilbar ist. Ich meine, daß wir uns bei der Feststellung derartiger Zahlenspiele allzu leicht irren können. Zumal bei einer Inschrift, die stellenweise so schlecht lesbar ist, sollte man mit der Zahlenmagie recht vorsichtig umgehen.

Angesichts dieser teilweisen Unsicherheit in Bezug auf Lesung und Deutung scheint es mir wichtig, die m. E. sicheren Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung zusammenzufassen; soweit sie den Inhalt der Inschrift betreffen:

1. Den Hauptinhalt bildet eine Prophezeiung.
2. Diese Prophezeiung gilt dem Wiederaufstieg Thors.
3. Auch die Steinsetzung ist zu Ehren Thors vorgenommen.

Es bleibt uns noch übrig, nach der Abfassungszeit der

Gimsø-Inschrift zu fragen. Wir suchen zunächst nach graphischen Indizien.

1. Nur dem germanischen Runenalphabet von 24 Zeichen gehört die *h*-Rune der Gimsø-Inschrift an. Diese Form ᚺ findet sich in keinem einzigen der verschiedenen jüngeren Alphabete.

2. Dem germanischen Alphabet fremd sind die Runenformen für *q*, *k* (nur auf späturnordischen Inschriften), *n*, *a*, *s*, *p*.

3. Nur das punktierte Runenalphabet kennt die *p*-Rune ᛔ.

4. Nur einige spätere urnord. Inschriften sowie die dänischen Inschriften der Wikingerzeit kennen die Zeichen ᛦ *R* und ᛋ *s*. Sie fehlen aber den norwegisch-schwedischen sowie den punktierten Runenalphabeten.

5. Im Prinzip dem punktierten Alphabet eigen, seit Beginn des 11. Jhds. aber auch in Norwegen vertreten, ist die Form ᛌ der *s*-Rune, die in der Gimsø-Inschrift mehrmals mit Sicherheit angetroffen wird.

6. Den schwedisch-norweg. Runen fremd sind die Zeichen ᚺ *h*, ᛋ *s*, ᛔ *p*, ᛦ *R*. Davon gehören *s*, *R* und die unpunktierte Form ᛒ dem dänischen Alphabet an, dessen Einfluß auf Norwegen sich seit dem Beginn des 11. Jhdts. geltend macht.

7. Die Zeichen ᚿ *n* und ᛆ *a* finden sich nur in den schwedisch-norweg. und in den punktierten Alphabeten; die Zeichen ᛩ *q* und ᚴ *k* in allen Alphabeten mit 16 Typen.

8. Die Zeichen für *f*, *u*, *þ*, *r*, *i*, *t*, *l* sind nicht charakteristisch, da sie sämtlichen Runenalphabeten gemeinsam sind (die Variante ᚢ *u* nur in den 16-typigen Alphabeten).

Die graphischen Verhältnisse sind also keineswegs eindeutig. Auf der einen Seite weist die Gimsø-Inschrift noch ein sonst nur dem germanischen, 24-typigen Alphabet eigenes Zeichen, die *h*-Rune, auf, während sich auf der anderen Seite ein kräftiger Einfluß des dänischen und des punktierten Runenalphabets geltend macht. Den Beginn dieses Einflusses der dänischen und der punktierten Runen verlegt man in den Anfang des 11. Jahrhunderts (vgl. v. Friesen, Hoops Reall. IV 32a). Die *p*-Rune ᛔ ist sonst zwar nicht vor dem Jahr 1200 zu belegen; das kann aber angesichts des verhältnismäßig seltenen Vorkommens des *p*-Lauts in der nordischen Sprache ein Zufall der Überlieferung sein. Es ist freilich auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß sich diese punktierte *p*-Rune im Alphabet des Lofotengebiets selbständig und frühzeitiger entwickelt hat als anderswo. Man hat ja in diesem Alphabet auch die *u*-Rune differenziert, vielleicht, wie wir oben sahen, um die Laute *u*, *ō* und womöglich *ü* (vgl. die Bemerkung zum

Zeichen C 11) auch graphisch zu scheiden. Unter Berücksichtigung dieser verschiedenen, auf den ersten Blick widerspruchsvollen Tatsachen bin ich geneigt, als Entstehungszeit der Gimsø-Inschrift den Anfang des 11. Jhds. anzunehmen, d. h. die Zeit des ersten Einflusses der dänischen und punktierten Runen. Eine frühere Zeit kommt augenscheinlich überhaupt nicht in Frage, eben wegen dieses deutlichen Einflusses. Gegen einen späteren Ansatz sprechen die Runenformen ᚺ *h*, ᛋ *s*, ᛦ *ʀ*, die dem punktierten Runenalphabet fremd sind.

Zu diesem runologischen Befund stimmt nun trefflich der I n h a l t unserer Inschrift. Man hat den Eindruck, daß sie zu einer Zeit abgefaßt ist, als das alte Heidentum gegen das eindringende Christentum im Kampfe lag. Es kommt da in erster Linie die Zeit von Olaf Tryggvason bis zu Olaf dem Heiligen in Frage. In Snorris Heimskringla (Óláfs s. Tryggv. Kap. 77—80) lesen wir, welche Schwierigkeiten Olaf Tryggvason bei der Christianisierung Helgelands zu überwinden hatte. Auf seiten der Helgeländer tritt uns besonders die markige Gestalt des hartnäckig und verzweifelt seinen alten Glauben verteidigenden, zauberkundigen Rauðr vom Saltenfjord entgegen. Gerade einem Mann dieses Schlages wäre eine Prophezeiung wie die der Gimsø-Inschrift wohl zuzutrauen. Nach dem Fall Olaf Tryggvasons erhielt der heidnische Jarl Eiríkr Hákonarson Helgeland samt dem übrigen nördlichen Norwegen und Westnorwegen vom Schwedenkönig zu Lehen. In dieser Zeit erstarkte das von Olaf Tryggvason unterdrückte Heidentum in Helgeland von neuem, und Olaf der Heilige mußte wieder hart gegen die Helgeländer vorgehen, um sie abermals dem Christenglauben gefügig zu machen (Heimskringla II, Kap. 105). Nach dieser gewaltsamen Christianisierung Helgelands versammelte sich das Bauernvolk von weit her in Inner-Drontheim zur Abhaltung großer Opferfeste, an denen auch Pferde geschlachtet wurden. Man erzählte sich, die Asen seien über die Christianisierung der Helgeländer in Zorn geraten (Heimskr. II, Kap. 107). In diesen politisch und religiös bewegten Zeiten mag ein zauber-, d. h. besonders runenkundiger Mann, der am alten Götterglauben hing, auf den Lofoten eine Inschrift und ein Steinmal zu Ehren Thors hergestellt haben, worin er seinen Glauben an den Wiederaufstieg des alten Gottes in wirksamen Runen niederlegte. Wir gelangen also auch aus sachlichen Gründen in das erste Viertel des 11. Jahrhunderts.



Tafel I. Stein von Myklebostad. Universitetets Oldsaksamling, Oslo.



Tafel II. Stein von Gimsø. Bergens Museum.

Zu den neuen Zoser-Reliefs aus Sakkara.

Von

Hermann Kees.

Vorgelegt in der Sitzung vom 22. Februar 1929.

In zwei unterirdischen Bauteilen des Totentempels des Königs Zoser bei Sakkara sind in den letzten Jahren Reliefserien entdeckt worden, deren Darstellungen als älteste bekannte Tempelreliefs auch religionsgeschichtlich besondere Wichtigkeit haben, da sie uns den Zustand zu Beginn der memphitischen Zeit (A. R.) vor Augen führen.

Zwei der Reliefs, beide des Typus, für den ich s. Zt. den Namen „Opfertanz" eingeführt habe, werden in den Vorberichten von C. Firth abgebildet; von den übrigen liegen wenigstens kurze Beschreibungen mit Wiedergabe der Beischriften vor [1]. Der Zusammenhang der Opfertanzreliefs mit dem Sedfest des Königs ist namentlich durch die ausführlichen Darstellungen aus dem Sonnenheiligtum des Neuserrê erwiesen [2]. Es liegt deshalb nahe, auch für die übrigen Bilder der Zoserserie an den gleichen Rahmen zu denken, mindestens an denselben Kreis königlicher Feste, die in einer Art Neuinthronisation des Königs unter Beisein der führenden Landesgötter als Festgäste gipfeln.

Ein innerer Zusammenhang der beiden Reliefserien von je drei Stück in den Zoser-Bauten ist umso wahrscheinlicher, als je ein Bild des gleichen Typus, ein oberägyptischer Opfertanz beim Sedfest (*c* und *d* bei Firth), in beiden Serien erscheint, während die übrigen zwei Platten verschiedene Darstellungen zeigen.

Wir wissen aus den Sedfestreliefs des genannten Sonnenheiligtums, daß mit den sog. Thronszenen, bei denen der König allerhand Abordnungen zur Huldigung vor dem Thron empfängt, Ka-

1) Annal. du Serv. 27 S. 108 f. (Taf. III); 28 S. 81 (Taf. II).

2) v. Bissing-Kees Re-Heiligtum Nr. 33/34 vgl. Kees Opfertanz Abbild. 11.

pellenbesuche abwechseln, bei denen der König die Dankesopfer weiht.

Der Hof, wo diese Festkapellen aufgebaut sind, scheint in alter Zeit als „Hof der Großen“ (*wsḫ.t wrw*) bezeichnet zu werden.

Im Höhepunkt des Festes, der Schlußprozession des Königs in der Sänfte, gilt der Besuch den Heiligtümern des „Horus von Edfu“ (*Bḥd.t*) und des „Seth von Ombos“ als führenden Göttern der oberägyptischen Landeshälfte; entsprechend bei der unterägyptischen Prozession der Kapelle des „Horus von Libyen“ (*Ṯḥnw*) als Vertreters von Unterägypten[1]).

Auch die altüberlieferten Namen der beiden Reichsheiligtümer *pr-wr* und *pr-nw* werden in diesem Zusammenhang, vor allem auf den jüngeren Paralleldarstellungen genannt.

Ganz Entsprechendes sehen wir nun auf den Zoser-Reliefs: in drei von den sechs Reliefs (a, b, f bei Firth) handelt es sich ganz klar um Kapellenbesuche, zwei für die oberägyptische, einer für die unterägyptische Landeshälfte. Die Zuteilung bezeichnet unmißverständlich sowohl die Krone, die der König trägt, als der Typ der Kapelle des betr. Gottes nach dem Vorbild des oberägyptischen Reichsheiligtums oder des unterägyptischen.

Der Besuch im oberägyptischen Reichsheiligtum selbst (a) ist mit der Erklärung

„Stehen (im) *pr-wr*“

versehen; die unterägyptische Entsprechung „Stehen (im) *pr-nw*“ ist nicht vorhanden; überhaupt ist von allen sechs Reliefs nur das eine (b) mit einem Kapellenbesuch unterägyptisch. Dies stellt nach der Beischrift „Stehen (im) Heiligtum des (Falkengottes) von *Ḫmj* (Letopolis)“ aus der memphitischen Nachbarschaft dar[2]).

Dazu tritt uns in der anderen Serie (f) als bekannter Vorwurf die oberägyptische Darstellung des „Stehen (im) Heiligtum des Horus von *Bḥd.t* = Edfu“ entgegen. Sie bestätigt in willkommener Weise den von mir aus den Reliefs des Sonnenheiligtums der 5. Dyn. gezogenen Schluß, daß der „Horus

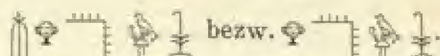
1) Re-Heiligtum III S. 11.

2) Vgl. dazu die Wichtigkeit, die auf Grund der heliopol.-memphit. Nachbarschaft Letopolis bei dem Krönungsfestspiel Sethe Dramat. Texte II S. 137. 250 f. hat. Das gleiche Bild zeigen die Pyramidentexte.

von *Bḥd.t*" der oberägyptische Gott von Edfu ist, und nicht ein unterägyptischer Nationalgott aus Damanhur im Delta[1]); und dies bedeutend ältere Zeugnis aus der 3. Dyn. wird nun hoffentlich auch bisherigen Zweiflern die gewünschte Gewißheit geben.

Das in diesen drei Beispielen für den zeremoniellen Besuch gebrauchte Wort „Stehen" (*'ḥ'*) ist uns als terminus des Königsbesuches, vor allem in Verbindung mit Weiheakten am Tempel, seit ältester Zeit gut bekannt: es erscheint mehrfach auf dem Palermostein[2]), z. B. beim Harsaphestempel von Herakleopolis, und Sethe hat in seinen „Beiträgen zur ältesten Geschichte Ägyptens" (S. 62) gezeigt, daß es bereits auf Jahrestafeln der Thinitenzeit vorkommt z. B. „Stehen (im) Neithtempel"[3]). Sicherlich ist dieses zeremonielle „Auftreten" des Königs beim Ortsgott in Verbindung zu setzen mit dem „auf dem Land Stehen" des Königs beim Regierungsantritt; es wird bei großen Götterfesten, die in Ägypten zugleich Feste des Gottkönigtums sind, symbolisch wiederholt. Charakteristisch dafür sind die Worte, die Sethe bei Erklärung einer ähnlichen Stelle des „Denkmals memphitischer Theologie" aus den Texten des Sokerfestes zitiert[4]): „Stehe auf (als König), Horus, und erbe diese deine beiden Erbteile, Herr der 4 (sic?) Erbteile allein". Dieser Text weist zugleich mit seiner Anspielung auf den König (Horus) als Erbe auf den inneren Zusammenhang mit dem „Opfertanz" beim Sedfest: Bei diesem trägt ja, wie bekannt, der König außer der sog. Geißel das Testament, das ihn zum Landesherrn macht, in der Hand[5]).

Die Beischriften, die wir auf den Zoser-Reliefs zum Opfertanz c, d) lesen, sind neu, dafür fehlt die später übliche Bezugnahme auf die viermalige „Weihung des Feldes" ( ); sie lauten hier



Bis auf das mir völlig unerklärliche Tätigkeitsverbum (?) , das auf dem einen Exemplar (d) als entbehrlich fehlt, ließe sich die

1) Re-Heiligtum III S. 13 f. Vgl. Kees Horus u. Seth I S. 20 f. u. a.

2) ed. Schäfer V, Z. 2 Nr. 1; Z. 3 Nr. 9.

3) Petrie Royal tombs II Taf. 10, 2.

4) Dramat. Texte I S. 30 nach Champollion Mon. 214bis (Med. Habu); vgl. auch das von Sethe a. a. O. II S. 133 besprochene „Erscheinen" und „Stehen auf dem Rücken des Gebirges" des Königs an der Grenze bei Assuan Urk. I 110/111 (6. Dyn.).

5) Kees Ä. Z. 52 S. 68; Re-Heiligtum III S. 7.

Beischrift gut auf bestimmte Phasen des Umlaufes beziehen „das Gesicht (zum) westlichen und südlichen Tor (*sbḫ.t*)“ [1]). Auf der hier fehlenden unterägyptischen Ergänzung würden wir dann „das Gesicht (zum) östlichen und nördlichen Tor“ erwarten dürfen [2]). Solche Richtungsangaben sind in den Regievermerken der Festdarstellungen durchaus üblich. —

Nach dieser kurzen Übersicht verbleibt noch die Darstellung eines dritten oberägyptischen Opfertanzes (e), die Firth im letzten Vorbericht (1928) als „völlig unerklärlich“ bezeichnet. Glücklicherweise gibt er aber eine einigermaßen genügende Tafelabbildung bei, die es uns erlaubt, Darstellung und Beischrift soweit zu erklären, wie es überhaupt bei unseren bescheidenen Kenntnissen uralter Rituale und mythologischer Vorstellungen möglich ist.

Wir müssen uns freilich zunächst erinnern, daß es eine höchst interessante Reihe archaistischer Reliefs aus den Petrie'schen Grabungen in Memphis gibt, die wie so viele ihrer Zeit wertvollste alte Tradition wieder aufnehmen [3]). Daß sie unmittelbar zu den 6 Zoser-Reliefs zu stellen sind, zeigt gleich äußerlich der Umstand, daß eines der besterhaltenen Stücke einen Besuch des unterägyptischen Reichsheiligtums von Buto beim Reihergott von *Ḏb'w.t* darstellt. Der Vorgang wird dabei in einer leider teilweise zerstörten Beischrift als „Stehen“ (Auftreten) [Hieroglyphe] bezeichnet. Dazu kommt, daß zu einem andern Stück, ebenfalls einem unterägyptischen Lokalritus, bei dem ein weißes Nilpferd eine Rolle spielt, die Parallelen wiederum unter den Sedfestreliefs des Sonnenheiligtums der 5. Dyn. und auch noch den Thutmosis III. in Karnak nachzuweisen sind [4]). Ein drittes Stück, mit einem oberägyptischen „Hebsedlauf“ habe ich als eines der wegen seiner Beischriften wichtigsten Beispiele zur Erklärung dieses Ritus beim Sedfest bereits in meinem „Opfertanz“ ausführlich besprochen [5]); und dasselbe Stück ist es auch, das uns bei der Erklärung des Zoser-Reliefs weiterhilft.

---

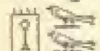
1) Für [Hieroglyphe] *sbḫ.t* vgl. Gardiner Grammar S. 482, O 14 und Rec. de trav. 37 S. 71.

2) Ähnliche Angaben vgl. Re-Heiligtum III S. 13. 36; und das „Auftreten (bezw. Hintreten) zum nördlichen Halbrund (des Hofes)“ beim Opfertanz Thutmosis III. Ä. Z. 52 Taf. 7.

3) Petrie Palace of Apries (Memphis II) Taf. 2—9.

4) Re-Heiligtum III S. 30 f.

5) Opfertanz S. 178 ff. zu Abbild. 14.

Vor allem enthält es die gleiche Beischrift, dem nahenden König zugekehrt, also den Ort bezeichnend, dem er zueilt:  „die weiße Kapelle der Großen". Nun sehen wir im neuen Zoser-Relief dazu ein wichtiges Beistück, einen hockenden Pavian mit Priesterbinde, auf einem seltsamen Untersatz über 5 ‚Stützen' | thronend, eine Schale auf einem kleinen Opferständer vor sich, über die er die Hände hält (Abbild. 1). Dieselbe Darstellung ist gewiß in dem zerstörten Raum unter der Beischrift auf dem archaistischen Relief aus Memphis zu ergänzen.



Abbild. 1.

Als Zusätze gibt letzteres dafür neben der begrüßenden *Mr.t*, die auf dem Zoser-Relief noch fehlt, als Beifigur Thot „Herrn von Schmûn" ibisköpfig, der den nahenden König mit einer „Rede" empfängt [1]). Schon das legt nahe, daß auch der Pavian des Zoser-Reliefs das Tier des Thot bezeichne und zugleich den Herrn der „weißen Kapelle (*ḥd*) der Großen" darstellen soll, die der König besucht. In der Tat lassen sich nun Parallelen beibringen, die sowohl die Verbindung des heiligen Affen mit Thot, als die Zugehörigkeit des *Ḥd-wrw* zu ihm sicherstellt.

Ein bis in alle Einzelheiten, z. B. die Fünfzahl der „Stützen" des Unterbaues, auf dem der Affe sitzt, übereinstimmendes Bild (Abbild. 2) erscheint auf einem anderen archaistischen Monument, einem Naos, den Apries dem Thot von Daklîje im Nordostdelta weihte, unter verschiedenen ‚Formen' des Gottes [2]); und zwar wird die ganze Gruppe ausdrücklich bezeichnet als 𓌉 *Ḥd-wr*.



Abbild. 2.

Der gleiche Name *Ḥd-wr* (hieroglyphs) begegnet noch einmal im Edfutempel als Beischrift eines hockenden Affen im Gefolge des Horus von Edfu [3]).

Besonders interessant wird das Ganze dadurch, daß zweifellos auf einer Jahrestafel des Semempses (1. Dyn.) aus den Königsgräbern in Abydos nach dem „Horusgeleit" (*šmś-Ḥr*) eine archaische Zeichnung derselben Affengruppe mit der unverkenn-

1) Ebenso auf einem Bruchstück aus dem Totentempel des Sahurê ed. Borchardt II Bl. 25 und dem Opfertanzrelief Thutmosis III. in Karnak Ä. Z. 52 Taf. 7.

2) Kairo 70008, Roeder Naos Taf. 9 und S. 35 § 173 e.

3) Rochemonteix Edfou I Taf. 36 b; Text S. 533 Z. 13.

baren Überschrift [hieroglyphs] folgt [1]), ebenfalls versehen mit dem Schiffsdeterminativ (Abb. 3). Sie verewigt also sicherlich ein großes Fest, dasselbe, das die vorher besprochenen Reliefs darstellen. Der alten Beischrift *Ḥd-wrw* entspricht also die andere *Ḥd-wr*, die den Namen wohl auffaßt, als hieße der Pavian „der große Weiße" oder die große [hieroglyph]-Keule [2]), eine Übersetzung, die aber durch den Gebrauch des Plurals *wrw* gerade in den beiden ältesten Zeugnissen ausgeschlossen wird. — Schon als ich mich in meinem „Opfertanz" mit noch unzureichendem Material um die Aufklärung des merkwürdigen Zusatzes [hieroglyphs] bemühte, konnte ich auf eine Anzahl Stellen aus den Pyramidentexten hinweisen, aus denen sich unbedingt die gleiche, zunächst widerspruchsvoll erscheinende Übereinstimmung von Ortsbezeichnung (Kapelle) und Gottesnamen ergibt. Diese Auffassung verrät sich aus der Schreibung des N-Textes Pyr. 949 b:



Abbildung 3.

„Nicht wird N. durch den *Ḥd-wrw* abgewehrt von der *msḳ.t*-Gegend des Himmels (*šḥdw*)". Dabei wird *Ḥd-wrw* mit dem Gottesdeterminativ [hieroglyph], also wie eine Personifikation, versehen. Dazu kommt eine andere Stelle, auf die nach unserer jetzigen Kenntnis der *Ḥd-wr* genannten Bildgruppe des Thotpavians neues Licht fällt [4]): „Lebe, so daß du lebst, (mein) Vater, in diesem deinem Namen bei den Göttern: du bist erschienen als „Scheider" (*wpj.w* [5]), eine Seele an der Spitze der Götter, eine Macht da an der Spitze der Verklärten. [hieroglyphs] (Var. N. [hieroglyphs]) ist er (mein) Vater an eurer Spitze, ihr Verklärten; eine große Macht (*šḫm-wr*) [6]) ist er (mein) Vater an eurer Spitze, ihr Verklärten; Thot ist er (mein) Vater bei euch, ihr Götter". *Ḥd-wr* ist hier deutlich, ebenso wie die „große Macht" und der „Scheider"

1) Petrie Royal tombs I Taf. 12, 1 = 17, 26.

2) S. dazu unten Anm. 6.

3) Opfertanz S. 179 f.

4) Pyr. 1724/25 (M. N.).

5) Thot als *wpjw* auch Pyr. 126 a.

6) Ursprünglich wohl „das große *šḫm*-Szepter" vgl. Thot als solches in Abydos Capart Temple de Séti Ier Taf. 29. Auf die Möglichkeit, daß *ḥd-wr* hier ursprünglich auch als „große Keule" verstanden war, habe ich schon Opfertanz S. 256 Anm. 86 hingewiesen.

d. h. Richter Thot, wir können zusetzen als Pavian in der besonderen uns bekannten Form, mag auch ursprünglich die Paviangottheit *Ḥḏ-wr* vom Thot ganz verschieden gewesen sein. Ihre vollzogene Verbindung gehört jedenfalls bereits der ältesten Periode des Synkretismus, die im A.R. abgeschlossen vorliegt, an.

Die Verbindung einer heiligen Behausung mit einem göttlichen Insassen in Form direkter Gleichsetzung liegt dem ägyptischen Empfinden näher als uns. Wir können sie besser verstehen, wenn wir nachprüfen, was z. B. die ägyptischen Rituale und Festspiele alles in den Begriff der „weißen Kapelle“ hineinlegten, trotzdem sie uns daneben seit dem A.R. in Titeln bevorzugt als Thronsaal des Geb entgegentritt[1]).

Die neuen, an theologischen Deuteleien überreichen Mysterientexte, die Sethe in seinen Dramatischen Texten kürzlich so eingehend erklärt hat, zeigen, daß man sich nicht scheut, für besondere Fälle die weiße Kapelle als Verkörperung eines Gottes des Osiriskreises (Seth, der bleich wird aus Furcht u. ä.) zu behandeln, in ähnlichem Sinne, wie ihn auch der Pyramidentext voraussetzt[2]): „Horus hat dir die Götter gegeben, er hat sie zu dir gebracht als Binsen[3]), daß sie dein Gesicht erhellen (*sḥḏ*) als „weiße Kapellen“.

Und eine weitere Stelle (Pyr. 185a) erwähnt eine „weiße Kapelle“ aus Koniferenholz als Behausung des Osiris.

Sethe weist zutreffend darauf hin, daß zu der Gleichung mit Seth im Grunde die Voraussetzung führt, daß Weiß die alte Nationalfarbe Oberägyptens ist[4]).

Diese Tatsache enthält auch den Schlüsselpunkt, wo sich Seth und der mit Thot gleichgesetzte Paviangott als Verkörperer und Inhaber der „weißen Kapelle“ begegnen: auch unsere Reliefs mit dem Opfertanz zur „weißen Kapelle der Großen“ sind ausnahmslos oberägyptisch. Vielleicht hat gerade die Zurechnung zum oberägyptischen Götterkreis aus dem „Horusgefolge“ gelegentlich im Osirisritual, so paradox es zunächst erscheinen mag und so gegensätzlich zur üblichen Fassung der Mythen, auch den Thot wie Seth zum Feind des Osiris gemacht[5]). Da stecken also

1) Kees Opfertanz S. 181.

2) Pyr. 1659a vgl. dazu Opfertanz S. 180; Sethe Dramat. Texte II S. 142.

3) Die Kapellen sind also ganz altertümlich noch als Rohrhütten vorausgesetzt.

4) Nebenbei sieht man daran, daß die Zueignung der weißen Kapelle an Geb eine sekundäre Verschiebung heliopolitanischer Tendenz darstellen muß, gewiß aber kein vorgeschichtliches Rudiment!

5) Pyr. 163d. 175a und Sethe Dramat. Texte II S. 111 (Schlachtritual).

Spuren ältester Tradition dahinter, die Thot als Herrn des oberägyptischen Götterkreises erscheinen lassen wollte, wie Seth von Ombos oder Upuaut von Siût, mit dessen „Fest“ das archaistische Relief aus Memphis gleichzeitig den Opfertanz zur „weißen Kapelle der Großen“ unter seiner Führung verbindet.

Das Zurückführen des Pavianbildes bis in die Zeit des Semempses (1. Dyn.) in oberägyptischen Zusammenhängen klärt jedenfalls zusammen mit der bereits den Pyramidentexten geläufigen Gleichsetzung mit Thot die Beurteilung der alten Affenbilder, von denen, wie bekannt, eines den Namen des Narmer trägt[1]).

So weit können wir mit einiger Sicherheit gehen; andere Einzelheiten bleiben uns noch verborgen, wir wissen ja leider sehr wenig aus dem Kreis des Thot und seinem vornehmsten Sitz in Oberägypten, Hermopolis. Was bedeuten z. B. „die Großen“ und was die merkwürdige Ausgestaltung des Affenbildes auf dem Zoser-Relief?

Ich möchte dabei einen Hinweis nicht unterdrücken, so problematisch er vorläufig bleiben muß: Die zweimal wiederkehrende Fünfzahl der Stützen 𓊽 kann nicht zufällig sein (Abbild. 1. 2). Leider ist der vordere Teil des Affenbildes auf der Tafel des Semempses beschädigt; aber die Spuren vor ihm (Abbild. 3) sehen beinahe wie das Zahlzeichen III II aus!

Darf man daran erinnern, daß auch in Verbindung mit Thot von Hermopolis die selten benutzte Fünfzahl in dem Titel „Größter der Fünf“ vorkommt, den sein erster Prophet führt?[2]). Verbirgt sich darunter ein alter Götterkreis einer Fünfheit von „Großen“, die Thot beherrscht und als „weiße Kapelle“ umfaßt, während sie als Insassen derselben seinen Sitz stützen, wie es die fünf 𓊽𓊽𓊽𓊽𓊽 in den Vignetten versinnbildlichen?[3]). Vielleicht kommen wir auch einmal dahin, diese Fragen genauer zu beantworten.

---

1) Vgl. Bénédite Scribe et babouin (Mon. Piot XIX 1911) und v. Bissing Ä. Z. 57 S. 82 Anm. 2: „Weder die archaischen Affenbilder, die in Abydos, Hierakonpolis, am Sinai zutage gekommen sind, noch das Bild des sitzenden affenköpfigen Gottes bei Petrie Royal tombs I Taf. XVII, 26 geben irgend Anlaß, an Thot zu denken“.

2) Boylan Thoth S. 148. 151. Zur Seltenheit der Fünfzahl Sethe Von Zahlen und Zahlworten S. 38.

3) Vgl. 𓊽𓊽𓊽𓊽 *ifd.t* „die Vierheit“ der Himmelsstützen Sethe a. a. O. S. 43.

Die litauische Gemeinsprache als Problem der allgemeinen Sprachwissenschaft.

Von

Eduard Hermann.

Vorgelegt in der Sitzung am 22. Februar 1929.

Die folgenden Seiten hätte ich nicht schreiben können, ohne daß mir vielfach von Litauern bereitwilligst Auskunft erteilt worden wäre. Ich habe die Herren an den betr. Stellen genannt. Außerdem hat mir Herr Professor Gerullis über die Mundart mehrerer Aušraleute Mitteilungen gemacht. Die Herren Bukota, Salys und Dr. Skardžius haben mir eine Stelle aus der Aušra in die moderne Sprache umgesetzt; auch hat mir letzterer über einige der Modernisierungen Aufschluß gegeben. Herr Universitätsdozent Kanon. Tumas in Kaunas hat mir brieflich Auskunft gegeben und mir einige schwer zugängliche Aufsätze vermittelt. Von Herrn Prof. A. Kurschat in Tilsit bekam ich auf lange Zeit die Bände der Aušra geliehen. Vor allen aber hat mir Herr Prof. Gerullis in liberalster Weise den Nachlaß H. Webers und die Schätze des Baltischen Instituts in Leipzig zugänglich gemacht. All diesen Herren spreche ich auch hier noch einmal öffentlich meinen herzlichsten Dank aus [1].

1. Als ich mir im Jahre 1925 in den gastfreien Häusern der Herren Pfarrer Valaitis in Prienai und Česna in Sasnava bei Marijampolė und darauf im Verkehr mit Suvalkijoten in dem Seebad Polangen einige Übung im Gebrauch der heutigen litauischen Umgangssprache angeeignet hatte, trat ich eine Rundreise durch Litauen und das Memelgebiet an, um auch einen Eindruck von den

1) Um die Drucklegung zu erleichtern, habe ich die Orthographie hier und da vereinfacht, z. B. in einem Zitat aus Jaunius, ferner regelmäßig in den Briefen Baranowskis, wo ich stets Akzente und Quantitätszeichen weggelassen habe. Die verschiedenen Gestalten des ž, das bald mit Punkt bald mit Strich in den älteren Schriften geschrieben wird, habe ich durchweg mit dem modernen Dach versehen.

vielgestaltigen Mundarten zu erhalten. Kurz vorher hatte ich zufällig in Tumas' Vorlesung über Baranowski (Antanas Baranauskas, Kaunas 1924) S. 110 jene Worte wiedergelesen, die Baranowski 14./26. Januar 1876 an Weber schrieb und die sich mir schon aus Webers Ostlitauischen Texten S. XIV deutlich eingeprägt hatten: daß die von dem großen litauischen Sprachforscher geschaffene Normalsprache gar nicht als Umgangssprache gedacht sei, sondern daß jeder Pfarrer die Mundart seiner Diözese sprechen sollte. Daher hatte ich die Vorstellung, eine allgemeine Umgangssprache sei kaum vorhanden und außerhalb der Suvalkija müßten mir die Mundarten in solcher Schärfe begegnen, daß ich mit meinen Kenntnissen in der Sprache der Suvalkija zunächst kaum etwas verstehen würde. Mein Erstaunen war daher nicht gering, als ich allenthalben ungefähr dieselbe Sprache vernahm wie bisher, nur mit den verschiedensten mundartlichen Anklängen versehen. Aber die Mundart selber trat mir, wenn ich sie nicht von den Sprechenden ausdrücklich forderte, abgesehen von besondern Fällen, nicht rein entgegen. Ich hörte wohl Mundart, wenn ich auf den Nebenstrecken der Eisenbahn nach Biržai oder Anykščiai usw. von Landvolk umgeben war oder irgendwo über den Marktplatz ging. Aber wenn die Leute mit mir sprachen, wandten sie eine Sprache an, die von der in Marijampolė oder Naumiestis bei Schirwindt bloß durch geringe mundartliche Färbung geschieden war. Nur in der Kirche von Anykščiai verfiel der alte Kirchendiener sofort in unverfälschte Mundart, als er mir in großer Erregung erzählte, daß die Deutschen während des Krieges die hohen Türme der neugebauten Kirche mit Dynamit gesprengt hätten. Abgesehen von besonderen Fällen hatte ich also kaum Gelegenheit, die Mundart zu vernehmen; ja ich stieß auf Schwierigkeiten bei dem Versuch, mir einen Text, den ich mir auf Grund von Jablonskis' Vargo Mokyklai I N 2, 1 zurechtgestutzt hatte, in die Mundart übertragen zu lassen. Da sich der Versuch, durch mehrfaches Vorlesen des Ganzen und dann der einzelnen Sätze der Versuchsperson den Text zu geben, als unpraktisch erwies — meine Sätze wurden durch Erweiterungen und Verkürzungen usw. ganz entstellt — mußte ich zumeist auf die Alten, welche ihre Mundart sicher beherrschen, aber nicht lesen können, verzichten und mußte mich an Leute halten, die imstande waren, Geschriebenes zu lesen. Dabei machte ich immer wieder dieselbe Erfahrung, daß die Kunst des Lesens die Leute in der Beherrschung der Mundart mehr oder weniger unsicher macht. Oft war es sogar gleichgiltig, ob ich ältere oder jüngere Leute auswählte, ob sie in ihrer Heimat waren oder in der Fremde, wie

die Seminaristen in Kėdainiai oder die Schüler des Marianergymnasiums in Marijampolė, die mir von den beiden Direktoren als besonders geeignet für meine Zwecke ausgewählt wurden. Als ich dann im Jahre 1926 die Litauer in Preußen und Litauen bis hinauf nach Dünaburg hin besuchte und mich dieses Mal mit einem in 100 Exemplaren gedruckten Märchen bewaffnete, um die Sprache auch solcher Leute flüchtig auffassen zu können, die wenigstens Gedrucktes lesen können, war das Ergebnis dasselbe. Die Formen der Schriftsprache sind heutzutage denen, die des Lesens kundig sind, so geläufig, daß sie der Besinnung bedürfen, um sicher zu finden, wie die Formen der Mundart lauten, ja daß sie nicht selten diese Formen nur mit Mühe oder überhaupt nicht finden können.

Das, was mich so sehr überraschte, war die Tatsache, daß sich in dem kurzen Zeitraum von Baranowski bis jetzt eine Gemeinsprache durchgesetzt hat, die in gewissem Maße den Mundarten bereits gefährlich wird. Man kann den Geburtstag dieser Gemeinsprache genau angeben: sie fußt auf der heutigen Schriftsprache, die im Jahre 1883 mit dem Erscheinen der Aušra anhebt.

Damit haben wir einen für die Forschung äußerst günstigen Fall der Sprachentwicklung. Wir kennen den Anfang. Ein Teil der Aušraleute lebt noch heute. Daher haben wir die Möglichkeit, eine sich entfaltende Schrift- und Gemeinsprache zu verfolgen, also das, was Jespersen Mankind, nation and individual from a linguistic point of view 38—83 theoretisch auseinandersetzt, an einem konkreten Fall in den Einzelheiten vorzuführen, zu ergänzen und zu vertiefen. Damit gewinnt die litauische Gemeinsprache eine ungeheure Bedeutung für die allgemeine Sprachwissenschaft. Die hier erzielten grundsätzlichen Erkenntnisse müssen sich auswerten lassen für die Erforschung der Schrift- und Gemeinsprachen der andern Völker. So werden Ergebnisse am Litauischen von großem Wert sein können für das Griechische, Lateinische, Deutsche und alle älteren Kultursprachen. Wie es im einzelnen bei Ausdehnung einer Gemeinsprache zugeht, wissen wir ja noch nicht, vgl. Meillet Histoire de la langue latine 230.

Das Litauische ist allerdings keineswegs die einzige Sprache, die in Schrift und Rede in unseren Tagen den stärksten Wandlungen ausgesetzt war und ist. Da ist z. B. das Irische zu nennen, das bereits im Aussterben begriffen schien, gleich dem Litauischen der siebziger Jahre, und nun die Schulsprache in Irland ist. Ähnlich schien das Kymrische, wie Zimmer Preuß. Jahrb. XCII 444 fg. ausführt, am Anfang des 18. Jahrhunderts im Englischen aufzu-

gehen, ist aber seitdem zu neuem Leben erwacht und hat begonnen, anglisierte Gebiete zurückzuerobern. Ein prächtiges Material für den Sprachforscher bieten die im Entstehen begriffenen Schriftsprachen der kleinen Sowjetstaaten. Der merkwürdigste Fall von allen ist das Hebräische, das, aus einer bereits toten Sprache wiederauferweckt, die Sprache der Zionisten wird. Es ließen sich noch andere Sprachen hier nennen: z. B. alle Sprachen, deren Völker im 19. und 20. Jahrhundert ihr nationales Leben wiedergefunden haben, wie die Letten, Serben usw. Sie alle können in den verschiedensten Weisen den Werdegang einer Schriftsprache und weiter einer gesprochenen Gemeinsprache grundsätzlich beleuchten. Aber bei keiner anderen Sprache hat eine Untersuchung so großen Wert wie bei dem Litauischen: denn nirgends sonst liegen die Verhältnisse m. W. so günstig wie hier, wo die Schriftsprache bereits Jahrzehnte alt ist, so daß schon die Dialekte bedroht werden, und wo doch die Anfänge so deutlich vor unsern Augen liegen oder mit Leichtigkeit erforscht werden können. Eins ist dabei allerdings nötig: die noch lebenden Zeugen bei Zeiten zu vernehmen. Dies zu veranlassen ist ein Hauptzweck meiner Zeilen.

Eine Gemeinsprache, wie ich kurzhin eine gesprochene gemeinsame Verkehrssprache nennen will, pflegt in stärkerem oder schwächerem Maße in Abhängigkeit von einer Schriftsprache zu stehen. Eine notwendige Voraussetzung für eine Gemeinsprache ist aber das Vorhandensein einer Schriftsprache nicht, vgl. die Auseinandersetzungen bei Jespersen, Mankind, nation and individual, S. 51 fg. Mahlow sagt in seinem kampferfüllten Buch Neue Wege durch die griechische Sprache und Dichtung S. 42, daß auch beim kleinsten Volksstamm eine Hochsprache vorhanden sei, die von den freien Mannen gesprochen werde im Gegensatz zur Sprache der Frauen, der Knechte und Sklaven. Das mag, wenn auch nicht für alle, doch für viele Fälle zutreffen. Es hat jedoch mit dem eben geäußerten Gedanken nicht notwendigerweise etwas zu tun. Gerade bei den Griechen aber sehen wir, wie sich auch ohne Schriftsprache eine Gemeinsprache bilden kann. Die Sprache des Epos ist in gewissem Sinn eine Gemeinsprache gewesen. Entstanden an der Grenze zwischen Äolisch und Jonisch, zusammengesetzt aus äolischen und jonischen Bestandteilen, war sie nicht nur den äolisch-jonischen Grenzbewohnern verständlich, sondern von Anfang an allen Äoliern und Joniern und später darüber hinaus allen Griechen, ehe und ohne daß sie diese Sprache als Schriftsprache anwandten. Die epische Gemeinsprache hat bei den Griechen frühzeitig das Gefühl erweckt, daß die gehobene Sprache der Dichter

nicht an die beschränkte Mundart gebunden sei. Man denke auch an das, was Thurneysen, Die Kelten in ihrer Sprache und Literatur, S. 15 über die irischen *fili* sagt.

Die litauische Gemeinsprache steht dagegen in einem engen Verhältnis zur Schriftsprache. Darum verlangt auch die Erforschung dieser Gemeinsprache zugleich eine Untersuchung der litauischen Schriftsprache. Es gilt weiter, ihre Wechselbeziehungen klarzulegen und die Bedingungen aufzudecken, unter denen sich die litauische Gemeinsprache bald in direkter, bald in indirekter Abhängigkeit von der Schriftsprache, bald auch ohne Rücksicht auf sie entwickelt hat und weiter entwickelt. Ich betone dabei, daß mein Aufsatz nicht mehr leisten kann und soll als einige Richtlinien festzulegen.

Darüber, wie stark alles Geschriebene den Charakter einer Schriftsprache trägt, d. h. einer Sprache, die über die engste Mundart hinausgeht, geben wir uns nicht selten Täuschungen hin. In ganz besonderm Maß ist von dieser Täuschung z. B. die Forschung der altgriechischen Mundarten beherrscht. Wir leben immer wieder in der unberechtigten Vorstellung, daß die Inschriften die gesprochene Mundart wiedergeben; das tun wir mehr oder weniger immer auch dann noch, wenn wir bereits mit viel kritischerer Einstellung an sie herantreten, als es Thumb und seine Schüler oder van der Velde, Thessalische Dialektgeographie, getan haben. Es ist eben fast zu schwierig, sich ganz in die Vorstellung hineinzudenken, daß Geschriebenes bis zu einem gewissen Grad immer Schriftsprache ist, es müßte denn sprachwissenschaftliche phonetische mundartliche Aufzeichnung sein. Auch für die folgenden Auseinandersetzungen scheint mir das von Bedeutung zu sein.

Das Schreiben hat im allgemeinen überhaupt nicht den Zweck, nur den unmittelbaren Sprachgenossen eine Mitteilung usw. zu machen. Der Interessenkreis für Geschriebenes geht auch in sehr einfachen Verhältnissen leicht und oft über die engste Mundart hinaus. Wird außerdem derjenige, der als erster unter seinen Mundartgenossen schreibt, die Mundart halbwegs richtig zu schreiben vermögen? Wird er nicht vielerlei von seinem Lehrmeister übernehmen? Wie schwer es ist, sich vom Vorbild unabhängig zu machen, sieht man z. B. daran, daß die Babylonier die Sigel der Sumerer beibehielten und daß die sog. Hethiter dieselben Sigel ihrerseits auch übernahmen. Oder man bedenke, wie die Geschichte der russischen Schreibsprache mit Kirchenslavischem durchsetzt ist.

Der Anfang der Schreibkunst wird die Mundart des ersten Schreibers sicher immer nur höchst unvollkommen wiedergeben.

Und der Zweite und Dritte usw. lehnen sich an ihren Vorgänger an, sie machen es möglichst wie er; denn es besser zu machen ist viel schwerer. Und nun denke man daran, daß Geschriebenes auch in den Anfängen der Schreibkunst keineswegs nur an die Mundartgenossen des Schreibers gerichtet sein muß! Das Schreiben ist also vielfach schon der Anfang übermundartlicher Schriftsprache. Darauf läuft es auch hinaus, wenn ein Angehöriger einer Nachbarmundart die neue Schreibkunst aufnimmt: er lernt eine Zahl von Wörtern zu schreiben, natürlich so, wie sein Lehrmeister aus der ersten Mundart. Gewiß, alle Wörter hat der Lernende nicht bei seinem Lehrer geschrieben, er wird die Mundarten auf diese Weise beim Schreiben vermischen usw. Mahlow sagt Neue Wege durch die griech. Sprache und Dichtung S. 212: 'Schreiben ist eine Kunst, die gelehrt werden muß; ein jeder Schreiblehrer braucht ein festes System, das er lehrt, nicht nur die Schriftzüge, sondern auch für die Wörter, die er schreiben läßt; das System schafft er entweder selbst oder, da das selten einer kann, er übernimmt es von anderen, die mehr verstehen'. S. 361: 'So wenig wie heutzutage schrieb irgend jemand im alten Griechenland auf Grund eigener Lautbeobachtungen'. Ganz richtig bemerkt er S. 370 über diese Verhältnisse im alten Griechenland: 'Welche der zahllosen kleinen Gemeinden waren denn in der Lage, Lehrer aus der Zahl ihrer Bürger oder Ortsgenossen zu stellen? Man holte sie aus einer sprachverwandten oder politisch nahestehenden Großstadt'. Ähnlich wird es allenthalben zugehen, wo man beginnt, die Sprache zu schreiben. Der Gedanke, daß am Anfang des Schreibens mundartliche Aufzeichnungen in reiner Form liegen müßten, ist geradezu grotesk.

Man muß sich auch klar zu machen suchen, von was für Leuten eine Sprache zuerst aufgeschrieben zu werden pflegt. Doch nicht etwa von einem Einsprachigen. Es wird meist nicht so sein, daß ein Mensch, der nur seine Sprache kennt, aber weiß, daß seine Sprachnachbarn in ihrer Sprache schreiben können, auf den Wunsch verfällt, auch die eigene Sprache mit Zeichen festzuhalten. Es wird doch wohl regelmäßig ein Zweisprachiger, der eine fremde Sprache schreiben konnte, die bis dahin noch nicht geschriebene Sprache zu schreiben begonnen haben. Man sieht also an all diesen Überlegungen, daß der Beginn der Schreibkunst eines Volkes fast den Beginn einer Schriftsprache in gewissem Sinn bedeutet.

2. Bei den Litauern zumal in Preußen ist das sogar sehr deutlich. Das älteste umfänglichere Dokument litauischer Sprache

ist Mosvids Katechismus vom Jahr 1547. Dem Büchlein ist ein Vorwort in Gestalt von Versen vorausgestellt. Die Überschrift der Verse heißt: 'Des Büchleins eigene Worte an die Litauer und die Žemaiten' [1]. Ziemlich am Schluß der Verse (in der Ausgabe von Gerullis S. 11 unten) stehen die Worte: 'Lest [den Katechismus] und gebt [ihn] in die Hände jedes Kindes, des žemaitischen wie des litauischen' [2]. Der Katechismus war also für Hoch- und Niederlitauer bestimmt, die sich in ihrer Mundart heutzutage stark unterscheiden und sich zweifellos auch im 16. Jahrhundert stark unterschieden haben. Demnach schaffte der aus Großlitauen stammende Mosvid bewußt ein Buch für die gesamten Litauer. Selbstverständlich schrieb er nicht nur für seine Gemeinde! Er mag aber vielleicht später das Gefühl gehabt haben, daß seine Rechtschreibung diesen Zweck nicht ganz erfüllte. Mindestens hat er sie in den folgenden Jahren zum Teil vielfach abgeändert, vgl. GGN 1923, 106 fg., Litauische Studien 83 fg. Jedenfalls sollte bei einer Erforschung der Sprache und Schreibweise Mosvids der Gesichtspunkt nicht außer acht gelassen werden, inwieweit er eine Sprache schaffen wollte, die sich über die Mundart erhebt. Dazu bedarf es eingehender Untersuchungen, ebenso wie bei der Frage, ob die Forma Chrikstima von Mosvid herstammt oder nicht. Daß die altlitauischen Schriften trotz ihrer vielfach sonderbaren mundartlichen Anklänge auf ein breiteres Publikum berechnet waren, ist mir erst allmählich klar geworden. Vielleicht hat Gaigalat MlIG V 247 recht, wenn er das von der sog. Wolfenbütteler Postille annimmt [4]. Seitdem nach dem Krieg die litauische Philologie er-

---

1) Knigeles paczias byla Lietuuinikump ir Szemaicziump.

2) Skaitikiet ir dokiet ig rąkas kiewaika kaip ßemaiczia taip ir letuwynika.

3) Seitdem Gerullis das Gesangbuch Mosvids aufgefunden hat, glaube ich mit ihm, daß Mosvid ebenso wie manch andrer der altlitauischen Schriftsteller in Großlitauen geboren war. Es hätte für mich kaum mehr der Bestätigung bedurft, die mir Gerullis im April 1925 im Königsberger Archiv durch Vorlegen der Tauta ir Žodis IV 426 fg. und AslPh. XLI 121 fg. abgedruckten Dokumente lieferte. Es ist also nicht richtig, wenn Gerullis Tauta ir Žodis IV 676 sagt: „Specht und Hermann glauben aber an der preußisch-litauischen Abstammung Mosvids festhalten zu müssen". Daß ich dem Großlitauertum Mosvids nicht ablehnend gegenüberstehe, geht indirekt aus meinen Lit. Studien 15 fg., 83 fg. hervor.

4) Meine Argumentation Lit. Konjunktionalsätze 17 für eine ausgestorbene preußisch-litauische Mundart, die ich 1912 zu Beginn meiner litauischen Studien geäußert habe, als ich nur die Proben bei Gaigalat kannte, habe ich längst aufgegeben. Das Praesens bei Gerullis a. a. O.: „E. Hermann freilich vermutet" stimmt also nicht mehr.

standen ist, haben wir ganz andere Mittel in die Hand bekommen, derartigen Dingen nachzugehen. Gerullis' Meinung, daß der Verf. geflissentlich seine ostlitauische Mundart auszuschalten sucht, will ich nicht entgegentreten. Wie es mit der Sprache der Postille in Wirklichkeit steht, läßt sich aber vielleicht später einmal herausbringen. Hier tut vor allem erst einmal eine Ausgabe not.

Wie Mosvid seinen Katechismus für Hochlitauer und Žemaiten geschrieben hat, so ist das auch der Fall mit Waischnors Margarita Theologica von 1600. In der Vorrede (abgedruckt bei Gerullis, Senieji lietuvių skaitymai I 176) schreibt W. 'und ich habe sie auf Litauisch, wie es in hiesiger Gegend gesprochen wird, übersetzt, damit Litauer und Žemaiten … keinen Grund haben zu antworten, daß sie in dem Wort Gottes die richtige Wahrheit nicht hätten erfahren können'[1]. Es war mir nicht möglich, die altlitauischen Schriften von neuem zu prüfen, inwieweit ihre Verfasser darauf eingestellt waren, sie für die Litauer verschiedener Mundarten geeignet zu machen: ich erwähne also nur einiges, was mir gerade von früher her im Gedächtnis geblieben ist.

Die Bemühungen der Älteren haben nicht zum Ziel geführt. Der wirkliche Begründer der Schriftsprache in Kleinlitauen dürfte David Klein sein. Schon GGA 1877, 1454 sagt Bezzenberger: „Kleins Bestreben . . . scheint Anklang gefunden zu haben; denn in den Texten des 18. Jahrhunderts begegnet eine viel größere Regelmäßigkeit als in den erhaltenen des 16. und 17. Jahrhunderts, und wir erkennen in ihren Formen und deren Anwendung vielfach den Einfluß grammatischer Reflexionen".

Klein hat wohl durch seine zwei grammatischen Werke (Grammatica Litvanica 1653 und Compendium Litvanico-Germanicum 1654) den Grund zu einer litauischen Schriftsprache gelegt. Er hat dabei bewußt das Mittellitauische, wie ich lieber für Westlitauisch sage, zur Unterlage genommen, und zwar in denjenigen Dialekteigentümlichkeiten, die er für am geeignetsten hielt. Darüber sagt er in dem Vorwort der Grammatica, S. 15 fg.: Alia enim est Dialectus Curonorum, alia Samogitarum & Memelensium, alia Litvanorum Magni Ducatus; quae tamen postrema iterum variat pro diversitate loci. Illi enim Incolae, qvi in tractu Wilnensi habitant, fere ut Austriaci, Bavari etc. in Germania lingvae duritiem sec-

1) ir tą ant lietuwischku žodczu, kaip schosa schalissa kalbama jra, pergulďczau, ieng Lietuwa bei Zemaiczei . . . neturetu prieszasties atsisakiti, kaip butu tikroses tiesos žodiie Diewa negaleie ischtirti.

tantur . . . Ab illis recedunt alii in tractu Kedaynensi, magis autem in Caunensi. Hi enim ad nostram Dialectum propius accedunt . . . Hanc Caunensium Dialectum seqvimur in Ducatu Prussiae, utpote omnium optimam & commodissimam; Insterburgenses tamen illi, qvi fere in finibus majoris Litvaniae habitant, non nihil declinantes ad ejus partis Litvaniae lingvam qvaedam ab istis mutuati sunt praesertim *o* in Genit. Sing. 1. Declinationis; et in tertia persona Praeteriti 1. Conjugationis, qvemadmodum etiam *žiame, kialas* scribunt. Nos in Grammatica nostra retinemus qvidem illam terminationem Genit. ut & terminationem qvorundam Praeteritorum in *o*, ad differentiam Genitivi in Nominibus, & tertiae personae Praesentis in Verbis; attamen fatemur in nostro districtu ut et Ragnetensi, et partem quoque Insterburgensi terminationem *a* esse communiorem. A dialecto Wilnensium multum, a Caunensium vero nostraque Dialecto parum recedunt Samogitae. Weiter lesen wir bei ihm auf S. 18: Excolamus unam aliqvam Dialectum, quae communissima, omniumque optima esse censetur, qualem modo indigitavimus. De hac tradamus Praecepta et Regulas, ita tamen, ut caeterarum quoque fiat mentio, quo illae ab hac discerni possint.

Klein sucht also eine feste Form zu schaffen. Ich nenne als Beispiel nur seine willkürlichen Angaben über den Lokalis Pluralis, Gramm. S. 16: omnium commodissimum mihi videretur, si Ablativi Masculinorum in *-se* et Faeminorum in *-sa* exirent, ut *gerausûse* Masc., *gerausûsa* Faemin. Idque (1) ob distinctionem Genuum, (2) ob usum linguae: qvum in nostro qvidem Ducatu, dicti Ablativi nunquam per *-se* tantum, sed ut plurimum per *-sa* efferuntur.

Obwohl Klein mit seinen grammatischen Werken den Grundstein zu einer litauischen Schriftsprache in Preußen legte, nahm doch gerade die nächste wichtige Schrift darauf keine oder nicht genügende Rücksicht, das ist Naujasis Testamentas von 1701. Diese Übersetzung hatte der aus Großlitauen stammende Pfarrer Bythner zusammen mit anderen gemacht. Dabei hatte er im Auge, daß sie für die Litauer diesseits und jenseits der preußischen Grenze verständlich sei. Im litauischen Vorwort heißt es darüber: 'Weil die Litauer Großlitauens einige Dinge mit solchen Wörtern bezeichnen, die von den Litauern im Königreich Preußen in dieser Bedeutung nicht gebraucht werden, machen wir einen Unterschied und setzen die Wörter der Litauer im Königreich Preußen in Klammern . . . Ferner können wir sagen, daß in diesem Buch eine einheitliche Sprache für beide Litauer, die im Königreich

Preußen und die in Großlitauen, steht' [1]). Aus dieser Praxis allein schon geht hervor, daß auf die Großlitauer mehr Rücksicht genommen ist als auf die preußischen Litauer. Die Folge war denn auch, daß die Übersetzung in Preußen keinen rechten Anklang fand und daß schon im Jahr 1727 an ihre Stelle eine neue Übersetzung trat, die man nach Quandt, deren Herausgeber, zu benennen pflegt. In Großlitauen dagegen hat sich das neue Testament von 1701 gehalten und ist nach V. Biržiška Knygos No. 7, Sp. 112, 181, XXX in den Jahren 1806 und 1866 noch einmal abgedruckt worden. Es muß untersucht werden, welchen Einfluß die Übersetzung auf die Gestaltung der Schrift- und Gemeinsprache in Großlitauen ausgeübt hat in den lutherischen und reformierten Kreisen.

In Preußen waren von großer Bedeutung neben den Kleinschen und den späteren grammatischen Werken besonders das Kleinsche Gebet- und Gesangbuch und die Quandtsche Bibelübersetzung, die 1735 zum ersten Mal vollständig herauskam. Diese Schriften wurden mehrfach aufgelegt und revidiert und werden noch heute von den Bauern eifrigst gelesen. Ihr Spracheinfluß ist also unbedingt sehr stark. Ebenso der von Ruhigs Anfangsgründen einer Litauischen Grammatick 1747, die nach der Vorrede 'auf dem Hauptdialekt oder auctorisierten reinen Mundart des Insterburgischen und Ragnithschen Sprengels' fußt. Diese Schriftsprache ist auf dem Mittellitauischen Preußens aufgebaut. Sie fand Donalitius bereits vor, als er für seine Freunde seine Gedichte schrieb. Da er in der Nachbarschaft Gumbinnens geboren war und gelebt hat, war es für ihn ohne weiteres das Gegebene, in dieser Sprache zu dichten. Als im 19. Jahrhundert der m. W. auf žemaitischem Gebiet geborene Kelch von 1832 an seine Nusidawimai herauszugeben begann, hat er ebenfalls die preußisch-litauische Schriftsprache angewandt, in der dann alle späteren, nicht nur der Mittellitauer Kurschat, schrieben. Das Žemaitische um Memel herum ist im 19. Jahrhundert nicht mehr für die Schriftsprache verwandt worden. Wenn Jacoby den von Bezzenberger, Die osteurop. Literaturen, S. 367, fast zu sehr gerühmten Brief in Memeler Mundart veröffentlichte (MlIG I 61—80), so ist das nicht eine merkwürdige Ausnahme, sondern eine bewußte Abweichung. J. hat selber seinen Brief überschrieben: Beitrag zur Kunde des litauischen Memeler Dialekts. In seiner

1) O kadangi Lietuwnįkai didžios Lietuwißkos žemės nekurius daiktus tokeis žodžeis ißkalba, kokiů Lietuwninkai Karalißkoje Prussoje tame ißmanimė newartoja, tada todeley skiru padarem, ir žodžus Lietuwnįků Karalißkoje Prussoje irakinom ßitokiomis žijmemis ( ) . . . Prieg tam galime sakijti, jog esti ßiose knijgose wienoki kalba abieju Lietuwnįků Karalißkoje Prussoje ir didžioje Lietuwoje.

Einladung zum Beitritt in die Litauische literarische Gesellschaft in der Lietuwißka Ceitunga 1879, N. 42, hat er dagegen das preußische Schriftlitauisch verwandt; er war ja auch in Tilsit geboren. Für die preußischen Żemaiten Eynars, den Herausgeber des Naujasis Keleiwis, Šernius, den Herausgeber der Lietuwiszka Ceitunga und des Lietuwiszkas Kalendras, und Mikšas, den Herausgeber der Auszra und des Niamuno Sargas u. a. war es ganz selbstverständlich, daß sie nicht Żemaitisch, sondern die eingebürgerte preußisch-mittellitauische Schriftsprache schrieben. Wie weit sie Mundartliches einfließen ließen, hat künftige Forschung darzutun.

Es bedarf übrigens auch der Erwähnung, daß die älteren litauischen Schriften schon darum nicht nur einen bestimmten Dialekt enthalten können, weil ihre Teile von verschiedenen Verfassern stammen wie z. B. Mosvids Katechismus und Gesangbuch, Bretkes Gesangbuch, Kleins Gesangbuch usw. Andre sind von verschiedenen Litauern überarbeitet worden, wie Bretkes Bibelübersetzung, Bretkes Postille (vgl. Bezzenberger MllG III 121 fg.), Rhesas Psalmen, Naujasis Testamentas von 1701, Quandts Neues Testament und Psalmen (1727), Quandts Bibel (1735) und überhaupt die späteren Bibeln in Preußen usw. Über den Katechismus von 1719 vgl. die Bemerkungen Jacobys MllG I 118 fg. All diese Dinge müssen später noch genauer untersucht werden, um die Geschichte der litauischen Schriftsprache festzulegen.

3. In Groß-Litauen war letzteres nicht anders. Daukšas Postille von 1599 war nicht das Werk nur eines Mannes, vgl. die Bemerkungen Būgas bei Gerullis, Senieji lietuvių skaitymai 124, und ferner Tangl, Der Accusativus und Nominativus c. Part. im Altlit. S. 19 fg. Die Kniga Nobaznistes von 1653 hat verschiedene Verfasser und ist überarbeitet. Das Neue Testament in der Übersetzung von Giedraitis (1816) ist aus der Zusammenarbeit von mehreren Geistlichen entstanden usw.

Während aber Preußisch-Litauen bereits im 17. Jahrhundert die Anfänge zu einer allgemeinen Schriftsprache gelegt hat, ist das in Großlitauen erst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts geschehen. Warum hier die Einigung erst so spät erfolgt ist, hat mehrere Gründe. Die zwei wichtigsten scheinen mir die zu sein: In Preußen gibt es nur zwei Mundartengebiete, das kleinere żemaitische und das bedeutend größere mittellitauische. In Großlitauen stehen sich drei ausgedehnte Mundartengebiete gegenüber: das Żemaitische, das Mittellitauische und das Ostlitauische. Auch hier war das Mittellitauische zur allgemeinen Schriftsprache am

geeignetsten, weil es geographisch und sprachlich in der Mitte zwischen dem Žemaitischen und dem Ostlitauischen steht. Daß es sich gleichwohl nicht so frühzeitig durchgesetzt hat, hängt damit zusammen, daß in Großlitauen in älterer Zeit viel weniger gedruckt wurde als in Preußisch-Litauen, wo die Fürsten dafür sorgten, daß ihre litauischen Untertanen mit den nötigsten kirchlichen Schriften versehen wurden. In Großlitauen hat diese fürstliche Fürsorge nicht nur gefehlt; im Gegenteil ist sogar der Druck litauischer Bücher in lateinischer Schrift den Litauern von 1864 bis 1904 verboten gewesen. Für die Geschichte der Schriftsprache in Großlitauen ist es daher wichtig, daß die älteren litauischen Schriften Preußisch-Litauens von Mosvid an auch in Großlitauen verbreitet wurden.

Bemerkenswert ist es, daß der fruchtbarste großlitauische Schriftsteller der alten Zeit, Daukša, ein nördliches Mittellitauisch, nicht Žemaitisch schrieb, obwohl er Priester in der Žemaitija war. Daraus, daß er in der Žemaitija wirkte, geht ja nicht hervor, daß er daselbst auch geboren war. Es bleibt zu untersuchen, wieweit er auch žemaitische Elemente aufweist und wohin überhaupt seine Sprache zu setzen ist, vgl. Sittig, KZ LII 213.

Von der Katechismus-Übersetzung, die Daukša vorgenommen hatte, konnte der Übersetzer des sog. ostlitauischen Katechismus sagen: 'Es kamen an meine Ohren die Worte nicht nur von einem, die sagten, daß sie den von seiner Hochwürden dem Pfarrer Mikola Daukša, Kanonikus der žemaitischen Kirche, übersetzten Katechismus nicht verständen, weil er ihn Žemaitisch übersetzt habe, und sie verlangten von mir, daß er Litauisch übersetzt werde'[1]). Daraus ergibt sich, daß die Ostlitauer damals (1605) die mittellitauische Sprache Daukšas schwer verstanden.

Größeren Einfluß als Daukša hatte vielleicht der Ostlitauer Širvid, dessen Punktai sakymų zwei Auflagen und dessen Wörterbuch sogar fünf Auflagen erlebten.

Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts kam in Großlitauen eine katholische Übersetzung des Neuen Testaments heraus, das war die des Fürsten Giedraitis vom Jahr 1816. Giedraitis war žemaitischer Bischof; aber die durch ihn veranlaßte Übersetzung war nicht rein žemaitisch, obwohl Žemaitisches nicht fehlte, wie *ie* für *ė*. Die Sprache steht der preußischen Literatursprache vielfach nahe. Gie-

1) ataio ausiump mano ne wieno žodzey kurie neyszmanu sakos Cathechismo perguldito nuog io milistos kungo Mikaloiaus Daukszos, Kanoniko Bažniczios Zemaiyciu, iog esus anas perguldis ii Zemaytiszkay, ir gieyde anis nuog mani, idant Lietuwiszkay butu perguldita*s*.

draitis hatte schon 1806 Predigttexte herausgegeben, 'von neuem durchgesehen ... und mit Erklärung verschiedener oder nicht einheitlich in ganz Litauen verständlicher Wörter'[1] (M. Biržiška, Lietuvių literatūra Vilniaus universiteto metų, 1921, S. 37). Ich habe diese Evangelien nicht in der Hand gehabt. Es lohnte eine Untersuchung ihrer Sprache und ein Vergleich mit der des Neuen Testaments von 1816, wie überhaupt eine eingehende Untersuchung der Sprache des Neuen Testaments nötig ist. Die spätere Priestergeneration hat diese Übersetzung als von protestantischem Geist durchdrängt abgelehnt (Biržiška, Lietuvių lit. Viln. un. m. S. 39; Mūsų raštų istorija 2. Aufl. S. 62). Es liegt übrigens auch nahe zu vermuten, daß wirklich Giedraitis und seine Helfer die vorhandenen protestantischen Übersetzungen zu Rate zogen. Trotz der ablehnenden Haltung der katholischen Geistlichkeit wurde die Übersetzung mit Vermeidung des Žemaitischen 1906 in Shenandoah in Amerika noch einmal abgedruckt, weil es eine andre katholische Übersetzung damals nicht im Druck gab. Die Bibelübersetzung Baranowskis, die von dem jetzigen Erzbischof Skvireckas bei seiner Ausgabe, so viel ich höre, benutzt wird, ist nicht im Druck erschienen. Die Übersetzung von 1816 und 1906 habe ich noch verschiedentlich in katholischen Pfarrhäusern angetroffen. Es wäre interessant zu erfahren, welche Rolle sie in der Kirche und sonst gespielt und wie sie die Sprache (z. B. in Baranowskis Übersetzung) beeinflußt hat. Das erstere müßte allerdings bei Zeiten festgestellt werden.

In Großlitauen haben in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die einflußreicheren litauischen Schriftsteller fast sämtlich Žemaitisch geschrieben, die einen den Dialekt stärker, die anderen weniger betonend. Ich nenne außer Giedraitis (1754—1838) die Reihe: Klementas (1756—1823), Poška (1760—1831), Pabrėža (1771—1849), Valiūnas (1790—1831), Daukantas (Dowkont) (1793—1864), Nezabitauskis (1797—1837), Stanevičius (?—?), Valančius (Wołonczewski) (1801—1875), Ivinskis (1811—1881), V. Juzumas (1818—1901), Dovydaitis (1825—1882) u. a. Von Aukštaiten sind zu erwähnen Strazdas (1763—1833), Tatarė (1805—1889), Akelaitis (1829—1887) u. a. Unter diesen allen hatten den größten Einfluß Daukantas, der auch eine žemaitische Grammatik schrieb, und Valančius. Beider Sprache war nicht dieselbe. Daukantas schrieb in schwer verständlichen langen Perioden, dazu mit gesucht altertümlichen Wörtern. Am meisten tritt das in seinem Būdas hervor. Die

1) isznaujo parweyzeta ... yr su pażenklinimu żodzių iwayrių arba ne winokiey wisoj Lietuwoj iszsimananczių.

Schriften des Bischofs Valančius vermeiden sichtlich die auffälligsten Eigenheiten des Žemaitischen, die den Aukštaiten besonders stören. Aber seine Sprache ist darin keineswegs konsequent; das Žemaitische tritt bald mehr, bald weniger hervor: bald verschwindet es fast. Es verdient eingehendste Untersuchung unter anderem, inwieweit er eine allgemeine Schriftsprache angebahnt und wieweit er der späteren Schriftsprache vorgearbeitet hat. Noch gibt es Leute, die sich seiner Sprechweise entsinnen, wie Tumas in seinem Buch über Valančius 159 besonders hervorhebt. Da gilt es, bei Zeiten die Nachrichten zu sammeln, ehe die Zeugen verstummt sind. Vielleicht entschließt sich Tumas selbst dazu. Es wird weiter zu untersuchen sein, worin die verschiedenen Schriftsteller von ihrer Mundart bereits abgewichen sind, um allgemeiner verständlich zu sein (z. B. Ivinskis) und wieweit dabei der Einfluß der Schleicherschen Grammatik reicht. Interessant ist in diesem Zusammenhang, was Stanevičius in dem Vorwort zu seiner Grammatik sagt. Ich entnehme die Stelle Gabrys Lietuvių literatūros apžvalga, 2. Aufl. 1924, S. 272. 'Doch bis jetzt stellt es sich so mit allen litauischen Schriften, daß die, welche in Königsberg, Tilsit, Memel, Gumbinnen herauskommen, viel besser sind, als unsere in Wilna gedruckten Gebet- und Gesangbücher. Jene gleichen den Obstgärten, wo die Bäume von Menschenhand gerade und ordentlich gesetzt sind: aber diese sind ähnlich den Wäldern, die von selbst aufwachsen, ohne Hüter und ohne jede Aufsicht.' [1])

So gebrauchte, wer überhaupt Litauisch schrieb, mehr oder weniger seine Mundart; der Aukštaite aber schrieb meist Polnisch. Es war also natürlich, daß Baranowski, wenn er Litauisch dichten wollte, sein Anykščių šilelis 1859 in ostlitauischer Mundart verfaßte. Aber darum wurden ihm Vorwürfe gemacht von Žemaiten wie Prof. Ugenskis, 'welche daran gewöhnt waren, daß sich die žemaitische Mundart in der Schriftsprache eingebürgert hatte, und welche sich ärgerten, daß eine neue, ihrer Meinung nach nicht schöne, verunstaltete Mundart in die Schrift eindrang' [2]) (nach M. Biržiška, Mūsų raštų istorija, 2. Aufl., S. 136).

So standen die Dinge, als 1864 das Verbot des Druckes litaui-

1) Juk ligszioley tayp destys yr su wysays lituwyszkays rasztays, jôg ti kurî Karalâucziuje, Tylžie, Klaypiêdo, Gumbinie yszeina, toly giaresny ira, ne kaip mûsu maldû arba gismiû knigas Wyjlniuje spâusdamas. Ani pryligst sodnams, kur medey ranka žmogaus po tisuma yr patógey suswadynty ira; o szios toliges ir myszkâms par sawy augantyms, be sarga yr be jôkia prydabójyma.

2) kurie buvo pripratę prie žemaičių tarmės vyravimo rašto kalboje ir piktinosi naujai, jų nuomonę, negražiai, sudarkytai tarmei į raštus įeinant.

scher Schriften in lateinischen Lettern erfolgte. Die Tätigkeit der litauischen Schriftsteller wurde damit aufs stärkste gehemmt. Zu den russischen Buchstaben mochte sich niemand leicht bequemen. Den Ausweg, den Valančius fand, die Bücher in Ostpreußen, meist in Tilsit, drucken zu lassen und mit einem gefälschten Zensurvermerk zu versehen, war gefährlich und äußerst mühsam. Die Bewegung, auf žemaitischer Grundlage eine für ganz Litauen passende Schriftsprache zu schaffen, kam daher zum Stillstand. Die Polonisierung und Russifizierung Großlitauens nahm immer mehr zu. Die Schulen wurden russifiziert, vgl. z. B. Alekna, Žemaičių Vyskupas Mot. Valančius, S. 69 f., 202.

Geblieben ist trotzdem ein Einfluß der litauischen Bücher, auch in der Zeit der größten Bedrückung: in der Kirche. So wie die Predigt usw. teilweise litauisch blieb, so waren es auch die Gesangbücher. Beides muß noch erforscht werden. Die Gesangbücher pflegen auf dem Lande von Generation zu Generation vererbt zu werden. Da es in Litauen Sitte ist, die Bücher in der Kirche zu lassen, habe ich mich, wenn kein Gottesdienst war, in den verschiedensten Gegenden wiederholt davon überzeugen können, daß alte und moderne Bücher neben einander im Gebrauch sind. Es fehlt uns aber eine Übersicht über derartige Bücher und ihre Verbreitung. Da deren Sprache mit der Mundart der Benutzer keineswegs in Einklang steht, wäre es nötig, auch das zu untersuchen. Besonders wünschenswert wäre es natürlich, auch den Einfluß dieser Bücher auf Schrift und Sprache der Benutzer nachzuprüfen.

4. Daß die fast erlöschende Flamme der litauischen Sprache von neuem entfacht wurde, haben gegen ihren Willen die russischen Unterdrücker selber veranlaßt. Dabei hat ein Ereignis eine besondere Bedeutung. Muraviev, der den Druck der litauischen Bücher wie den Unterricht in der litauischen Sprache unterband, erfuhr bei einer Revision eines Tages, daß an dem aus Varniai nach Kaunas (Kowno) unter seine unmittelbare Beaufsichtigung verlegten žemaitischen Priesterseminar die Homiletik, also die Unterweisung im Predigtmachen, auf Polnisch gelehrt würde, während die sonstige Unterrichtssprache Lateinisch war. Daraufhin ordnete er an, um der Polonisierung der Geistlichkeit zu steuern, daß die Homiletik entweder litauisch oder in der offiziellen Landessprache: russisch, betrieben würde (vgl. Tumas, Lietuvių literatūros paskaitos, draudžiamasis laikas, Gimžauskas, S. 247 fg.). Als erster wurde für diesen litauischen Homiletikunterricht Anton Baranowski [1835—1902] auserwählt.

Baranowski berichtet darüber selber in einem Brief an Hugo Weber[1]) vom 4./16. Okt. 1875, S. 16 der Gesamtnumerierung: 'Als mir von dem seligen Bischof Wołonczewski [Valančius] der Auftrag zu teil wurde, die Homiletik in litauischer Sprache zu unterrichten, habe ich im Jahre 1870 Schleichers Grammatik ins Litauische übersetzt'[2]). Hieraus entwickelte sich ein besonderer litauischer Sprachunterricht neben der Homiletik. Am 3./15. Sept. 1875 schrieb B. an Weber, S. 2: 'ich unterrichte ... Homiletik und litauische Grammatik, beide letzteren Fächer auf Litauisch'[3]). So war das von Muraviev natürlich nicht gemeint gewesen. 'Die litauische Sprache mußte er am Seminar heimlich unterrichten. Derartiger Unterricht wurde von dem russischen Innenministerium, unter dessen Aufsicht die katholischen Priesterseminare standen, nicht gestattet'[4]), sagt Tumas in seiner Vorlesung über Antanas Baranauskas, S. 34. B. an Weber 25. Aug./6. Sept. 1876, S. 50: 'Den Unterricht in Homiletik und in der litauischen Sprache halte ich schon seit 6 Jahren auf Litauisch ab'[5]). Da er im Jahr 1869 Inspektor geworden war, muß er also bald danach damit begonnen haben. Das ergibt auch ein andrer Brief, aus dem ersichtlich ist, daß B. schon vor Beginn seines litauischen Unterrichts nicht nur Polnisch usw., sondern auch Litauisch geschrieben hatte, 14./26. Jan. 1876, S. 36: 'In meiner alten Orthographie wurde *jj, mm, nn, łł, ll, rr* richtig zum Anzeichen dafür geschrieben, wo die Intonation ~ steht, oder vielmehr (?) eine entsprechende Länge. Ich verwarf sie vom Jahr 1870 an beim Beginn meines litauischen Unterrichts in der Homiletik'.[6])

S. 23 der Briefe an Weber sagt er 14./26. Jan. 1876: 'Meine Schüler hören zwei Jahre lang auf Litauisch Grammatik und zwei

1) Die Briefe sind aufbewahrt in dem Sächsischen Forschungsinstitut in Leipzig.

2) Asz, nabaszniko Wyskupo Wołonczewskio lëptas mokyti lëtuwiszkai moksło Szwentosios yszkałbos (Homileticam), 1870 m. parwerczau lëtuwiszkon kałbon Schleichero kałbomoksli.

3) mokiu ... szwentosios yszkałbos ir moksło lëtuwiszkos kałbos. Sziûdu paskutiniu moksłu lëtuwiszkai apsakydamas.

4) Tokio mokslo dalyko rusų vidaus reikalų ministerija, kurios žinioje buvo katalikų kunigų seminarijos, nebuvo leidusi.

5) Moksłą Szwentosios yszkałbos ir lëtuwiszkos kałbos jau septinti metai kaip lëtuwiszkai apsakinëju.

6) Senobiszkoje mano raszyboje *jj, mm, nn, łł ll, rr* tikrai dël parodymo kur yra smagumas ~, arba jûtës iłgumas toksai buwo raszyta. Pameczau ją nû 1870. m. pradëjęs lëtuwiszkai moksłą Szw. Yszkałbos raszyti.

andere Jahre Homiletik; aber nur selten begreift einer alle Regeln meiner Orthographie und versteht sie ganz, wie es nötig ist'[1]).

Als B. das schrieb, hatte er bereits die Orthographie verlassen, die er zuerst seinem Unterricht zu Grunde legte, diejenige Schleichers. Längst schon hatte er aus Kurschat dazu gelernt. Er sagt in einem Brief an Baudouin de Courtenay vom 24. Sept./6. Okt. 1876 (Lietuvių Tauta I 420): 'Mir scheint es jetzt, daß es besser wäre, die Orthographie Schleichers [mit einigen Abänderungen] beizubehalten unter Beifügung der Akzente Kurschats'[2]).

Sein Ausgangspunkt war also Schleichers Grammatik. Das wurde erst mit der Zeit anders. In einem Brief an Weber vom 30. Jan./11. Febr. 1882, S. 247 bemerkt er darüber[3]): 'Ehemals akzentuierte ich ganz so, wie Schleicher es vorschreibt, darauf begann ich die Wörter so zu bezeichnen wie Kurschat, und da konnte ich mich manchmal irren, weil ich mich noch nicht an diese Zeichen gewöhnt hatte. Später sann ich mir selbst die Bestandteile besser aus; aber ich hatte noch nicht die mittlere Länge von den Kürzen und Längen völlig getrennt. Als ich die Trennung vollzog, hielt ich mich bei der Bezeichnung nicht an die Übereinstimmung der Aussprache, sondern ich setzte die Zeichen nach der Wortbildung'.

Über Schleicher spricht B. in den Briefen an Weber des öfteren. Z. B. erklärt er S. 11 und S. 28, worin er 1875 von Schleicher abweicht und worin dieser seiner Ansicht nach unrichtig schreibt. Interessant ist, was er in einem undatierten Brief vom Ende 1880 S. 153 sagt[4]): 'Schon aus meinen Briefen konnten Sie sehen, daß

1) Mano mokytiniai dwějus metus kalbomokslo klausydami ir kitus dwějus mokslą Szwentosios Yszkalbos lětuwiszkai girdědami, ir tai jeg retai kurs wisas taisykles mano raszybos tesupranta ir kaip reikia iszpermano.

2) Dabar gi man regis, kad geriaus butu užlaikyti raszyba Schleichero, dapildžant smagumais Kurschato.

3) Iszkarto žymějau suwisu teip kaip Szleikeras lěpia, potam pradějau žyměti žodžus kaip Kurszaitis, ir tadą nekartą galějau apsirikti dar nebudamas in tas žymes pripratęs. Potam patsai geriaus sankrową isztyriau; bet dar widutinio jilgumo nů trumpuju ir jilguju nebuwau nůsakiai atskyręs. Iszpildęs tą atskyrimą, žymědamas nepaturějau sandoros ysztarmės — žymějau sulig žodžugiu.

4) Jau isz mano gromatu Tamsta regějai, kad mano raszyba iszeina isz taisyklu nabaszniko Szleikero, kurio smerties negalu atsigailěti. Pasiłaikiau tiktai du siaudžu *w* ir *ł* dělto, kad musu szalės lětuwinikai yra in jas pripratę ir nerandu tikros prěžastės děl ju atmainymo. Isz balsiu Szleikero neprijěmiau tiktai *ę* dělto, kad jis yra lygus *-ẽ-*; *ie* = *ia*; *ei* = *iai*. Raszybą Szleikero papildžau padědamas tikras taisykles balsiams *e* atskirti nů *ia*, *-ei* nů *-iai*. Žymějimą smagumo prijěmiau nů Kurszaiczio, dělto kad jisai geriaus užu Szleikerą sankrowas balsiu nujautė. Aběju mokytu wyru mokslą apě jilgumą ir smagumą balsiu papildžau isztirdamas kad jilgumas balsiu ne dwejopas, bet trejopas.

daß meine Orthographie von den Regeln des seligen Schleicher ausgeht, über dessen Tod ich mich nicht beruhigen kann. Ich behielt nur zwei Konsonanten bei: *w* und *ł*, deswegen, weil die Litauer unserer Gegend an sie gewöhnt sind und ich keinen triftigen Grund finde, sie zu verändern. Von Schleichers Vokalen habe ich nur *ę* nicht angenommen deswegen, weil er gleich *-ē-* ist; [ebensowenig] *ie* = *ia*; *ei* = *iai*. Schleichers Orthographie habe ich vervollständigt, indem ich korrekte Regeln hinzufügte zur Scheidung des *e* von *ie*, des *-ei* von *-iai*. Die Bezeichnung der Intonation habe ich von Kurschat übernommen, deswegen, weil er besser als Schleicher die Zusammensetzung der Vokale fühlte. Beider Gelehrter Lehre von der Länge und der Intonation der Vokale habe ich ergänzt, indem ich herausfand, daß die Länge der Vokale nicht zweierlei, sondern dreierlei ist'.

Anders drückt sich Baranowski darüber in seiner Grammatik Moksłas lētuwiszkos kałbos aus. In dem unvollständigen handschriftlichen Exemplar des Sächsischen Forschungsinstituts heißt es S. 11 [1]): 'Hugo Weber hat durch seine Fragen nach der richtigen Quantität die mittleren Längen von den langen und kurzen geschieden und die Harmonie der Ausprache wie mit dem Finger gezeigt. Von da aus gewann ich das Licht für meine Ansichten. Sonst hätte ich es nicht gewagt, die Lehre solcher Männer wie Schleicher und Kurschat zu ergänzen und, wo es nötig ist, zu verbessern'. Worauf dieser Widerspruch beruht, vermag ich nicht zu sagen. Es wäre leicht zu vermuten, daß die Lehre in Wirklichkeit von Jaunius herstammt. Aber das hieße, Baranowski doppelter Lüge zeihen. Vielleicht beruht die Behauptung in der Grammatik doch nur auf einer eigentümlichen Bescheidenheit.

Wie B. zu seiner Normalsprache gekommen ist, erklärt er S. 25 im Brief an Weber vom 14./26. Januar 1876 [2]): 'Wollte ich es

1) Hugo Weber'as, sawais klausinėjimais tikrojo jilgumo widutinius nū ilguju ir trumpuju atskyrė ir sandorą ysztarmės kaip pirsztu parodė. Isz cza gawau sawo nūmonėms szwēsą. Kitaip, nebucz dręsęs tokiu wyru, kaip Schleicher'as ir Kurszaitys, moksło dapildyti ir kur reikia, pataisyti.

2) Apsijėmęs wisas tarmes isz dugnio perkratyti, ir isz ju sulyginimo ant gało lētuwiszką kałbą tesutaikinti ir intaisyti, per kelatą metu negalėcza moksło Szw. Yszk. nei pradēti; Anykszczōse gimęs ir augęs, Wilniaus pawēte wēnus metus, Kauno 12, Reseiniu 2, Telsziu ketwerius metus gywenęs, ir po wisą Lētuwą ważinėjęs, ir dar kone isz wisu jos dalu mokytinius turėdamas, kēkwēnos tarmės nors dydumą pażinau, bet wisugeriausiai R 4 iszmanau. Tokias tai paszalpas ir żimias turėdamas, dręsau szitokią kaip dabar raszau kałbą intaisyti, ir apē ją kałbomokslį raszyti. Teip raszau ir isztariu, kaip man paczam matosi geriausia ir tikriausia. Jeigu yra kokē apsirikimai: tai kiti potam manę pataisys. Szitoi

unternehmen, alle Mundarten von Grund auf zu erforschen und aus ihrer Vergleichung schließlich eine litauische Sprache zusammenzufügen und einzurichten, so könnte ich mehrere Jahre mit der Homiletik noch nicht einmal beginnen; in Anykščiai geboren und aufgewachsen, im Kreis Wilna 1 Jahr, in dem von Kaunas 12, in dem von Raseiniai 2, in dem von Telšiai 4 Jahre gewesen und durch ganz Litauen gereist, dazu bei Schülern fast aus allen seinen Teilen, habe ich von jeder Mundart wenigstens den größeren Teil kennen gelernt; aber am allerbesten verstehe ich die ostlitauische Mundart R 4. Bei solchen Hülfen und Kenntnissen habe ich es gewagt, diese Sprache, wie ich sie jetzt schreibe, einzurichten und über sie eine Grammatik zu schreiben. Ich schreibe und spreche so aus, wie es mir am besten und richtigsten scheint. Wenn es einige Irrtümer gibt, dann mögen andre mich verbessern. Diese meine Sprache ist also die Mundart R 4, verbessert und ergänzt durch Vergleichung mit den andern Mundarten und geschrieben nicht nach der Aussprache, sondern nach der Wortbildung.'

So schreibt er auch am 4./16. Okt. 1875, S. 13[1]): 'Wenn man nach der richtigen Orthographie sucht, darf man die Regeln nicht aus einer einzigen beliebigen Mundart nehmen, sondern aus der Vergleichung aller und aus den Regeln der Wortbildung'.

Indem Baranowski aus der Vergleichung der litauischen Mundarten unter Bevorzugung des Altertümlichen seine Normalsprache aufbaute, mußte er zu einer Sprache kommen, die von der preußischlitauischen Schriftsprache nicht allzu weit entfernt war. Diese hat ja mittellitauische Grundlage. Das Mittellitauische aber steht nicht nur in der Mitte zwischen dem Žemaitischen und dem Ostlitauischen, sondern ist zumal in seiner südlichen Verbreiterung zugleich altertümlicher (vgl. dazu den Vortrag von Salys, Lietuvos Aidas 1928, No. 75) als das übrige Litauisch. Diese Tatsache ist, wie ich glaube, für die Entstehung der heutigen Schriftsprache nicht ohne Bedeutung, worüber weiter unten noch zu sprechen sein wird.

Man kann mit Recht fragen, warum Baranowski nicht an seine Vorgänger in der litauischen Literatur sprachlich angeknüpft hat. Daß er nicht etwa seine eigene ostlitauische Mundart zugrunde legte, ist ja ganz selbstverständlich. Er sagt selber an Weber S. 25

---

mano kalba yra tai tarmė R 4. sulyginimais su kitomis tarmėmis pataisyta ir dapildyta, ir ne pagal ysztarmės, bet pagal żodżugio raszyta.

1) Jēszkant tikrosios raszybos reikia ne isz wēnos kurios tarmės taisyklės imti, bet isz sulyginimo wisu, ir isz taisyklu żodżugio (der Wortbildung).

(14./26. Jan. 1876)[1]): 'Ganz Litauen nur die ostlitauische Mundart R. 4 aufzuhängen, gehörte sich nicht: das wäre eine ungerechtfertigte Zurücksetzung anderer Mundarten'.

Die einflußreichsten Schriftsteller Litauens vor Baranowski waren, wie oben erwähnt, Daukantas und Valančius gewesen. Warum hat B. nicht ihre Sprache gewählt? Die Schriften beider waren doch in ganz Litauen verbreitet. Hören wir wieder ihn selber. In einem Brief an Weber, S. 236 (27. Okt./8. Nov. 1881) urteilt er über Daukantas' Sprache[2]): 'Andrerseits aber gefällt mir Daukantas' Sprache nicht sehr, weil er nicht so schrieb, wie die Leute aussprachen, noch auch so, wie die richtigen Sprachlehren zeigen, sondern so, wie es ihm selbst gut schien.'

Über Valančius schrieb er an Weber S. 24 (14./26. Jan. 1876)[3]): 'Er [der Schriftsteller] setzt, weil er es ganz Litauen recht machen will, gar manches Wort nicht nach seiner Mundart, sondern entweder, wie er es in andern Büchern gelesen hat oder wie er irgend anderwärts hat sprechen hören. So finden wir auch in den Schriften des seligen Bischofs Valančius, obwohl es žemaitische Mundart von Telšiai ist, doch manches Wort auch nach anderen Mundarten geschrieben'.

B. dachte sich seine Normalsprache nur als geschriebene Hilfssprache. Jeder sollte sie nach seiner Mundart aussprechen. Hierüber läßt er sich am deutlichsten in dem Brief vom 14./26. Jan. 1876, S. 26 aus, an jener Stelle, die Weber S. XIV und danach Tumas S. 110 abgedruckt hat[4]): 'Meine Schüler hofften, sie würden

---

1) Wisai Lėtuwai wėna R 4 tarmė užkabinti neiszpůlo: butu tai neteisingas kitu tarmiu panėkinimas.

2) Kita, wėl, Daukanto kalba man nełabai mėgia, dėlto, kad jisai ne teip raszė, kaip žmonės isztaro, nei wėl teip, kaip tikrėji kałbu mokslai rodža, bet teip kaip jam paczam regėjosi.

3) Jisai norėdamas wisai Lėtuwai intikti, tulą žodį nebe pagal sawo tarmės deda, bet ar kaip yra po knigas kitas dasiskaitęs, arba kitur kur sakant girdėjęs. Teip ir po nabazsniko wyskupo Wołonczewskio rasztus, nors žemaitiszka Telszėczu tarmė, wisgi tulą žodį ir pagal kitu tarmiu paraszytą randame.

4) Mano mokytiniai tikėjosi kėkwėnas wis sawąją tarmę manę kalbant girdėsią: ir iszkarto buwo jėms pikta, mano kalbą girdžant ir rasztą skaitant. Tai man ir prireikė jůs suderinti, o antato kito waisto neradau, kaip tiktai suwedimą tarmiu in žodžugį: norėdamas kitu nů ju tarmiu atatraukti, musėjau patsai pirma nů sawosios atsitraukti ir ant žodžugio atsistoti. Žodžugis yra tai kełmas, isz kurio tarmiu szakos iszaugę. Kełmas yra didesnis užu szaką. Teip iszauksztinus žodžugį, neiszpůlo ir tarmiu nėwėnos panėkinti. Tarmėms pakelti atradau du waistu: 1. kad mano mokytiniai, raszydami sulyg žodžugiu, skaitytu isztarydami žėdnas pagal sawo tarmę; 2. kad kunigais atlikę, kur kokion wėton bus nusiųsti, iszsimokytu ką weikiausiai anos tarmės ir skaitytu ir sakytu sulyg aną tarmę. Teip mano

ein jeder immer seine Mundart mich sprechen hören: und sie waren ehedem aufgebracht, wenn sie meine Sprache hörten und meine Schrift lasen. Da mußte ich sie versöhnen, aber dafür fand ich kein anderes Heilmittel als die Zurückführung der Mundarten auf die Worbildung: wenn ich andre von ihrer Mundart abziehen wollte, mußte ich mich zuerst selbst von meiner Mundart abwenden und mich auf den Boden der Wortbildung stellen. Die Wortbildung ist der Stamm, aus dem die Zweige der Mundarten herausgewachsen sind. Der Stamm ist größer als der Zweig. Wenn so die Wortbildung in ihre Rechte trat, gehörte es sich nicht, auch nur eine Mundart zu vernachlässigen. Um die Mundarten zu ihrem Recht kommen zu lassen, fand ich zwei Mittel: 1) daß meine Schüler, obwohl sie nach der Wortbildung schreiben, doch lesen sollen, indem jeder nach seiner Mundart ausspricht, 2) daß sie Pfarrer geworden, wohin sie geschickt werden, schleunigst die dortige Mundart erlernen und nach dieser Mundart lesen und sprechen. So hat meine Sprache als Grundlage die Wortbildung, und so wird sie geschrieben; aber ausgesprochen nach den Mundarten, kann sie nicht eine tote Sprache heißen, sondern eine lebende. So wird die Schreibung der Wurzeln und Wortstämme und ihre Aussprache deutlich, ohne allen Zweifel'. In diesen Worten steckt ein Widerspruch. Die Schüler konnte er nicht durch Ausgehen von der Wortbildung versöhnen, wenn er schon vorher 'seine' Schrift hatte, über die sie sich ärgerten. Man merkt, daß B. seinen Freund Weber nicht immer bis auf den Grund seines Herzens sehen läßt. Für die Sprachwissenschaft bleibt die Stelle gleichwohl wertvoll.

Daß B. seine Normalsprache nicht gleichmäßig gesprochen wissen wollte, zeigt, wie weit entfernt damals die Litauer noch von einer Gemeinsprache waren. Es ist sonderbar, daß B. nicht gefordert hat, die Priester sollten seine Normalsprache gleichmäßig sprechen. Jedenfalls hat er selber auch nach seiner sonderbaren Vorschrift gehandelt, indem er versuchte, die verschiedensten Mundarten bei seinen Besuchen als Bischof in dem Gottesdienst zu sprechen. Das ist mir von verschiedenen Seiten bezeugt worden. Ganz allgemein wurde mir das mitgeteilt z. B. von S. E. dem Herrn Erzbischof Skvireckas; es sei vorgekommen, daß B. die Mundart nicht richtig traf und daß daher die Leute meinten, er wolle sie verspotten. Das wurde mir für das dzūkische Gebiet,

---

kałba turi pamatą żodżugi, ir teip yra raszoma; bet isztaroma pagal tarmiu, negali wadintēsi kałbą numirusią bet gywąją. Teip raszymas szakniu ('Wurzel') ir żodżu lēmenu ('Wortstam') ir ju isztarymas pasidarė reiszkus, be jokio abejojimo.

wo ja leicht ein *dz*, *ts* zuviel eingemischt werden konnte, bestätigt von Herrn Pfarrer Česna in Sasnava und Herrn Pfarrer Dailidė in Krokialaukis. Ganz allgemein spricht das auch Tumas, Baranauskas, S. 110 aus.

Darüber, wie Baranowski im Unterricht gesprochen hat, geben die Meinungen der von mir befragten älteren Priester, die noch Schüler Baranowskis waren, auseinander. Mehrere meinten, er habe Normalsprache ohne mundartliche Beimischung gesprochen. Die anderen behaupteten, daß er seine Ostlitauische Mundart sprach. Oder sprach er, wie er es in dem oben erwähnten Brief darstellt, Normalsprache mit ostlitauischer Aussprache? Daß er wenigstens in den Jahren 1873 oder 1874 stark mundartlich sprach, als ihn Fr. Kurschat besuchte, hat Kurschat selber in dem Vorwort zu seiner Grammatik, S. X ausdrücklich berichtet. Auch aus mündlicher Tradition durch seinen Neffen A. Kurschat habe ich gehört, daß Fr. Kurschat sogar Schwierigkeiten hatte, B. bei seiner so stark mundartlichen ostlitauischen Aussprache zu verstehen. Selbstverständlich kann das, was über die Unkenntnis der Intonation von Kurschat, Grammatik, S. IX fg. gesagt ist, nicht richtig sein. Dagegen hat sich B. in seinen Briefen wiederholt mit Recht verwahrt; ein Passus darüber ist bei Weber, S. XXIX und dann bei Tumas, S. 25 abgedruckt. Baranowskis Sprechweise ist aber für uns von besonderem Interesse. Es ist höchste Zeit, daß die noch lebenden Zeugen von geborenen Litauern genau befragt werden. Ich habe leider mit meinen verschiedenen mündlichen und schriftlichen Fragen wenig Glück gehabt. Herr Pfarrer Sragys in Plungė, dessen Gedächtnis mir in diesen Dingen besonders gerühmt wurde, hat mir freundlichst folgendes geschrieben: 'Mundart sprach Baranowski nur dann, wenn er jemand seine Mundart zeigen mußte. Für gewöhnlich aber sprach er immer die allgemeine litauische Sprache, die in den Schriften zu seiner Zeit schon festgesetzt war' [1]). Ist auch letzteres wirklich so gewesen? Das würde doch wohl ungefähr bedeuten, daß die Sprache der Schriften des Bischofs Valančius solchen Einfluß übte. Natürlich werden durch den Verkehr mit Sprachgenossen andrer Mundarten die Eigentümlichkeiten abgeschliffen. Aber die Hauptumgangssprache derjenigen Litauer, die viel mit Leuten andrer Mundarten in jenen Zeiten zusammenkamen, d. h. der Gebildeten, war Polnisch, allenfalls auch Russisch. So sehr ich davon überzeugt bin, daß z. B. der Fürst Irenäus

1) Tarmiškai Baranauskas tekalbėjo tiktai tuokart, kad reikėjo kam parodyti savo tarmę; paprastai gi jis visuomet kalbėjo bendra lietuvių kalba, kuri raštais jau buvo jo laikais nustatyta.

Oginski und sein Sohn Mikola, die nach Tumas, Lietuvių literatūros paskaitos draudžiamasis laikas, Ivinskis, S. 22 gut Žemaitisch sprechen konnten, als Großgrundbesitzer in verschiedenen Gegenden nicht eine bestimmte Lokalmundart gesprochen haben werden, so dürfte es doch eine allgemein gesprochene Koine in Litauen damals kaum gegeben haben. Daß dagegen ein gemeinsamer Verkehr von Leuten verschiedener Mundart, wie etwa unter den Studenten Wilnas, als dies noch litauische Universität, bezw. geistliche Akademie besaß, in jenen Zeiten so etwas wie eine Koine schaffen konnte, liegt auf der Hand. Zu Baranowskis Zeiten gab es das nicht mehr. Aber das wird stimmen, daß er für gewöhnlich nicht seine Mundart sprach. Als Priester in den verschiedenen Teilen Litauens hatte er sie wohl ebenso wie andere Geistliche abgeschliffen. Hier irgendwie Genaueres zu ermitteln, lohnte wirklich der Mühe.

Überhaupt wäre es sehr interessant zu erfahren, wie sein ganzer Unterricht gehandhabt wurde. Mir hat Herr Pfarrer Gudzinskis in Kaltinėnai erzählt, daß die Kleriker die Predigten auf Litauisch, und zwar in der von B. erfundenen Normalsprache, aufzeichnen mußten und daß B. sie dann verbesserte.

Jedenfalls waren Baranowskis Schüler mit seinem Unterricht gar nicht zufrieden, was auch Tumas in seiner Vorlesung über B. S. 34 erwähnt. Selber hat B. seinem Freund Weber in dem Brief vom 30. Januar/11. Februar 1882 S. 243 über die Unzufriedenheit seiner Schüler folgendes geschrieben[1]: 'In den Jahren 1873 und 1874 hätte ich gerne den Herren Gelehrten meine Orthographie bekannt gegeben; jetzt habe ich gar kein Bedürfnis mehr danach. Ich habe Ihnen geschrieben: ich wurde damals von meinen Schülern und den Priestern unseres Bistums beschuldigt und getadelt, daß ich eine untaugliche Orthographie lehre. — Wenn ich damals allen hätte zeigen können, daß meine Orthographie gedruckt und den Gelehrten bekannt war — dann wäre das für mich eine Schutzwaffe gewesen. Jetzt ist alles ruhig geworden, alle meine Schüler haben sich mit meiner Orthographie abgefunden.' Daß unter den Unzufriedenen an erster Stelle Jaunius stand, wird weiter unten gleich zur Sprache kommen.

1) 1873. ir 1874. metūse man łabai norėjosi dūti žmonėms mokytėms pažinti sawo raszybą, dabar nebaturiu nėjokio reikało. Esmu Tamstai rasząs, kad tadą buwau ir sawo mokytiniu ir kunigu musu Wyskupijos nukaltintas ir iszpeiktas, kad netikusios raszybos mokiąs. — Tai kad tadą bucza galėjąs, sawo raszybą iszspauzdintą ir mokytu wyru pripažintą wisėms parodyti — tai butu buwąs del manąs apginkłas. Dabar gi jau wisa aptiłko, wisi mano mokytiniai su mano raszybą apsiprato.

Im Jahre 1884 gab B. das Amt als Lehrer am Priesterseminar auf, um die Pflichten des Suffraganbischofs in Kaunas zu übernehmen. Darüber schreibt er S. 479 am 17./29. Juni 1884 an Weber[1]): 'Meine Arbeit im Seminar beabsichtigt der Bischof einem jungen Lehrer zu übertragen, und zwar Anton Karosas, der ebenfalls aus Anykščiai stammt. Ich bat, dem K. Jaunius; aber Jaunius will der Bischof nicht von sich lassen aus dem Sekretariat'. Daß B. den Žemaiten Jaunius wegen seiner Sprachkenntnisse besonders schätzte, zeigt auch eine andre Stelle, S. 43 vom 14./26. Jan. 1876[2]): 'Ihre Fragen über die žemaitischen Sprichwörter habe ich Kasimir Jaunius, den ich in jenem Brief [vom 4./16. Okt. 1875, S. 18] erwähnte, durchsehen lassen. Dieser ist ein geborener Žemaite und hat meine Grammatik besser als andre verstanden und ist von der Sprachwissenschaft angetan'.

Was B. in den beiden Briefen von Jaunius schreibt, ist von besonderem Interesse, weil man es vielleicht nicht erwartet hätte, da ja gerade Jaunius Baranowski wegen seines litauischen Unterrichts am stärksten angegriffen hatte. Tumas sagt darüber in seiner Vorlesung über B., S. 111[3]): 'Und sein Schüler Kasimir Jaunius stritt sich schon als Schüler des Seminars oft mit B. wegen verschiedener Dinge — wegen der Orthographie und der Terminologie. B. unterbrach Jaunius mit seiner gewöhnlichen Schärfe: So kannst Du ja schreiben, wenn Du selbst Lehrer bist. J. brummte darauf sich setzend im Groll: Vielleicht werde ich auch Lehrer werden. Und er lehrte von 1885—1891.'

In welcher Weise der litauische Unterricht im Kauner Priesterseminar nach Baranowski unter Karosas, Jaunius usw. fortgesetzt worden ist, wäre ebenfalls zu untersuchen, ebenso, wie die Homiletik in Seiniai, wohin B. 1897 als Bischof kam, am Priesterseminar betrieben wurde. Was bereits darüber veröffentlicht ist, habe ich nicht in die Hände bekommen, ebenso wenig wie die Schriften über Jaunius.

1) Mano darbą seminarijoje ketina Wyskupas dûti jaunam mokytojui, teipaja Anyksztėnui Antanui Karosui. Asz gi prasziau, kad K. Jauniui; bet Jauniaus Wyskupas nenori nû sawęs atleisti isz sekretorystės.

2) Klausimus Tamstos apē Žemaiczu patarles, dawiau peržiurėti Kazimērui Jauniui, apē kurį asz jau anose gromatose minėjau. Jisai gimęs Žemaitis, mano kalbomokslį už kitus geriaus iszmano, ir ant kalbatyrystės akwatus.

3) Antai, jo mokinys Kazys Jaunius, jau seminarijoje bebūdamas, dažnai gynėsi su Baranausku del įvairių dalykų — del rašybos ir terminologijos. Baranauskas paprastu savo aitrumu sustabdydavęs Jaunių: „Tai jau taip rašyti, kai pats mokytojausi." Jaunius į tai, sėsdamos, piktai burbsėdavęs: „O gal ir mokytojausių." Ir mokytojavo nuo 1885—1891 m.

Trotz des ablehnenden Verhaltens des Jaunius gegenüber seinem Lehrer finden wir in seiner Grammatik manche auffällige Übereinstimmung mit Baranowski. Dafür nur ein paar Beispiele. B. gebraucht *vienaskaitlys, dviskaitlys, daugiaskaitlys.* So schreibt auch Jaunius. Mit Recht hat Jablonskis diese Bildungen bekämpft Lietuvių Tauta II 322 und sie durch die sprachgerechten *vienaskaita, dviskaita, daugiskaita* ersetzt. Die heute geläufigen Termini *tvirtagalis* für schleiftonig, *tvirtapradis* für stoßtonig finden sich auch schon bei B. Aber es ist nicht immer ausgemacht, daß die Ausdrücke, die B. in den Briefen an W. gebraucht, wirklich von ihm stammen. Es erfordert erst noch genaue Untersuchungen, was umgekehrt etwa Baranowski von dem ihm überlegenen Jaunius übernommen haben könnte. Aber an einer Stelle kann man die Abhängigkeit des Jaunius von seinem Lehrer, wie ich glaube, sicher erkennen, am System der litauischen Schreibung. In Kunigo Kazimiero Jauniaus Lietuvjų kalbos gramatika, S. 3 sagt Jaunius[1]): 'Die etymologische Schreibung schreibt nicht immer diejenigen Laute, welche wir mit den Ohren hören, sondern schreibt diejenigen, welche die Etymologie verlangt, mit andern Worten, diese Schreibung hält sich nicht an die sämtlichen Gesetze der lebenden Sprache betr. die Übereinstimmung der Sprachlaute untereinander.'

Mit dieser etymologischen Arbeitsweise als Unterlage für eine litauische Normalsprache befindet sich Jaunius ganz und gar im Schlepptau Baranowskis. Mochte er dabei in den mannigfachsten Einzelheiten von Baranowski abweichen und vieles in dessen Normalsprache für falsch halten, das System selber war doch dasselbe. Daß Baranowski sogar dieses System von dem jüngeren Jaunius übernommen hätte, ist an sich nicht wahrscheinlich. Immerhin müßten darüber die noch lebenden ehemaligen Zöglinge des Kauner Priesterseminars aus der Zeit, als Baranowski und Jaunius zusammen dort waren, vernommen werden. Meine dahingehenden Anfragen haben leider zu keinem Ergebnis geführt. Aber ich habe zu wenig Beziehungen zu diesen älteren Priestern und habe auch erst zu spät die Notwendigkeit solcher Fragestellung erkannt.

Jedoch ganz einerlei, ob hierin Jaunius von Baranowski abhängt oder nicht, so bleibt doch das bestehen, daß beider Sprache, abgesehen von der Orthographie, auf eine Normierung hinausläuft,

---

1) Žodykilminė rašyba nerašo visados tųn tarsnjų, kurjûs girdime ausimis, bet rašo tûs, kurjûn reikalauja žodjų kilmė (etymologia), ąntraip sakąnt, ta rašyba neųžlaiko visųn gyvos kalbos įnstatymų apie kalbos tarsnjų sutaikinimą arba suderinimą su kitas kitu.

die sowohl von der preußisch-litauischen Schriftsprache wie von der jetzigen großlitauischen Schriftsprache nicht allzu weit abliegt. Beide zeigen ebenso wie die beiden Schriftsprachen, die in Preußen und die moderne in Litauen, mittellitauisches Gepräge.

Jaunius selber scheint sich seiner Abhängigkeit von Baranowski nicht bewußt gewesen zu sein. In einem sehr langen lateinisch geschriebenen Brief, der jetzt Eigentum des Baltischen Instituts der Universität Leipzig ist, fühlt sich Jaunius in Abhängigkeit bei seinen Angaben über die Akzente. Er sagt da S. 96: Restat, ut auctores indicem, a quibus accentus et formas didici, quae in mea dialecto kvėdarniensi non reperiuntur aut, si reperiuntur, aliam prae se ferunt speciem. Praecipue fuerunt: P. Kriautšjūnas et M. Jūdišjus, condiscipuli mei et sodales. Ille Vištytensis est, hic Starapolensis [aus Marijampolė]. Baranowski wird, so viel ich sehe, nie erwähnt. Vielleicht bringt uns dieser Brief, den ich nur flüchtig in der Hand gehabt habe, allerlei Aufschlüsse, die für die Entwicklung der litauischen Schrift- und Gemeinsprache von Wichtigkeit sind.

Die nationale Arbeit, die Baranowski mit seiner litauischen Normalsprache leistete, fand jedenfalls bei den zu Beginn der achtziger Jahre mit der Aušra hervortretenden Lituomanen keinen Widerhall. Das hat verschiedene Gründe. Der Hauptgrund war sicherlich der, daß B. als Polenfreund galt, wenn auch mit Unrecht. Allerdings war auch seine Orthographie ein Hindernis; denn sie war gelehrt und nicht praktisch und infolge der komplizierten Akzent- und Quantitätszeichen zu umständlich. Ein wichtiger Grund war auch der, daß seine Grammatik nicht gedruckt war, so daß man sie nicht leicht benutzen konnte, und daran war, wie Baudouin de Courtenay Lietuvių Tauta I 411 auseinandersetzt und wie Baranowskis Briefe an Weber zeigen, nur Muravievs Unterdrückung der litauischen Bücher schuld. Es trat aber noch ein andrer gewichtiger Grund hinzu, weswegen die Aušra nicht in den Fußtapfen des Kauner Priesterseminarprofessors wandelte: ihre Mitarbeiter hatten wenig Beziehungen zu den katholischen Theologen, ja zum Teil standen sie der Geistlichkeit geradezu feindlich gegenüber, und nur die Geistlichen wären imstande gewesen, Baranowskis Sprache zu verbreiten. Dazu kam, daß die Schüler Baranowskis nicht Mittellitauer waren, wie die Aušraleute. Und daß Baranowskis Sprache nicht von den Geistlichen in das Volk getragen wurde, verhinderte schließlich auch sein eigenes System: seine Sprache sollte ja nur Hilfsprache sein, nicht aber auch ge-

sprochene Gemeinsprache werden. Damit ist B. zum eigenen Totengräber seines Werkes geworden.

Nur indirekt hat B. einen Einfluß auf die spätere Schrift- und Gemeinsprache gehabt. Erstens dadurch, daß er in seinen Schülern das Interesse für die litauische Muttersprache weckte, und zweitens durch Jaunius hindurch. Allerdings hat auch Jaunius nicht die Schriftsprache gestaltet, obwohl Kriaučiūnas schon 1878 sich Jaunius' Orthographie aneignete (vgl. Basanavičius in der Viltis 1908, N. 29). Wohl aber hat auf seinen Schultern Būga und bis zu einem gewissen Grad auch Jablonskis gestanden. Was Tumas, S. 112 sagt, ist nicht in vollem Umfang richtig[1]): 'Baranowskis eigene philologische Arbeiten von fast 20 Jahren sind ohne allen Einfluß auf die Schrift geblieben. Jablonskis ist von K. Jaunius, nicht von Baranowski ausgegangen.' Nun nennt Jablonskis allerdings Lietuvių Tauta II 317 Jaunius *mūsų kalbininkų tėvas* 'Vater unserer Sprachforscher', aber ebenda hat Jablonskis gezeigt, daß Jaunius' Orthographie nicht brauchbar ist, obwohl (S. 319)[2]) 'nicht weniges auch der jetzigen Schreibweise aus Jaunius' Gedanken und Bemerkungen herstammt'. Jablonskis urteilt ganz richtig, wenn er S. 319 sagt[3]): 'Daß Jaunius' Schreibweise sich überall einbürgerte, auch in der Schriftsprache, das hat, wie mir scheint, nicht einmal Jaunius selbst erwartet: um die Bedürfnisse der einfachen Rechtschreibung hat er sich zweifellos nicht viel bekümmert.' Aber wie mancherlei aus Jaunius in die Schriftsprache gedrungen ist, so stammt vielerlei, was Jaunius hat, wohl aus dem Unterricht Baranowskis. Jablonskis' Orthographie, die heute die Schulen beherrscht, ist ebensogut etymologisch, wie es die Baranowskis und die seines Schülers Jaunius war. Zu untersuchen, welche Einzelheiten das sind, ist nicht Aufgabe dieses Aufsatzes. Wohl aber ist es eine Aufgabe der litauischen Philologie.

5. Jedenfalls knüpfte, wie gesagt, die in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts einsetzende nationale Bewegung nicht an Baranowski an. Die Aušra entstand auf ganz anderm Boden. Sie hatte in Rußland bereits zwei Vorgänger, den einen in Petersburg,

1) O paties Baranausko keliolikos metų filologiniai darbai paliko nepadarę jokios įtakos į rašybą. Rygiškių Jonas išdygo iš K. Jauniaus, ne iš Baranausko.

2) nemaža ir dabartinės rašybos ypatybių turi pradžią iš Jauniaus galvojimų ir pastebėjimų.

3) Kad Jauniaus rašyba prigytų visa ir rašomojoje kalboje, to nė pats Jaunius, man rodosi, nelaukė: paprastosios rašybos reikalai jam turi būt nedaug terūpėjo.

den andern in Moskau. In Petersburg tat sich eine Schar von litauischen Studenten zusammen, an deren Spitze der Ostlitauer Vileišis (1859—1925) aus der Nachbarschaft von Biržai (Mundart R 3) und Brazaitis, geb. 1850 in Varnioniai bei Schaulen auf der Scheide der Mundarten WŽ und R 1 ž, standen. Sie sprachen untereinander nicht Litauisch, sondern Polnisch(!)[1]) nach Tumas Lietuvių literatūros paskaitos, draudžiamasis laikas, Vileišis, S. 141 und gaben 1877—78 eine in Druckschrift geschriebene Zeitschrift Kalvis Melagius heraus. Sehr bezeichnend ist, daß der Ostlitauer Vileišis zuerst die größte Mühe hatte, richtig, d. h. nicht Ostlitauisch, zu schreiben. Er wußte z. B. nicht, ob er *miškas* als *mišks*, *miškus* oder *miškas* zu schreiben hatte (ebenda). Läßt sich nicht vielleicht noch mehr davon erfahren, wie Vileišis die 'Schriftsprache' erlernte?

In Moskau gab der Mittellitauer Basanavičius (1851—1927) aus Oškabaliai bei Vilkaviškis (nicht weit von Eydtkuhnen) mit mehreren Studenten zusammen eine geschriebene Zeitschrift heraus, die sie Aušra 'die Morgenröte' nannten. Vielleicht ist es noch möglich, allerlei über die Schreib- und Sprechweise dieser Männer zu erkunden.

Öffentlich machte sich die neue Bewegung im Druck erst bemerklich im Jahre 1879. Das Eigentümliche ist, daß nicht ein Litauer, sondern ein Deutscher: Georg Sauerwein aus Gronau bei Banteln in der Provinz Hannover (1831—1904) durch eine Menge von Gedichten und kleineren Aufsätzen die Litauer in schärfster Weise darauf hinwies, an ihrer Muttersprache festzuhalten. Er tat das besonders in der Lietuwiszka Ceitunga, die der viel gemäßigtere preußische Žemaite Šernius von 1878 an herausgab. Sauerwein hatte das Litauische in Stalupönen und in Lazdehnen bei Pilkallen gelernt, demnach in Gebieten, deren Mundarten dem preußischen Schriftlitauisch besonders nahe stehen. Schon im Jahre 1880 ließ sich auch Vileišis in derselben Zeitung vernehmen (Nr. 13); es folgten, wenn ich nichts übersehen habe, 1881 Basanavičius in Nr. 33, Vištelis, der bereits Kraszewskis Witolorauda in Posen 1881 in litauischer Übersetzung herausgebracht hatte, in Nr. 25, 30; 1882 kamen Šliūpas und Jankus hinzu. Es begann also in der Lietuwiszka Ceitunga ein neuer Geist zu wehen, der den konservativen preußischen Litauern nicht angenehm war. Diese fanden sich zu-

1) Es wäre lehrreich zu erfahren, wie sich auch sonst gebildete Litauer, besonders solche aus verschiedenen Mundartengebieten miteinander unterhielten, z. B. das Kleeblatt Gimžauskas, Jaunius, Kriaučiūnas.

rückgestoßen durch die ganze Art und Weise und witterten hinter allen derartigen Artikeln eine ihnen fremde Welt: das russische Litauen, dessen Bewohner sie verächtlich Žemaiten nannten. Die neuen Männer ließen sich nicht einschüchtern. Sauerwein schrieb in Nr. 3 vom 18. 1. 1881: 'auch ohne eure Hülfe werde ich euch auf andere Weise und auch gegen euch selbst weiter verteidigen'[1]). Ja, im Jahr 1882 ließen einige ihre Aufsätze gegen alle Gewohnheit bei den preußischen Litauern in lateinischen Lettern setzen, nicht nur wie Basanavičius oder Mikšas eine Annonce: Narkevičius verwandte in Nr. 2, 28, Barkauckis in Nr. 22, Šliūpas in Nr. 31, 32 für seine Beiträge lateinische Lettern. Basanavičius tat es auch in zwei Anmerkungen zu den Versen des Narkevičius in Nr. 2. Man braucht aber nur die Worte am Schluß der ersten Anmerkung zu lesen, um zu sehen, wie fremd das einem preußischen Litauer klingen mußte: *ne noredam's Wokeczia rankosna patektie . . . Taj atsitiko pabajgoj' Wasario 1336 m.* Der preußische Litauer hätte dafür *į rankas patekti* und *Februorjo* verlangt. Die altertümliche Konstruktion *rankosna* war ihm kaum verständlich. Und wenn er das Wort *wasaris* wirklich kannte, so bedeutete das für ihn nicht 'Februar', sondern 'Januar'. Es war selbstverständlich, daß auf solche Weise eine Wirkung bei den preußischen Litauern nicht zu erzielen war.

Ebensowenig fruchteten einige Beiträge in dem von Eynars herausgegebenen Naujasis Keleiwis, in den Basanavičius in den Jahren 1880, 1881, 1882 ein paar Aufsätze sandte, darunter 1881 S. 2 und 8 in lateinischer Schrift. Nur einen Erfolg hatte hier Basanavičius zu verzeichnen, und zwar den, daß sich der Herausgeber durch ihn veranlaßt sah, seine Sprache von deutschen Fremdwörtern reiner zu halten. Eynars hatte selber daran gedacht, vgl. Nauj. Kel. 1880, S. 77, das Wort *ceitunga* durch ein anderes zu ersetzen. Bas. riet ihm *laikraštis* zu wählen; es ist das Wort, das sich heutzutage allgemein in der litauischen Schrift- und Gemeinsprache durchgesetzt hat.

Es kam also darauf an, daß man ein eigenes Organ schuf, bestimmt besonders für die Litauer jenseits der russischen Grenze, in lateinischen Lettern gesetzt, das in der nötigen Auflage über die Grenze geschmuggelt, die Bauern für ein nationales Litauertum begeisterte. Die neue Bewegung, die das Litauertum so vor dem Untergang bewahrt hat, beginnt mit der Aušra. Als ihren Zweck nennt Šliūpas in seiner Vorlesung 'Aušra', Kaunas 1923, S. 15 'die

1) ir be Jusū paczių Pagalbos, ir kitokiu budu ir prieß Jus paczius toliaus Jus apgįsiu.

Sprache zu beleben, sie zu lieben, sie zu rühmen — das war die heilige Aufgabe der Aušraleute'[1]). Über die Anfänge spricht sich Basanavičius in der Autobiographie, die er Šliūpas für sein Buch Lietuviszkiejie rasztai ir rasztininkai (1890) sandte, S. 189 so aus[2]): 'Als ich noch in Prag war, Anfang 1883, verabredete ich mit Vištelis (Pseudonym: J. A. V. Lietuvys) und J. Mikšas, unter meiner Redaktion eine literarische Zeitschrift herauszugeben, der ich den Namen Aušra [Morgenröte] gab. Diese Zeitschrift begann vom April an in Ragnit zu erscheinen; ihr Ziel war: die Litauer aus dem Schlaf zu wecken'. Basanavičius stammte, wie erwähnt, aus Ožkabaliai bei Vilkaviškis, Vištelis (geb. 1831) aus Marijampolė, Mikšas (geb. 1862) aus Wirkieten-Virkytai bei Heydekrug. Das heißt, die beiden ersten gehörten zu derselben Dialektgruppe, auf die auch die litauische Schriftsprache in Ostpreußen aufgebaut war. Mikšas war preußischer Žemaite, aber wie oben erwähnt, an die litauische Schriftsprache gewöhnt. Es arbeiteten mit: Sauerwein, der ja sein Litauisch im mittellitauischen Ostpreußen gelernt hatte, Jankus (geb. 1858) aus Bittehnen bei Ragnit, Šliūpas (geb. 1861) aus Grūdžiai bei Schaulen. Am nächsten der preußischen Schriftsprache stand neben Sauerwein und Jankus mit ihrer preußisch-mittellitauischen Mundart in seiner Mundart Basanavičius. Immerhin war ein merklicher Unterschied zwischen der Mundart von Ožkabaliai und den preußisch-litauischen Dialekten, das zeigt schon die oben zitierte Anmerkung. Jacoby sagt MlIG I 117 von mundartlichen Aufzeichnungen des Basananičius in seiner Heimatmundart: 'Abgesehen von der abweichenden Orthographie bleibt so manches Wort uns unverständlich'.

Die sämtlichen Artikel wurden eine Zeitlang vor dem Druck von Basanavičius und später von Vileišis durchgesehen, vgl. Sliūpas, Aušravorlesung, S. 10. Es galt eine einheitliche Schriftsprache zu gestalten, das war nicht leicht. Wer von Hause aus das Mittellitauische beherrschte, konnte sich bald in der Sprache der Begründer der Aušra bewegen. Für die Žemaiten oder Ostlitauer war das sehr schwer. Da mußten die Redakteure viel an den Beiträgen solcher Mitarbeiter umändern. Gelegentlich verrät der Briefkasten der Aušra etwas. Der Redakteur Mikšas antwortet in der Aušra

1) gaivinti kalbą, ją mylėti, ją didžiuotiesi — tai šventoji aušrininkų pareiga.

2) Pragoje dar esant, pradžioje 1883 m., susitariau su Visztelu (J. A. V. Lietuviu) ir J. Mikszu iszleisti, po mano rėdymo, literariszką laikrasztį, kuriam vardą Auszros suteikiau. Szitas laikrasztis nū balandžio pradėjo Ragainėje iszeiti; mieris jo — lietuvius pabudinti isz miego.

I 120 dem Žemaiten Miglovara (Iuozapas Myliauskis)[1]: 'Unsere Orthographie ist die von Schleicher festgesetzte; nur wird der Gen. Plur. mit einem Dach bezeichnet da, wo man ihn vom Instr. Sing. unterscheiden muß, ebenso wird der Gen. Sing. der Wörter der 2. Deklination vom Nom. Plur. unterschieden; auch findet sich in unserer Orthographie ein erweichendes *i* hinter den Zungenlauten *cz ž (cziaudėti meldžiu)*. — Der Konsonant *v*, welcher dem gewöhnlichen doppelten *w* in der Aussprache gleichkommt, ist in dieser Nummer eingeführt; denn auf diese Weise werden Wörter, in denen *v* vorkommt, kürzer (*w* nimmt noch einmal so viel Raum ein wie *v*)'. Danach wäre nicht aus irgend welchen besonderen wissenschaftlichen oder nationalen Gründen *v* (wie es Schleicher hatte) gegenüber dem *w* der ersten Nummern, das ja auch Baranowski schrieb, eingeführt worden, sondern lediglich aus Sparsamkeitsrücksichten. Ist das wirklich so? Mir sind hierüber orientierende Schriften nicht zugänglich gewesen. Aus der zitierten Stelle ergibt sich, daß Schleicher die maßgebende Sprachinstanz für die Aušraleute war. Vielleicht ist es nicht ohne Bedeutung, daß Basanavičius als Student in Moskau, wie er bei Šliūpas, Rasztai ir rasztininkai S. 180 erzählt, im Kreis litauischer Studenten aus der Suvalkija verkehrte, in deren Bibliothek sich außer Donalitius u. a. auch Schleicher befand. An andern Stellen wird übrigens in der Aušra außer Schleicher auch Kurschats Grammatik empfohlen. Die Aufsätze von Miglovara-Myliauskis wurden nach Tumas Liet. lit. pask., J. Myliauskis, S. 95 regelmäßig durchkorrigiert, und das war wohl auch recht nötig, das zeigt schon der sehr eigensinnige Brief, den Tumas a. a. O. S. 98 abgedruckt hat. Auch bei Dovoina-Silvestravičius, der sehr gut Žemaitisch sprach, haperte es in der Anwendung der für die Großlitauer neuen Schriftsprache sehr, vgl. Tumas Liet. pask., M. D.-Silvestravičius, S. 58 fg., ebenso wie bei verschiedenen anderen.

Im allgemeinen erfahren wir leider nur selten etwas darüber, wie die Schreibung ausgeglichen worden ist. I 119 wird einem Einlieferer von Gedichten gesagt, daß die zu stark mundartliche Färbung aus der Sprache des Nordens im entfernteren Süden und bei den preußischen Litauern im Westen nicht verständlich sei und daher umgeschrieben werde. Es würde von Interesse sein, z. B.

1) Musu statraszas (tiesrasztis, ortograpija) yra Szleikerio pastatytasis, tik genetyvas pluralio yra su stogeliu paženklintas czę, kur reikia jį nů singulario instrumentalio atskirti, teip pat ir žodžių antrosiós deklinacijós genetyvas singulario nů nominatyvo pluralio atskiriamas; dar randasi musu statrasze suminksztinąsis *i* po liežuviniu sąbalsių *cz, ž (cziaudėti, meldžiu)*. — Sąbalsis *v*, kursai paprastam dvigubam *w* isztarmėje lyginas, yra szimo numeryje įvestas, nės tokiu budu žodžei, kuriůse *v* randasi, susitrumpina (*w* antrą tiek vietós užima nekaip *v*).

von dem noch lebenden M. Jankus, der von II Nummer 4 bis III Nummer 8 die Redaktion geführt hat, zu erfahren, wie eine leidliche Einheitlichkeit der Sprache hergestellt wurde. Meine eigenen Bemühungen bei Jankus haben mich zwar in sehr dankenswerter Weise über die Nöte und Gefahren des Herausgebers aufgeklärt, sind aber sonst leider ergebnislos geblieben. Verschiedenheiten der Sprache fallen auch beim oberflächlichen Lesen auf. Es tut eingehender Forschung not, um die Einzelheiten aufzudecken. Aus II 211 geht hervor, daß sich mancher Mitarbeiter wie Antanas iš Bugnu (Aišbė) zuerst nur schwer an die Schreibung der Aušra gewöhnte, obwohl er aus der Nachbarschaft von Vilkaviškis stammte: es ist der Jurist Kriščiukaitis. Interessant aber ist, was Šliūpas, Rasztai ir raszt. 101 schreibt, daß ihm zuerst Sauerwein in einem Briefe die Fehler verbesserte. Später hatte Šliūpas selber die Sprache andrer zu verbessern; so berichtet das Tumas Liet. lit. pask., Męziniai, S. 185 über Mikola Mężinis. Die Redaktoren der Aušra hatten damit sicherlich viel zu tun. Bei einer unfertigen Sprache ist das ganz natürlich. Noch heute lassen sich ja angesehene litauische Schriftsteller ihr Manuskript von einem Meister der Sprache verbessern, heutzutage wandern sie zu Jablonskis. Dessen braucht sich niemand zu schämen. Über die gesprochene Sprache der Mitarbeiter der Aušra läßt sich natürlich noch viel weniger leicht etwas feststellen. Eingeweihte könnten aber allerlei berichten. Von Vanagelis-Sokołowski erzählt Tumas Liet. lit. pask., Ks. Sakalauskas S. 134, daß er als Schüler nicht rein Litauisch sprach. Daß sich das bei ihm später von Grund auf geändert hat und daß er die dzūkischen Lautverbindungen zu meiden versteht, kann ich selber bezeugen. Am besten wäre es, wenn der eine oder andere von sich selber etwas berichten könnte, wie ich es Griech. Forschungen I 198 fg. versucht habe, die Veränderungen in meiner Sprache darzustellen. Dabei dürften auch die Hemmungen nicht unerwähnt bleiben, die jeder in solchem Fall erlebt, vgl. was ich S. 207 über *erster* gesagt habe. Tumas schreibt mir, daß er vom Jahr 1888 an begonnen habe, im Umgang mit Gebildeten der Schriftsprache gemäß zu sprechen. Wir Sprachforscher würden gern viel Genaueres über derartige Sprachveränderungen hören, namentlich von einem Mann wie Tumas.

Beachtenswert ist, was ein preußischer Litauer in der Aušra III 112 schreibt:[1]) 'Die Mitarbeiter der Aušra werden später einmal

1) Sandarbininkai Auszros vėliaus įkurtojais raszto kalbos visai Lietuvai stovės. Jei asz įpatingai Prusu Lietuvos laikraszczius ir Niamuno Sargą skaitau, rodosi priegada grumzdžianti, kad tarp Prusu ir Rusu Lietuvos kalbos persisky-

als die Begründer der Schriftsprache für ganz Litauen dastehen. Wenn ich besonders preußisch-litauische Zeitungen, auch den Niamuno Sargas lese, scheint die Gefahr zu drohen, daß zwischen dem Preußischlitauischen und dem Russischlitauischen ein Unterschied beginnt, wie zwischen dem Holländischen und dem Deutschen. Das wäre ein Unglück. Es darf nur eine einzige Schriftsprache geben. Weg mit allen Germanismen und Slavismen!'

Die Sprache der Aušraleute weicht von der heutigen Sprache selbstverständlich in vielen Punkten ab. Ich gebe nur zwei Beispiele dafür, wie sich die Sprache seitdem verändert hat.

Lehrreich ist z. B. ein Vergleich der Monatsnamen. Man kann daraus ersehen, wie sich erst allmählich die jetzige Form, die nun allenthalben festsitzt, eingebürgert hat. In der jetzigen Sprache sind die Monatsnamen: 1. *sausis*, 2. *vasaris*, 3. *kovas*, 4. *balandis*, 5. *gegužės mėnuo*, 6. *birželis*, 7. *liepos m.*, 8. *rugpiūtis*, 9. *rugsėjas*, 10. *spalis*, 11. *lapkritys*, 12. *gruodis*.

In der Aušra sind die Namensformen noch keineswegs fest. I 119 werden sie von Mikšas einem der Leser (ich nehme jetzige Orthographie) neben den lateinischen lituanisierten Formen mitgeteilt als: 1. *sausis*, 2. *vasaris*, 3. *kovas*, 4. *balandis*, *karvelis*, *sultekis*, 5. *gegužės m.*, 6. *berželis* (*birželis*, *sėjos m.*??), 7. *liepos m.*, 8. *rugpiūtis*, 9. *rugsėjas*, 10. *spalių m.*, 11. *lapkritys*, 12. *gruodis*. So werden die Formen auch in dem Kopf der Monatsnummern im Band II und III gegeben; aber ausgenommen sind II 3 *kovo m.*, II und III 5 *gegužis*, II und III 6 *jaunis*, II und III 8 *rugpiūčio m.*, II 10 *spaliaus m.*, III 10 *spalinis*, II 11 *lapkriczio m.* Im 1. Band der Aušra liest man (1 und 2 fehlen) am Kopf: 3. *kovinis*, 4. *balandinis*, 5. *gegužinis*, 6. *berželis*, 7. *liepos m.*, 8. *rugpiūties m.*, 9. *rugsėjas* (*šilinis m.*), 10. *spalinis*, 11. *lapkritys*, 12. *gruodis*. Die verschiedenen Mitarbeiter benutzen daraus bald diese, bald jene Form. I 84 wird *sėjos m.* vom Mai, I 248 *sėjos m.* vom Juni, III 211 *jaunio* (*sėjos*) *m.*, III 39 *jaunio m.* (von Basanavičius) gebraucht.

Zum Vergleich stelle ich dazu die Formen, die Baranowski in seinen Briefen anwendet: 1. *sausis*, 2. *vaseris*, 3. *morcius*, *kowas*, 4. *karwelis*, 5. *gegužė*, 6. *biržis*, 7. *liepos* (*m.*), 8. *rugpiūtis*, 9. *rugsėjas*, 10. *spalių m.*, 11. *lapkritys*, 12. *siekis*.

In Preußischlitauen wurden ehedem dieselben Namen zum Teil sogar für einen andern Monat benutzt. Wie das zusammenhängt, will ich nicht untersuchen, da mir hier nicht daran liegt zu zeigen,

---

rimas, kaip tarp Ulandijos ir Vokietijos, prasidedąs. Tai butu nelaimė. Tik viena vienintelė raszto kalba tur buti. Szalin su visais germanismais ir slavicismais.

wie die Verschiedenheiten zu verstehen sind, sondern daß aus ihnen und andern, die ich hier nicht aufzähle, die Ausgleichung in der jetzigen Literatursprache geworden ist. Es ist das also ein Beispiel dafür, wie schnell sich ein Sprachgebrauch durchsetzt.

Noch lehrreicher ist es, die Sprache der Aufsätze der Aušra allgemein mit der jetzigen Sprache zu vergleichen. Das, was einem in jener am allermeisten auffällt, ist die Unmenge von Fremdwörtern. Man merkt aber auch sonst, daß sich allerlei gewandelt hat. Ich habe mir, um eine festere Grundlage zu haben, die erste Seite der von Basanavičius geschriebenen Vorrede (I 3) von drei jungen Litauern, die in diesem Winter bei Gerullis in Leipzig studiert haben, unabhängig voneinander in die heutige Literatursprache umsetzen lassen, und zwar von einem Westlitauer (Bukota aus Marijampolė), einem Žemaiten (Salys aus Reketė, Mundart ŽT) und einem Ostlitauer (Skardžius aus Subačius, Mundart R 4). Ich drucke hier erst den Originaltext von Basanavičius, dann die drei Umsetzungen in die heutige Sprache ab:

Jau trisdeszimt ir penki metai praejo nuog to laiko, kada atsirado pirmas lietuwiszkas laikrasztis. Jei mes tą keliû metû tarpą sulyginsime su ilgomis eilemis metû, kuomet musû tauta (gimine) wisokeis wargais ir sunkenybemis prispausta, negalejo ne mislyti apie sawo alpstanczios dwases atgaiwinimą ir dwasiszką peną, tie praszokusieji trisdeszimt ir penki metai pasirodys mums kaip wakarykszte diena! Per ilgus tuos amžius musû gimine teip buwo paniekinta ir prispausta, jog už tiesą dywitis reikia, kad tik per wieszpaties malonę jiji iki szei dienai dar gywa liko! Senowes gadynese apgywenus kone dwigubą žemes plotą, ji szendie taip didei wisose szalyse susimažino, jog prilygsta tiktai szeszeliui senosios musû Lietuwos! Tas sunykimas musû tautos nusidawe ipaczei del to, jog daugumas Lietuwiû parubežiuose su kitomis tautomis gywenancziû, pasisawino per ilgus amžius swetimas kalbas: Žmones patys neiszmire drauge su iszmirimu tose szalise lietuwiszkos kalbos — jie liko, tik priemę kitą, swetimą kalbą tapo ar Wokieczeis ar Slowenais. (Original der Aušra).

Jau praėjo trisdešimt penkeri metai nuo to laiko, kaip yra atsiradęs pirmas lietuviškas laikraštis. Jei mes tą kelerių metų tarpą sulyginsime su ilgomis eilėmis metų, kada mūsų tauta, visokių vargų ir sunkenybių spaudžiama, ir manyti negalėjo apie savo alpstančios sielos gaivinimą ir dvasios peną, tai tie praėjusieji trisdešimt penkeri metai atrodys mums kaip vakarykščia diena! Tuos ilgus amžius mūsų giminė buvo taip niekinama ir spaudžiama, jog reikia iš tikrųjų stebėtis, kad tik per Viešpaties malonę ji

teišliko gyva iki šiai dienai! Gyvenusi senovėje kone dusyk didesniame žemės plote, šiandien ji taip iš visų šalių sumažėjo, jog ji dabar tepanaši į mūsų senosios Lietuvos šešėlį! Taip sunyko mūsų tauta labiausiai del to, kad daugumas lietuvių, gyvendami pasieniais samišriui su kitomis tautomis, per ilgą pasiėmė svetimas kalbas. Patys žmonės su lietuvių kalbos išnykimu tose vietose drauge neišmirė, — jie liko, tik pasiėmė kitą, svetimą kalbą, virto vokiečiais ar slavais (Bukota).

Jau trys dešimtys penkeri metai praėjo nuo to laiko, kaip atsirado pirmas lietuviškas laikraštis. Jei mes tą kelerių metų tarpą sulyginsime su ilgomis eilėmis metų, kad mūsų tauta, visokių vargų ir sunkenybių prispausta, nė manyti negalėjo apie savo alpstančios sielos gaivinimą ir dvasios peną, — tie prašokusieji trys dešimtys penkeri metai atrodys mums kaip vakarykščia diena! Tuos ilgus amžius mūsų tauta taip buvo paniekinta ir prispausta, jog iš tiesų stebėtis reikia, kad tik Viešpaties malone ji iki šiai dienai dar gyva liko! Senovėje gyvenusi kuone du kartu didesniame žemės plote, ji šiandien taip didžiai visose šalyse yra sumažėjusi, jog tiktai šešėliui senosios mūsų Lietuvos beprilygsta! Mūsų tauta taip sunyko ypač dėl to, kad pasieniuose daugumas lietuvių, gyvenančių mišriai su kitomis tautomis, per ilgus amžius pasisavino svetimas kalbas. Žmonės patys neišmirė, išnykus tose šalyse lietuvių kalbai, — jie liko, tik, pasiėmę kitą, svetimą kalbą, išvirto vokiečiais arba slavais. (Salys).

Jau trys dešimtys penkeri metai praėjo nuo to laiko, kada pasirodė pirmas lietuviškas laikraštis. Jei tą kelerių metų tarpą sulyginsime su ilgomis metų eilėmis, kada mūsų tauta, visokių vargų ir sunkenybių prispausta, negalėjo nei galvoti apie savo alpstančios dvasios atgaivinimą ir dvasinį peną, tie praslinkę trys dešimtys penkeri metai pasirodys mums kaip vakarykštė diena! Per ilgus tuos amžius mūsų tauta buvo taip paniekinta ir prispausta, jog iš tiesų reikia stebėtis, kad tik iš viešpaties malonės ji iki šiai dienai dar gyva liko! Senovėj jos gyvenamas plotas buvo beveik dukart didesnis už dabartinį, bet šiandien ji yra iš visų pusių didžiai sumažėjusi: dabar ji beprilygsta tik senosios mūsų Lietuvos šešėliui. Taip mūsų tauta galėjo sunykti ypač del to, kad daugumas lietuvių, pasieniais su kitomis tautomis gyvenančių, per ilgus amžius pasisavino svetimas kalbas. Nykstant tose šalyse lietuvių kalbai, patys žmonės neišmirė, — jie liko, bet tik, ėmę kita, svetima, kalba kalbėti, tapo vokiečiais arba slavais. (Skardžius).

Es zeigt sich, daß die Ausdrucksweise der drei Umsetzungen erheblich von dem Original abweicht, aber untereinander sehr ähn-

lich ist. Ganz gleichmäßig werden die slavischen Fremdwörter durch litauische Wörter ersetzt: *mislyti : manyti, galcoti ; dywitis : stebėtis ; senowes gadynese : senovėje ; parubežinose : pasieniais.* Das slavische *o* in *Slowenais* ist durch das litauische *a* ersetzt, die slavische Endung ist beseitigt.

Ganz charakteristisch sind auch andere Abweichungen vom Original. Basanavičius hat *metai* als Plural von *metas* 'Jahr' konstruiert. Die jetzige Sprache zieht das Plurale tantum *metai* vor und verlangt daher die Distributivzahlen *penkeri* und *keleri*. Für das altertümliche *nuog* verwendet man heute *nuo*. Ebenso ist *kuomet* in der hier vorkommenden Bedeutung gemieden. Der Instrumental in Abhängigkeit von *prispausta* war bei Basanavičius ein Slavismus (vgl. Fraenkel, Syntax der litauischen Kasus § 179) und hat selbstverständlich der echtlitauischen Konstruktion des Genetivs weichen müssen. Statt des mundartlichen *dwases*, wie es auch im Preußisch-Litauischen üblich ist, sagt man in Großlitauen jetzt *dvasios*. An *už tiesą* haben meine drei Gewährsmänner gleichmäßig Anstoß genommen; denn das ist slavisch gedacht und entspricht dem polnischen *za prawdę*; auch *susimažinti* beruht auf einem Slavismus, den Būga Kalba ir senovė 90 rügt. Für das wenig gebräuchliche *jiji* gebraucht die Schriftsprache nur *ji*, wie sie auch nur *gyventi* imperfektiv kennt, nicht auch das zusammengesetzte *apgyvenus*. In der Verwendung von *dvigubą* steckt ebenso wie in der Verbindung *sunykimas nusidavė* oder in dem *iszmirimu* von der Sprache und in *priemę* m. E. ein Germanismus.

Das Interesse an der Aušra war nicht allenthalben dasselbe. Es ist natürlich, daß die Bewohner derjenigen Teile Litauens, die ähnlich sprachen, wie in der Aušra geschrieben wurde, den stärksten Anteil an der neuen Zeitschrift nahmen, also in der Suvalkija, besonders z. B. in Marijampolė. Die Teilnahme bei den preußischen Litauern blieb aus. Erstens mochten sie nicht Antiqua lesen, sondern nur Fraktur. Außerdem sahen sie mit Verachtung auf die kulturell vielfach tiefer stehenden russischen Litauer herab, von denen sie obendrein kirchlich getrennt waren. In der Aušra aber erblickten sie eine russisch-revolutionäre Bewegung, die ihnen bei ihrer konservativ-preußischen Einstellung unsympathisch sein mußte. Mikšas beklagt sich daher I 89 über die Interesselosigkeit der preußischen Litauer, während er das Interesse in der Žemaitija zu rühmen weiß, hat ja auch von der dritten Nummer an der Žemaite Vieversis mitgearbeitet. Frühzeitig ist das Interesse in Schaulen geweckt worden, vgl. I 116, vielleicht unter dem persönlichen Einfluß des in der Nachbarschaft von Schaulen geborenen Šliūpas.

Dagegen in dem hart an der Grenze bei Memel gelegenen Krottingen wollten die Bewohner auch noch im 3. Jahrgang der Aušra nichts von dieser wissen (III 362). Wir erfahren an dieser Stelle III 360, daß in der Stadt Memel nicht leicht eine litauische Seele zu finden sei. Doch konnte Parplis (= Mikšas) I 289 fg. schon berichten, daß die Mauern zwischen Preußisch- und Russisch-Litauen fielen, wie er auch I 180 erwähnt, daß polonisierte Litauer ihre Namen wieder litauisch gestalteten.

Man liest vielfach, daß der Unterricht in litauischer Sprache verboten war von 1864—1904. Das ist in dieser Allgemeinheit nicht richtig. Ich habe oben (S. 79) bereits eine Stelle aus Aleknas Buch über Valančius erwähnt, die beweist, daß man jene Behauptung etwas einschränken muß. Mir ist nicht bekannt, daß es darüber eine ausführliche Darstellung gibt. Ich stelle hier einiges zusammen. In Marijampolė wurde nach Rasztai ir raszt. 174 im Jahr 1867 zweistündiger litauischer Unterricht am Gymnasium eingeführt, und zwar, wie Tumas Lietuvių literatūros paskaitos, Gimžauskas, S. 248 fg. ausführt, um das Polnische zu schwächen. Nach Biržiška, Mūsų raštų istorija S. 45 wurde in der Volksschule in der Suvalkija, am Gymnasium auch in Suwalki, sowie an Schulen in der Žemaitija Litauisch unterrichtet. Žemaitisch war der Unterricht nur in Rietavas nach Tumas, Liet. lit. pask., Ivinskis, S. 20. In der Aušra I 286 heißt es:[1]) 'In den Gymnasien und Realschulen Preußisch-Litauens wird wöchentlich 2stündig fakultativ litauischer Unterricht erteilt. Dasselbe geschieht auch in den russischen Gymnasien des Gouvernements Suwalki'.

I 182 berichtet Parplis (= Mikšas)[2]): 'Die am meisten [Litauisch] schreiben, sind die litauische Geistlichkeit, die aufgerüttelt (aus dem Schlaf erwacht) sich bereits nicht mehr von ihrer Sprache und ihrem Volk abtrennt; sie kennt die litauische Sprache von Grund auf deswegen', weil sie nicht nur den Sprachunterricht, sondern auch sonst ihre ganze Bildung in litauischer Sprache erhalten hat'. Spricht hier der Verfasser von den Früchten des Baranowskischen Unterrichts? Er sagt weiter:[3]) 'Die litauische Li-

---

1) Prusu Lietuvos gimnazijose ir realinėse gimnazijose po dvi adini kasnedėl norintiems lietuviszkai pasimokinti dūda mokslą. Taippat daroma ir maskoliszkose gimnazijose Suvalku redibos.

2) Daugiausiai raszo lietuviszkoji kunigistė, kuri atsimūdusi (isz miego atsibudusi) jau nebeskirias su savo kalbą ir giminę; ji pažįsta lietuviszką kalbą isz pat szaknies, dėl to kad ne vien kalbos mokslą, bet ir szaip visą apszvietimą lietuviszkoj' kalboje gavusi.

3) Lietuviszkoji inteligencija, lietuviszkai kalbanczioji, skaitos teip pat ne

tauisch sprechende Intelligenz zählt ebenfalls nicht nach Zehnern, sondern nach Hunderten. Bajoren und gelehrte, gebildete Litauer kommen in Gesellschaften zusammen und sprechen untereinander Litauisch, und niemand kommt das wunderbar vor'.

Auch das darf hervorgehoben werden, daß der Generalgouverneur von Kaunas anordnete, vgl. III 283, die Namen der ins Priesterseminar Eintretenden dürften nicht polonisiert werden, was wie a. a. O. ausgeführt wird, in dem Lehrerseminar in Telšiai rigoros geschah. Von demselben Gouverneur erzählt Vanagelis (Sokołowski) III 358, daß er in den Elementarschulen das polnische Vaterunser beanstandete und es auf Litauisch verlangte. Das geschah natürlich alles, um die der Russifizierung entgegenstehende Polonisierung zu bekämpfen. Dem Litauischen traute man keine so starke Kraft zu.

Sehr bezeichnend ist, was III 99 steht. Hier klagt Szarka darüber, daß es keine gebildeten Mädchen unter den Litauern gebe und daß der gebildete Litauer, wenn er sich eine Frau nehmen wolle, gezwungen sei, sie unter den Polen, Deutschen oder Russen zu suchen[1]. 'Das ist der Grund, weswegen unser Volk zu grunde geht und weswegen die gebildeten Völker ohne Scham unsere berühmten Männer [gemeint ist z. B. Mickiewicz] für sich in Anspruch nehmen können'. Einige Jahre später ist in der Zeitschrift Varpas derselbe Gedanke ausführlicher behandelt worden. Die litauischen Bauern werden in einem längeren Aufsatz ermahnt, nicht nur ihren Söhnen, sondern auch ihren Töchtern eine gute Bildung angedeihen zu lassen, damit der gebildete Litauer eine gebildete Lebensgefährtin litauischer Nationalität finden könne. Heute ist das längst verwirklicht; es studieren viele Mädchen, und viele litauische Ehefrauen haben die Universität besucht.

6. In dem einführenden Aufsatz der ersten Nummer der Aušra schrieb Basanavičius I 3[2]): 'Das Aussterben unseres Volkes vollzog sich besonders darum, weil sich die Mehrzahl der in den Grenzgegenden mit andern Völkern zusammenlebenden Litauer durch lange Jahrhunderte hindurch eine fremde Sprache aneignete. Die Leute

deszimtimis, bet szimtais. Susieina bajorai ir mokįti, apszviesti Lietuviai į draugistes ir kalba tarp savęs lietuviszkai ir nei vienam tai nerodos divinai.

1) Ot tai priežastis, dēl ko musu tauta žusta ir dēl ko svetimos tautos be gēdos gal pasisavinti musu garsingus vyrus.

2) Tas sunykimas musu tautos nusidawe ipaczei del to, jog daugumas Lietuwiů parubežiuose su kitomis tautomis gywenancziů, pasisawino per ilgus amžius swetimas kalbas. Žmones . . . tapo ar Wokieczeis ar Slowenais.

wurden Deutsche oder Slaven'. Wenn auch Basanavičius eine übertriebene Vorstellung von der Germanisierung der Litauer hatte — er war der verkehrten Ansicht, daß im jetzigen Memelgebiet und darüber hinaus nach Westen einmal nur Litauisch gesprochen worden sei; denn er hielt auch die Preußen für Litauer — so muß ich doch noch folgende Bemerkung herausheben, I 4[1]): 'Heutzutage sagen die Gelehrten, welche unser Leben und seine Schwierigkeit kennen, einstimmig, daß diejenigen unsrer Nachbarn, in deren Gewalt unser Volk ist, darauf hinarbeiten, daß wir, wenn nicht heute, so doch morgen zu Deutschen oder Slaven (Polen und Russen) werden'. Damals, als Basanavičius das schrieb, 1883, arbeitete man in Deutschland zwar nicht, wie er sagt, darauf hin, daß die Litauer aussterben sollten, aber man glaubte daran. Auch Šliūpas erzählt in seiner Vorlesung über die Aušra (Kaunas 1923) S. 6, daß 1882 Prof. Thomas, Fried. Kurschat ebenso wie Pačiabutas in Wilna an einem Aufleben des Litauischen verzweifelten.

Im ehemaligen Ostpreußen ist das Litauische seit 1883 allerdings nicht zu neuer Blüte entwickelt worden; aber in dem ehemaligen R u s s i s c h - L i t a u e n i s t d a s l i t a u i s c h e V o l k e r w a c h t, so erwacht, daß die einigende Schriftsprache, deren Grundlage erst 1883 mit der Aušra gelegt wurde, bei den Lesekundigen der Mundart bereits gefährlich zu werden beginnt. Wie war das so schnell möglich?

Die erste Wirkung ging von der Aušra und den ihr folgenden Zeitschriften (Varpas usw.) aus. Alle hatten dasselbe Ziel: die nationale Wiedergeburt. Von entscheidender Wichtigkeit ist dabei, daß alle Zeitschriften an die von der Aušra gewählte Sprache anknüpften und so allmählich alle Litauer sprachlich einigten. Ich habe mir von manchem älteren Litauer erzählen lassen, wie sie als Schüler die Zeitschriften, deren Einfuhr nach Rußland verboten war und die sie daher nur heimlich lesen durften, geradezu verschlangen und wie so der nationale Gedanke die Jugend begeisterte. An diesen Zeitschriften lernten viele erst Litauisch lesen. Die Aufsätze wurden, weil wenig Exemplare vorhanden waren, oft den Freunden laut vorgelesen. Dabei sprach man die Wörter natürlich insoweit mundartlich aus, als gewisse Laute oder Lautverbindungen der Zunge nicht geläufig waren. Aber vieles nahmen die Litauer dabei unmittelbar aus den Zeitschriften auf, so etwa das *a* statt

1) Szendien wisi mokinti wyrai, kurie musu gywenimą ir jo sunkumą pažinsta, wienu balsu sako, jog tie musu kaimynai, po kuriu waldzia musu gimine yra, warą ant to, idant mes ne szendien, tai už metu kitu, pawirstumem ar in Wokieczius, ar wel in Slowenus (Lenkus ir Gudus).

o/u und das *e* statt *i* in den östlichen Gegenden, das *d, t* statt *dz ts* vor bestimmten hellen Vokalen im Gebiet der Dzūken usw. Viele neue Ausdrücke wurden auch unwillkürlich gelernt, manche Redewendung durch die der Aušrasprache ersetzt. Jespersen sagt Journal de Psychologie XXIV 582: 'Tout le monde est plus ou moins incapable de résister aux phrases et aux tournures qu'on entend tous les jours, comme, par exemple, les mots lancés dans les revues, dans les journaux ou dans la vie politique, et qui se répandent quelquefois avec une rapidité étonnante comme une contagion mentale'. So ward die Aušrasprache gleich von Anfang an nicht nur die Grundlage der litauischen Schriftsprache, sondern auch der gesprochenen litauischen Gemeinsprache. Die Begeisterung war allenthalben der Hauptträger der Bewegung. Vielfach waren es ganz bestimmte Persönlichkeiten, welche die Bewegung in die Schuljugend trugen; zu ihnen gehört z. B. Kriaučiūnas, Lehrer am Gymnasium zu Marijampolė.

Wie sich in den wenig Jahren seit 1883 in Litauen die Schriftsprache und im besonderen auch eine gesprochene Gemeinsprache herausbilden konnte, läßt sich hoffentlich durch genauere Forschung bis in die Einzelheiten hinein noch verfolgen. Damit liefert das Litauische geradezu ein Musterbeispiel für die Sprachwissenschaft. Man wird aus den Ausführungen im folgenden ersehen, wie viel mit Jespersens Darstellung Mankind S. 41 fg. übereinstimmt und wie sich seine Auffassung vertiefen läßt. Auf die Gedanken J. B. Hofmanns Bayer. Blätter f. d. Gymnasialwesen LXII 317 fg. gehe ich hier nicht ein, obwohl ich sie für sehr wertvoll halte. Mir kommt es nicht so sehr auf den Unterschied zwischen Schriftsprache und Gemeinsprache an, den Bally (Le langage et la vie in dem Kapitel: langage naturel, langage littéraire et style) und Hofmann ausgezeichnet herauszuarbeiten begonnen haben. Mir liegt vielmehr besonders daran, das Werden der litauischen Sprache seit 1883 überhaupt zu fassen. Denn das Wunderbare ist, daß in dem kurzen Zeitraum von noch nicht 50 Jahren eine Sprache, die zum Tod verurteilt zu sein schien, eine ausgedehnte Literatur besitzt und von 2 Millionen Menschen täglich gesprochen wird. Diese Umgestaltung trägt die interessantesten Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft in sich. Ich will im folgenden versuchen, mich ihnen von verschiedenen Seiten aus zu nähern.

Im Mittelpunkt der litauischen Sprache steht nicht mehr wie ehedem die Mundart, sondern die allen gemeinsame Schriftsprache und die sich bildende gesprochene Gemeinsprache. Die Losreißung von der Mundart beginnt heutzutage bei dem Großlitauer schon

in der Kindheit, zum Teil sogar in der allerfrühesten Kindheit. Ein Teil der Eltern hat sich selbst bereits eine über der Mundart stehende Sprache angewöhnt; so hört das Kind von früh auf eine höhere Sprache. Oder die Eltern stammen aus verschiedenen Mundartengebieten, was bei den Beamten und andern oft der Fall ist, auch nach van Ginneken, wie ich Jespersen, Die Sprache S. 47 entnehme, ein besonders günstiger Fall für Entwicklung der Gemeinsprache. Wie anderwärts erziehen natürlich auch in Litauen die Spielgefährten einander in der Sprache. Das kommt vor allem in den zusammenhängenden Ortschaften in Frage. Dabei ist jedoch zu beachten, daß der größere Teil gerade dieser Orte Jidden sind, deren Kinder mit den christlichen Kindern nur selten zusammen spielen; wohl aber wachsen die andern meist durcheinander auf, gleichgiltig, ob die Eltern reine Litauer sind oder nicht. Es wäre wünschenswert, Beobachtungen über diese Dinge zu erhalten. Von Nordamerika hört man häufig, daß die Kinder deutscher Eltern darum so gut Englisch sprechen lernen, weil sie durch den Spott ihrer Spielkameraden erzogen werden. Wie mag das in Litauen stehen? Jespersen sagt in seinem Buch 'Die Sprache' S. 128 allgemein geradezu: 'daß der wichtigste Umstand bei der Verbreitung der allgemeinen Landessprache die Kinder selbst sind'.

Ein mächtiger Hebel zur Förderung der Gemeinsprache ist die Schule. Der Schulbesuch ist nach dem Krieg ungeheuer gestiegen, vielfach haben sich ja sogar noch erwachsene Analphabeten auf die Schulbank gesetzt. Die Zahl der Analphabeten ist dauernd im Fallen. Sie ist beim Militär leicht festzustellen. 1921 betrug die Zahl unter den Rekruten mit litauischer Muttersprache 28 %, 1924 nur noch 24 %. Über die neuesten Ziffern bin ich nicht unterrichtet. Schulzwang ist erst ganz kürzlich eingeführt worden. Damit wird der Einfluß der Schule auf die Sprache noch weiter gewaltig steigen. Aufgabe des Lehrers ist es ja, die Schüler in der Schriftsprache zu unterrichten. Auswüchse der Mundart werden dabei ganz selbstverständlich auch in der Umgangssprache bekämpft. Es fehlt mir nur jede Unterlage, um den Fall mit konkreten Beispielen zu belegen. In den Elementarschulen stammen die Kinder fast alle aus demselben Mundartengebiet. In den höheren Schulen ist das aber oft anders. Da der größere Teil der Litauer auf dem Lande lebt, sind sie gezwungen, ihre Kinder nach auswärts zur höheren Schule zu senden. So kommen auf den höheren Schulen leicht Kinder aus verschiedenen Mundarten zusammen. Manche dieser Schulen wie z. B. das Marianergymnasium in Marijampolė scheinen besonders stark mundartlich zusammengewürfeltes Schüler-

material zu haben. Daß hier die Mundarten im Unterricht und vielleicht noch mehr im Verkehr der Schüler untereinander abgeschliffen werden, liegt auf der Hand. Die Lehrer der Anstalten könnten uns darüber wohl allerlei Aufschlüsse geben.

Häufiger als in den Schulen werden Mitglieder der verschiedenen Mundarten in engste Berührung miteinander gebracht an den Seminarien, den Lehrerseminarien wie den Priesterseminarien, sowie an den Hochschulen. Bei einem derartigen Verkehr entsteht ja fast notgedrungen eine Art Koine als Umgangssprache. Deshalb darf man auch annehmen, daß sich schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts an der Universität und dann an der geistlichen Akademie in Wilna eine litauische Gemeinsprache herauszubilden begonnen hatte. Es wurde das nur durch Aufhebung dieser Hochschulen völlig unterbrochen; leider wird sich kaum noch etwas darüber feststellen lassen. Vielleicht ist es dagegen möglich, das eine oder andre noch zu erfahren über die Anfänge einer Gemeinsprache an dem Priesterseminar in Kaunas. Muravjev hatte, wie bereits erwähnt, das žemaitische Priesterseminar aus Varniai nach Kaunas verlegt, um es stets unter seinen Augen zu haben. Da er aber einen Teil der Kleriker von Wilna ebenfalls dem Seminar in Kaunas überwies, führte er damit Kleriker aus der Žemaitija, aus Mittellitauen und Ostlitauen zusammen. Wenn sich dies zunächst für eine litauische Gemeinsprache nicht auswirkte, so hing das nur damit zusammen, daß die Umgangssprache der Kleriker zuerst meist Polnisch war (vgl. auch Alekna, Valančius S. 202). Es bleibt zu untersuchen, von wann an sich das allmählich mehr und mehr änderte, inwieweit hier etwa der Unterricht Baranowskis und seiner Nachfolger einwirkte, im besonderen aber, wie die Bestrebungen der Aušra und der späteren Zeitschriften an diesem Brennpunkt geistigen Verkehrs der Litauer verschiedener Mundarten mit der Zeit völligen Wandel schafften. Daß die Kleriker in Wilna schon in den achtziger Jahren begannen, untereinander Litauisch zu sprechen, berichtet M. D. in der Aušra III 13.

Von besonderer Wichtigkeit ist heutzutage natürlich die Universität, die in ihren Studenten Angehörige aller Mundarten Litauens umspannt. Dabei hat eine sehr große Bedeutung außer dem Verkehr und der Pflege einer Hochsprache in den Vorlesungen die besondere, mir in ihren Einzelheiten nicht genau bekannte Einrichtung, daß alle Studenten, welche auf eine künftige Beamtenstellung hinarbeiten, ein Examen in litauischer Sprache ablegen müssen. Das ist bei der Unfertigkeit der litauischen Schrift- und Gemeinsprache eine sehr nützliche Maßregel. Sie bedingt beson-

dere Vorlesungen und Übungen in der litauischen Sprache, die zuerst von Jablonskis abgehalten wurden und jetzt auf seinen Nachfolger Balčikonis übergegangen sind. Mir fehlen die Unterlagen für genauere Angaben. Es leuchtet ein, wie ungeheuer groß hier das Gewicht eines einzelnen Mannes werden muß, der ja fast allein der Sprache der akademisch gebildeten Beamten den höheren Schliff gibt. Über diese ganzen Verhältnisse lassen sich wohl leicht Nachforschungen anstellen. Die Einzelheiten, die hier zu Tage treten, sind vorzüglich geeignet, auf das ganze Problem der Sprachentwicklung und besonders der Bedeutung des Individuums dabei Licht zu werfen.

Ganz ungewöhnlich groß war und ist noch der Einfluß des Professors Jablonskis. Er ist umso größer, als Jablonskis seit Jahren, ja schon seit der Zeit vor dem Krieg durch grammatische Werke eine Norm festzulegen bestrebt ist. Ich nenne nur, was mir bekannt ist. 1911: Lietuvių kalbos sintaksė I, 1918: Mūsų žodynėlis, 1919: P. Kriaušaičio ir Rygiškių Jono Lietuvių kalbos gramatika, 1920: Pasakėčios, 1922: Vargo mokyklai, 4. Aufl. (eine Sammlung von kleinen Erzählungen als Muster der Sprache), Lietuvių kalbos grammatika, 2. Aufl., 1925: Lietuvių kalbos vadovėlis, 1928: Linksniai ir prielinksniai; dazu kommen noch viele Aufsätze in Zeitschriften und Tageszeitungen. Man kann Jablonskis' Stellung mit der Gottscheds vergleichen, wie sie Burdach in der Festschrift für Sauer aufzeigt; aber sein Einfluß ist noch größer. Das, was Jablonskis als richtig hinstellt, ist naturgemäß vielfach von der Art, wie Güntert, Grundfragen der Sprachwissenschaft S. 126 die Umgangssprache charakterisiert, daß 'oft künstlich erklügelte, völlig willkürliche Regeln ersonnen werden müssen, um den Sprechenden zu befehlen, was recht und was falsch sein soll'. Mir ist es z. B. häufig begegnet, daß erst ein Buch von Jablonskis zu Rate gezogen wurde von einem Litauer, den ich nach der Bildung einer Form oder besonders nach einer Intonation gefragt hatte. Dabei wurde gelegentlich auch ein vereinzeltes Beispiel, das etwa in Mūsų žodynėlis steht, unrichtig verallgemeinert, bis ich dann in verschiedenen Fällen von Jablonskis selber eines besseren belehrt wurde. Bei der Schwierigkeit, zumal die Feinheiten der Intonation richtig zu treffen, ist es ganz natürlich, daß die Litauer, die nicht von Hause aus das Mittellitauische der Suvalkija sprechen, nicht selten selbst nicht sicher sind, wie man sich in der Hochsprache auszudrücken hat.

Neben den Einwirkungen der Grammatiker ist der Einfluß der verschiedenen Sprachkommissionen zu beachten. Nach Be-

gründung der Republik Litauen sind Kommissionen ins Leben gerufen worden, deren Aufgabe es war oder ist, bestimmte Ausdrücke, welche bisher der Sprache fehlten, neu zu prägen. Hier läßt sich die Entwicklung verhältnismäßig leicht verfolgen.

Von allerhöchster Bedeutung auch für die Sprache ist die Jugendbewegung, die wie in allen Landen so auch in Litauen den ganzen Menschen faßt. Die litauische Jugendbewegung ist litauisch-national. Es ist das ein Faktor allerersten Ranges. Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft. Kein Alter ist begeisterungsfähiger als die Jugend. Die Begeisterung aber ist der Hauptträger in der sprachlichen Umgestaltung, wie noch unten auszuführen ist. Darum haben denn auch die litauischen Nationalisten im Memelgebiet eine litauische Jugendbewegung ins Leben gerufen. In wieweit daselbst auch eine deutsche Jugendbewegung besteht, weiß ich nicht. Diese Dinge zu verfolgen, ist sprachwissenschaftlich äußerst lohnenswert. Darüber ist noch nichts geschrieben worden, weil die Jugendbewegung selber noch zu jung ist. Um so notwendiger ist es, daß sich die Sprachwissenschaft des Problems von ihrer Seite aus ganz allgemein annimmt. Die sprachliche Zukunft von Deutsch-Südtirol z. B. hängt ganz davon ab, ob die faschistische Bewegung, die sich in Bozen, Meran oder Sterzing äußerlich nicht anders abspielt als in Mailand oder Rom, die Herzen der Jugend erobert oder nicht.

Eine ausgezeichnete Schulung auch in Hinsicht auf die Heranziehung einer litauischen Gemeinsprache gewährt jedem körperlich tüchtigen Erwachsenen die Ausbildung im Heer. Hier finden die stärksten Auswüchse der Mundart, soweit sie durch die vorausgegangene Erziehung und Lebensweise nicht beseitigt waren, in kurzer Zeit ihren Meister in dem Spott der anderssprechenden Kameraden. Ich habe mir z. B. von einem žemaitischen Bauernburschen aus der Nachbarschaft von Švekšna erzählen lassen, daß ihn die Spötteleien seiner Kameraden in der Frist von wenig Tagen dazu gebracht hätten, auf seine Sprache zu achten und die auffallendsten Eigentümlichkeiten seiner Mundart möglichst zu meiden. Könnte nicht, um die Verhältnisse stärker zu beleuchten, über die sich ändernde Sprache der Rekruten allerlei berichtet werden? Vermutlich werden die Vorgänge in den verschiedenen Garnisonen nicht ganz gleichmäßig sein. Garnisonen gibt es nur in Mittel- und Ostlitauen, nicht in der Žemaitija.

Stark gewirkt hat natürlich auch der Krieg. Durch ihn sind Litauer der verschiedensten Mundarten auf lange Zeit hin in engste Berührung miteinander gebracht worden, sei es in den Regimentern,

sei es in der Gefangenschaft, sei es in den Lagern der Evakuierten. Läßt sich darüber noch etwas herausbekommen? Vielleicht wird auch ein Studium der von der deutschen Heeresleitung herausgegebenen litauischen Kriegszeitung Dabartis einige Ergebnisse liefern.

Von größter Wichtigkeit ist, daß das ganze Beamtentum als Schrift- und Verkehrssprache jetzt die litauische Literatur- und Gemeinsprache benutzt. Vom einfachsten Hilfsarbeiter bis hinauf zum Minister alle handhaben mehr oder weniger dieselbe Sprache. Dabei ist es bedeutsam, daß die Beamten, Zivilbeamte wie Militär, von einem Ort an den andern versetzt werden können, ein Umstand, der für Ausbildung einer gesprochenen Gemeinsprache sehr günstig ist. Ich habe schon erwähnt, daß die akademisch gebildeten Beamten ein Sprachexamen ablegen müssen. Mir ist es nicht bekannt, ob oder inwieweit auch die andern Beamten einer derartigen Prüfung unterworfen werden. Jedenfalls wird von jedem Beamten verlangt, daß er der litauischen Sprache völlig mächtig ist. Darum ist die Zahl der Juden in der Beamtenschaft noch sehr gering. Nirgends mehr als für die tägliche Sprache der Beamten hat erst die Republik Litauen neue technische Ausdrücke auf gut Litauisch schaffen müssen. Wie haben sich die neuen Wortprägungen eingebürgert, wo und wann halten die Sprecher noch an Slavismen fest, wie steht es mit den zum Teil noch sehr wandelbaren Umänderungen? Stimmt außerdem die gesprochene Gemeinsprache überall mit den schriftlich gebrauchten Kunstausdrücken überein?

Etwas, was gewisse Teile der Sprache besonders schnell und eindringlich befestigt, sind wie anderwärts, so auch in Litauen, die Aufschriften an den Häusern, auf den Ladenschildern, die Straßennamenbezeichnungen und Ähnliches. Sie veranlassen ja in einem fremden Land, daß einem vielerlei aus der fremden Sprache sozusagen anfliegt. Man liest derartiges unwillkürlich immer wieder und versteht den Sinn sehr oft schon aus der Situation. Die immer wiederkehrende Wiederholung trägt stark zur Befestigung bei. In Litauen muß jeder Geschäftsinhaber, jeder Handwerker usw. seine Waren oder, was er irgend dem Publikum anpreisen will, sichtbar in gut litauischer Sprache auf Schildern und dergl. angeben. Kommissionen haben die Bezeichnungen, die vielfach ganz neu sind, ausgearbeitet und achten, soviel ich weiß, streng auf Befolgung. Mir sind allerlei spaßige Vorfälle erzählt worden, welche diese Dinge beleuchten. Da ich aber keine Möglichkeit habe, derartige Erzählungen auf ihre Wahrheit hin zu prüfen, sehe ich davon ab, sie wiederzugeben. Zur richtigen Würdigung des Werdens der

litauischen Sprache ist es aber erforderlich, auch diesen Dingen nachzugehen.

Vielleicht die stärkste Macht in der Herausbildung auch der litauischen Gemeinsprache bildet die Presse und Literatur. Durch sie haben ja, wie geschildert, Basanavičius und seine Freunde die litauische Bewegung erst in Gang gebracht. Es wird zu untersuchen sein, wie die allmählich sich immer stärker mehrenden Zeitschriften gewirkt haben, wie durch sie die heutige Schriftsprache gebildet und wie diese Schriftsprache in die gesprochene Gemeinsprache umgesetzt worden ist. Der Einfluß der litauischen Tageszeitungen ist ganz gewaltig, nicht zum wenigsten auch für diejenigen Bewohner Litauens, die der Sprache des Landes nicht ganz mächtig sind. Dabei entspricht mancher Einfluß der Sprache der Tagespresse sicherlich gar nicht immer dem Wunsch der litauischen Nationalisten und Puristen. Ich glaube, daß nirgend anderswoher mehr Slavismen, teils alte teils neue, ihren Eingang in die Sprache der Bevölkerung finden als von hier. Darüber wie über die Sprachkämpfe in den Tagesblättern werden genaue Untersuchungen nötig sein. Zeitungen wie ehedem die Lietuva und jetzt Lietuvos Aidas oder der Rytas haben einen großen Leserkreis und tragen tagtäglich ihre Sprache ins Land hinaus.

Die Sprache der verschiedenen Literaten und Schriftsteller ist — wie selbstverständlich — keineswegs einheitlich. Der Dzūke Krėvė-Mickevičius z. B schreibt anders als der Ostlitauer Vienuolis-Žukauskas, der Ostlitauer Tumas-Vaižgantas anders als der Żemaite Vaiškus oder der Suvalkijote Kriščiukaitis-Aišbė oder der Tilsiter Storost-Vidūnas. Es ist Aufgabe künftiger Forschung festzustellen, wie die Sprache der einzelnen Schriftsteller beschaffen ist, was sich aus der Sprache eines jeden durchgesetzt hat usw. Die bisherigen verdienstlichen Untersuchungen wie die von Tumas oder M. Biržiška u. a. sind auf das Literarische gerichtet und streifen das sprachwissenschaftliche Problem leider nur gelegentlich.

Ein Zentrum der gesprochenen Gemeinsprache ist das Theater. Bei uns in Deutschland geht die Normalisierung einer mustergültigen Aussprache überhaupt von Bestrebungen der Bühnenkünstler aus. Die Bühne muß aber allerwärts darauf bedacht sein, daß die Sprache ihrer Mitglieder bei den Zuschauern keinen Anstoß erregt. So wird auch die litauische Bühne notgedrungen beizeiten auf eine bestimmte Musteraussprache hingearbeitet haben. Es gilt, diese Bestrebungen aufzudecken und die Geschichte des litauischen Theaters zu verfolgen von ihren ersten geheimen Anfängen in Joniškis im Jahre 1903 (vgl. Lietuvos Aidas 1928, Nr. 147) über die

erste in litauischer Sprache erlaubte Aufführung von Keturakis' Amerika Pirštyje in Polangen bis heute, wo die Litauer über ein Staatstheater mit Schauspiel und Oper verfügen, das von der Hauptstadt aus Gastvorstellungen auch in der Provinz gibt. Den Einfluß des Theaters auf die Gemeinsprache darf man nicht unterschätzen, wenn auch die Zahl der Besucher beschränkt sein muß. Das im Theater gehörte Wort wirkt, weil das Stück die Sinne gefangen nimmt, besonders stark und eindringlich.

Nur mäßig dagegen ist die Bedeutung der Volksfeste für die Entwicklung der litauischen Gemeinsprache. Allerdings strömen dabei viele Leute zusammen; aber die Feste vereinigen meist wie die Jahrmärkte oder Ablaßtage nur die nächste Umgebung eines Ortes. Weiter von auswärts ziehen vielleicht die jährlichen Ausstellungen mit Umzügen in Volkstracht oder die Veranstaltungen in der Hauptstadt an den staatlichen Festtagen an. Immerhin hat man auch derlei mit in Rechnung zu stellen, zumal bei solchen Gelegenheiten, auch z. B. bei den sog. Gegužinės, nationale Ansprachen gehalten werden und die Wogen der Begeisterung hochgehen.

Von viel größerer Wichtigkeit ist die Kirche mit ihren Predigten, wo auch der einfachste Mann die gehobene Sprache der Gebildeten regelmäßig vernimmt. Auch der Verkehr der Geistlichen mit den Gemeindemitgliedern wirkt mit. An den Sonn- und Festtagen kommen die 'Interessenten' vom Land nach dem Gottesdienst vielfach zu ihrem Pfarrer, um mit ihm besonders auch wirtschaftliche Fragen durchzusprechen. Hierbei bemüht sich gar mancher Bauer etwas 'feiner' zu reden.

Eins ist für die litauische Gemeinsprache sehr bedeutungslos, das ist das Wandern und Reisen. In Litauen wandert man nicht, um das Land kennen zu lernen; auch reist man zu diesem Zweck nicht mit Motorrad, Auto und Eisenbahn umher. Die fast das ganze Jahr hindurch unergründlich schlechten Wege haben einen größeren Verkehr bisher stark verhindert. Erst ganz neuerdings scheint der Autobus bisher undenkbare Möglichkeiten zu erschließen. Der Bauer fährt mit seinem Wagen nur zur nächsten Stadt; viele kommen, wenn sie weiter fahren, etwa auch einmal nach Schaulen oder Kaunas. Nur zwei Ausnahmen gibt es in der schönen Sommerzeit: zur Erholung begeben sich viele Litauer in die zwei Badeorte, nach Birštonas an der Memel südlich von Kaunas zu den salzhaltigen Quellen und den schönen bewaldeten Anhöhen oder an die Ostsee nach Polangen mit seinem herrlichen Strand. An beiden Orten gibt es eine größere Zahl von Pensionen usw., um

die Gäste aufzunehmen. Hier strömen die Litauer aus dem ganzen Land zusammen. Auch die Litauer aus Amerika fehlen da nicht. In Polangen ist im Juli und August die litauische vornehme Welt vom Präsidenten abwärts versammelt. Daß dieses Zusammentreffen auch zum Abschleifen der mundartlichen Sonderheiten beiträgt, kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen. Im Sommer 1928 z. B. war ich häufig mit einem Amerikaner zusammen, der aus dem ostlitauischen Rokiškis stammte und mich wiederholt um Rat anging, ob er in einem Wort *u* oder *a* zu sprechen habe, z. B. bei *unksti* (schriftspr. *anksti*). Über die Stärke des Einflusses des Verkehrs in den Badeorten auf die Gemeinsprache und besonders über typische Einzelheiten wird sich kaum etwas sagen lassen.

Im Vorausgehenden habe ich manche von den Bedingungen gestreift, die Anlaß zu der ungeheuer schnellen Ausbreitung der litauischen Gemeinsprache gegeben haben; von den Kräften, die mit den Bedingungen zusammengewirkt haben, habe ich noch nicht gesprochen. Bei dem überraschend schnellen Geschehen müßte die in erster Linie in Betracht kommende treibende Kraft leicht erkenntlich sein. Das ist sie in der Tat. Es ist der von der nationalen Begeisterung getragene Wille der Sprechenden, sich die litauische Sprache in bestmöglicher Form anzueignen. Es wird sonst viel von den Trieben zur Klarheit und zur Schönheit, von der Bequemlichkeit, vom Nachahmungstrieb usw. gesprochen. Alle diese, besonderes der letztere, und noch viele andre Triebe mögen mitspielen. Sie sind aber nur ein Teil. Es tritt vielmehr der ganze Mensch, all sein Fühlen, Denken und Wollen bei der Sprachentwicklung in Tätigkeit, nicht nur die einzelnen Triebe, die so oft genannt werden, wie ich mehrfach betont habe. In unserem Fall ist alles dem Willen zur Sprache unterstellt. Weil der Sprechende das Litauische möglichst gut beherrschen will, helfen bei ihm alle Geisteskräfte mit, sich dem Ziel zu nähern. Es kommt also bei einer so plötzlichen und umfassenden Umwälzung in der Sprache auf die ganze geistige Einstellung der Sprechenden an. Jespersen betont mit Recht Die Sprache, S. 244, daß unter den Bedingungen für die Sprachveränderungen die politischen, kulturellen oder religiösen Verhältnisse eine Hauptrolle spielen. Das ist auch hier so. Die vorausgegangene politische und kulturelle Unterdrückung seitens der Russen und Polen hat den Litauern das gewaltige Unabhängigkeitsstreben verliehen, aus dem heraus der Wille zur Neubelebung der schon halb im Aussterben begriffenen Sprache geboren ist. Ganz Ähnliches können wir zur Zeit auch bei andern Völkern beobachten. Daß der Wille zur Sprache für ihre Ausdehnung von

ausschlaggebender Bedeutung ist, müssen wir z. B. auch bei der griechischen Koine voraussetzen. Es scheint sonst schwer begreiflich, warum nach dem 4. Jahrhundert vor Christus so rasch die griechischen Dialekte hinschwinden und warum sich die griechische Sprache so schnell in die Ferne verbreitet. Erst die Begeisterung, der Wille zur Sprache macht das verständlich.

Wenn man sich überlegt, in welcher Weise die neue Bewegung auf die verschiedenen Teile der Bevölkerung gewirkt hat, so erkennt man bald, daß am leichtesten die noch nicht polonisierten Schichten gewonnen werden konnten. Es kam aber darauf an, daß die Bewegung auch die polonisierten Kreise ergriff. Da waren es vor allem die Geistlichen; denn diese waren ganz polonisiert und zuerst das stärkste Hindernis in der Ausbreitung einer litauischen Kultursprache. Kůksztis (= Silvestras Gimžauskas) klagt darüber Aušra I 14[1]): 'Wie früher so hatten auch zu Beginn dieses Jahrhunderts die Polen einen großen Einfluß auf die Litauer; Stellvertreter der Polen in Litauen waren die katholischen Geistlichen, die in dem polnischen Patriotismus untergegangen waren; sie hofften die Litauer zu überreden, Polen zu werden und die polnische Sprache anzunehmen; deswegen hielten sie in der Kirche die Predigt sehr häufig auf Polnisch. Wie es anderwärts in Litauen war, so und noch schlimmer ging es den Litauern in den großen Städten: überall hörte man die polnische Sprache, und die unsere wurde mit Füßen getreten.'

Äußerst bezeichnend ist, was mir Martynas Jankus über seine Reise mitteilt, die er vor dem Erscheinen der Aušra durch Großlitauen machte, um für den litauischen Gedanken zu werben: 'In den Pfarreien war nirgends die litauische Sprache zu hören. Das Bajorentum aller Art bestand nur aus Polen, die zu Hause nur Polnisch sprachen'[2]). Der niedrige Adel ist nur zu einem Teil in der Zwischenzeit dem Litauertum wiedergewonnen worden. Darüber ließen sich sehr wohl Angaben machen. Der andere Teil ist aus der Polonisierung bis zur Gründung der Republik nicht wieder

1) Kaip pirmiau taip ir ant pradžios szio amžiaus Lenkai turejo didelę intekmę ant Lietuwiu; Lenku wietininkais Lietuwoje buwo kuningai katalikai, pasinerę lenkiszkame tewiszkume (patrijotisme); jie tai tikejosi Lietuwius perkalbesę pasiwersti in Lenkus, priimti Lenku kalbą; to delei tai jie itin (labai) tankei ir po bažniczios sakidawo pamokslus lenkiszkai. Kaip kitur Lietuwoje buwo, teip ir dar wargiau wiko (ejo) Lietuwiams po didžiuosius miestus: wisur girdejosi lenkiszka kalba, o musoji buwo kojomis sumindžiota.

2) Klebonijose nebuvo niekur lietuviškos kalbos girdėti. Bajorija, visokios kategorijos, tiktais Lenkai, kurie savo namuose tiktais lenkiškai kalbėjosi.

zur Sprache seiner Väter zurückgekehrt. Das ist mit ein Hauptgrund für die Agrarreformen geworden, die jeden größeren Landbesitz als 80 Hektar verbietet. Bei der Geistlichkeit ist die Rücklituanisierung, wenn zuerst auch mit Kämpfen, völlig geglückt, obwohl gerade sie der polnischen Bildung am tiefsten verfallen war.

Seit den Zeiten Jadvigas, Jogailas und des Vytautas war von den polnischen Geistlichen polnische Sprache und Kultur nach Litauen gebracht worden. Die Geistlichkeit, die Trägerin der Bildung, war daher bei Begründung der Aušra am stärksten polonisiert von allen Teilen der Bevölkerung. Aufgabe der Forschung ist es, festzustellen, wie sich das allmählich geändert hat, und womöglich durch Statistiken zu erfassen, wie im Lauf der letzten Jahrzehnte die litauische Sprache durchgedrungen ist. Unter den jetzt lebenden Geistlichen ist noch eine Zahl, die in einer längeren Zeit ihres Lebens das Litauischsprechen fast aufgegeben hatte, und ebenso ist immer noch eine Zahl unter ihnen, die lange Zeit hindurch besser Polnisch als Litauisch sprechen konnten, ja womöglich können. Es fehlen auch nicht solche, die noch heute eine Scheu haben, die Predigt auf Litauisch zu halten, weil sie in ihrer Muttersprache zu unsicher sind. Es mangelt uns aber darüber jegliche Übersicht. Mancherlei davon ist ja nicht mehr so leicht festzustellen. Aber das schon wäre recht nützlich, wenn wir eine Zusammenstellung darüber hätten, wo und bis wann die Predigt, die Beichte usw. sich nur in polnischer oder in polnischer und litauischer Sprache vollzogen. Da gibt es immerhin allerlei, was man nicht ohne weiteres vermuten sollte. Mir ist z. B. von Telšiai erzählt worden, daß mindestens noch 1919 der Predigttext erst litauisch, dann polnisch vorgelesen wurde, wenngleich der Priester seine Predigt selber nur in litauischer Sprache hielt. Mir sind auch Geistliche bekannt, die für ihre Predigten polnische Postillen benutzen, auch wenn sie die Predigt auf Litauisch halten. Daß dadurch Polonismen im Litauischen festgehalten werden müssen, liegt auf der Hand. Verstreut kann man über die Verwendung des Litauischen im Gottesdienst da und dort etwas lesen, z. B. bei Alekna, Valančius 222 fg., auch in der Aušra; das muß gesammelt und eine Übersicht geschaffen werden.

Auch die übrige polonisierte Intelligenz hat sich in den letzten Jahrzehnten immer mehr bemüht, zur Sprache ihrer Väter zurückzukehren. Es ist aber ganz selbstverständlich, daß gerade diese Leute besonders schnell dem nivellierenden Einfluß der neuen Schriftsprache erliegen, in kürzerer Zeit als solche Litauer, die von Kindheit auf immer Litauisch gesprochen haben.

Es gibt allerdings andrerseits auch einst polonisierte Litauer, die nicht die litauische Schriftsprache, sondern die litauische Mundart der Umgebung angenommen haben. Ob das etwa besonders bei der polonisierten Landbevölkerung in der Žemaitija der Fall ist, wäre zu untersuchen. Sehr vielfach sind die Dinge nicht leicht herauszubekommen, weil solche Leute sich heute vielfach schämen, daß sie in früheren Jahren Polnisch gesprochen haben. Für den Beobachtenden ergibt sich das aber doch häufig ganz einfach aus den Fehlern gegen die Grammatik, zumal gegen ihre Feinheiten, und aus der Unvollständigkeit des vorhandenen litauischen Sprachschatzes, die mich manchmal in Erstaunen versetzt hat. Ich habe beobachten können, daß besonders für konkrete Dinge gelegentlich die gewöhnlichsten Wörter solchen noch nicht ganz wieder lituanisierten Litauern fehlen. Ich vermute, daß es sich dabei zum Teil um ganz typische Lücken handelt. Hierüber wären Sammlungen äußerst erwünscht.

Mit der Unabhängigkeit Litauens ist mit einem Schlag die litauische Sprache zu einer ganz anderen Macht geworden: jetzt ist das Litauische Staatssprache. Das bedeutet, daß einerseits für alle Bewohner Litauens die bisherige fremde Staatssprache, das Russische, beiseite geschoben, andrerseits aber sogar Staatsbürgern mit nichtlitauischer Muttersprache das Litauische mehr oder weniger zu einer Notwendigkeit geworden ist. Letzteres trifft vor allen Dingen die Juden, deren Muttersprache das Jiddische ist und die mehr oder weniger russifiziert waren.

Die jiddischen Ladeninhaber und die jiddischen Handwerker, die den größeren Teil beider Berufsstände ausmachen, lernten vor dem Krieg als Kultursprache außer dem Deutschen, das zu erlernen für sie sehr leicht ist, vor allem das Russische. Die Leute, die heutzutage noch in Litauen Russisch sprechen oder lesen, sind in erster Linie wohl die Juden. Mit Russisch kamen sie früher vielfach aus; viele verstanden dazu auch Polnisch, das bis zur Jahrhundertwende immer noch mehr oder weniger die Sprache der litauischen Intelligenz war. Litauisch zu lernen als weitere Fremdsprache, hatte für sie wenig Wert. Für den Verkauf einzelner Waren an nur Litauisch Sprechende reichte ein ganz geringer Wortschatz aus. Mit der Unabhängigkeit Litauens hat sich das völlig geändert. Der Jidde in Litauen hat jetzt das Litauische für sein Fortkommen nötig: die Zahl der nur Litauisch Sprechenden wächst von Jahr zu Jahr, der jiddische Kaufmann und Handwerker braucht das Litauische im Verkehr mit diesen. Ohne Litauisch kann der Jidde nicht Beamter werden. Das Litauische muß er

auch beherrschen, um Einfluß auf die Presse zu bekommen. Litauisch hat er nötig im Buchhandel, als Rechtsanwalt usw. Viele Jidden haben daher seit einigen Jahren angefangen, Litauisch zu lernen. Ich habe Jidden kennen gelernt, besonders Studenten, die ein sehr gutes Litauisch sprachen. Am Strand von Polangen oder Schwarzort, wo sich im Juli und August die Jidden in großer Zahl aufhalten, kann man von Jahr zu Jahr mehr Litauisch aus jiddischem Mund hören. Die Mehrzahl spricht das Litauische allerdings auf jiddischer Artikulationsbasis schlecht aus: man braucht sich daher meist nicht einmal umzudrehen, um zu wissen, ob ein Jidde oder ein andrer hinter einem Litauisch spricht. Hier hat also eine ganz neue Bewegung eingesetzt, die der Ausdehnung der Gemeinsprache von Jahr zu Jahr mehr entgegenkommt.

Das Polnische ist in Litauen seit der Unabhängigkeit ganz aus seiner ehemaligen Bedeutung verdrängt. Bei der Feindschaft, die in Litauen gegen alles herrscht, was Polnisch heißt, sind viele Polen oder polonisierte Litauer, zu denen übrigens auch Pilsudski gehört, ganz aus Litauen verzogen. Andre sprechen nicht mehr Polnisch auf der Straße, um nicht unangenehm aufzufallen. Das Prestige, das die polnische Sprache einst in Litauen hatte, ist völlig verschwunden. Ebenso steht es mit dem Russischen. Das Russische ist sehr stark zurückgegangen. Die russischen Beamten von ehemals, die keine geborenen Litauer waren, sind zum geringsten Teil in Litauen geblieben. Und die ehemaligen russischen Beamten litauischer Abkunft sprechen selbstverständlich jetzt Litauisch, wenn auch manchmal schlecht.

Es ist übrigens noch nicht so, daß die Litauer immer ihr Litauisch anwendeten. In Gesellschaften, wo verschiedenerlei Leute, auch solche, die Litauisch schlecht können, mit den Litauern zusammensitzen, kann man immer noch auch Polnisch oder Großrussisch hören.

Das ist auch kein Wunder, wenn man bedenkt, wie stark zusammengewürfelt die Bewohnerschaft Litauens ist, wo in den Städten und Städtchen die Jidden die Majorität bilden. Die Sprachenstatistik, die das vorsichtige Frankreich bis heute noch nicht kennt, ist im alten russischen Reich sicherlich voll der größten Fehler. Aber immerhin bleibt nicht viel anderes übrig, als sich daran zu halten. Danach hat z. B. im Gouvernement Kowno früher die Verteilung so ausgesehen: die 9 Städte hatten 12 % Litauer, 43 % Jidden, 20 % Polen, 18 % Großrussen usw., die Flecken und Dörfer 72 % Litauer, 11 % Jidden, 8 % Polen, 3 % Großrussen. Nach der litauischen Berechnung vom 1. Januar 1924 gab es in ganz

Litauen 83,9 % Litauer, 7,6 % Jidden, 3,2 % Polen, 2,5 % Großrussen. Genauere Zahlen und Nachforschungen über die Veränderungen könnten höchst interessante Ergebnisse für die Verbreitung der litauischen Schrift- und Gemeinsprache liefern.

Wenn die Bevölkerung Litauens aus so heterogenen Teilen heraus in der kurzen Spanne von Jahren zu einer Gemeinsprache gekommen ist, so ist es ganz natürlich, daß die Einheitlichkeit nicht die Feinheiten der Sprache mit umfaßt und daß andrerseits auch Unsicherheit herrscht, zumal so lange es kein vollständiges Wörterbuch gibt. Das jetzt im Entstehen begriffene Wörterbuch der drei Schweizer Niedermann, Senn und Brender wird vielleicht allmählich mit zu einer Richtschnur für die litauische Schrift- und Gemeinsprache werden. Die größten Schwierigkeiten macht die Betonung der Wörter, sowohl die Tonstelle wie besonders die Tonqualität. Ich habe mich darüber vielfach mit Lehrern des Litauischen an höheren Schulen unterhalten und habe dabei die Beobachtung gemacht, daß die Aukštaiten den Unterschied zwischen sog. Stoßton und Schleifton auf einfachem langem Vokal wie bei *stógas* 'Dach', *põnas* 'Herr' selbst nicht immer richtig kannten. Den Unterschied bei Diphthongen z. B. zwischen *áukštas* 'hoch' und *aũkštas* 'Stockwerk' kennen die Litauer fast durchweg gut. Aber der Žemaite, der zwar die zwei Qualitäten scharf trennt, ist vielfach unsicher, ob man in der Gemeinsprache ein Wort mit derselben Tonqualität zu sprechen hat wie in seiner Mundart oder nicht. Bei manchen Formen herrscht besondere Unsicherheit, z. B. bei der Betonung des Wortes *malonus* oder bei der Bestimmtheitsform des weiblichen Komparativs. Ich habe mich danach mehrfach bei gebildeten Suvalkijoten erkundigt und unsichere und sich widersprechende Antworten erhalten. Am stärksten sind die Unsicherheiten bei solchen Wortgruppen, die nicht einheitlich sind, wie bei den Zusammensetzungen mit *ant-*, *api-* (*apy-*), ferner z. B. bei den Wörtern auf *-ybė*. Am allerwenigsten Bescheid wissen die Litauer selber mit Pflanzennamen. Ich vermute, daß da Brender, der die Pflanzennamen für das erwähnte Wörterbuch bearbeitet, letzten Endes die Entscheidung darüber haben wird, wie die Namen in Zukunft heißen werden. Hier bin ich auch bei den gewöhnlichsten und häufigsten Pflanzen sehr oft auf völlige Unkenntnis gestoßen. Vielfach konnte man mir zwar den polnischen oder russischen Namen nennen, aber nicht den litauischen; da weiß der ungebildete Bauer oft noch am besten Bescheid. Leider stimmen die Namen in den verschiedenen Teilen Litauens nicht immer zusammen. Ich gebe nur ein Beispiel. In vielen Gärten und auf

den Friedhöfen blüht im Sommer die 'brennende Liebe' (lychnis chalcedonica); ich habe lange herum fragen müssen, bis mir endlich ein Bauer aus der Nachbarschaft von Griškabudis den Namen *gostauta* nennen konnte. Nicht anders ist es mir bei dem gelben Katzenpfötchen ergangen. Bei vielen anderen Blumen, die nicht einmal selten sind, haben meine Fragen nicht zu einem Ziel geführt.

In einer Beziehung stößt die moderne Sprache auf Hindernisse. Man hat im Litauischen begonnen, im weitesten Umfang die slavischen Lehnwörter, ja auch die internationalen Wörter durch einheimische Neu- und Nachbildungen zu ersetzen. Da gibt es aber unter den Lehnwörtern gar manche, die seit langem im Litauischen festsitzen, so die slavischen Ausdrücke in der Kirche. Ich habe z. B. ältere Frauen in der Žemaitija bitter darüber klagen hören, daß sie die neueren Gesangbücher nicht mehr verständen; da sei z. B. das ihrer Ansicht nach gut litauische Wort *traicė* 'Trinität' jetzt durch das ganz überflüssige *trejybė* ersetzt worden usw.

Es wird also notwendig sein, die Gemeinsprache bei den verschiedenen Ständen usw. genau zu untersuchen. Eine interessante Frage wird dabei auch die sein, wie die Sprache bei den Intelligenten in der Hauptstadt usw. aussieht, die früher nicht Litauisch sprachen. Da hat sich allmählich eine Koine der Intelligenz herausgebildet, die viele Slavismen, besonders Übersetzungsslavismen, enthält und überhaupt gar manche Erscheinung, die von der Gemeinsprache auf der Bühne und in der Schule nicht unerheblich abweicht. Zu dieser Koine hinüber führen viele Zwischenglieder. Man kann daher nicht selten bei Litauern, die im allgemeinen recht gut sprechen, dazwischen einen Übersetzungsslavismus hören, welcher nur der Nachlässigkeit im Sprechen sein Dasein verdankt, wie *lig pasimatymo* 'auf Wiedersehen', das nur *do svidanija* aus dem Russischen übersetzt, oder wie *pateiris*, das russ. *samovar* wiedergibt. Slavismen gibt es aber auch in der offiziellen Sprache noch genug. Ich erwähne nur einen, der recht lehrreich ist. Die Postkarte hieß im Amtsstil Jahre lang *atvirutė*, das ist genau genommen eine Nachbildung des russischen *otkrytkoje pismo* 'offenes Schreiben'. Im Sommer 1928 belehrte mich Jablonskis noch, daß unter *atvirutė* die postamtliche Karte mit eingedruckter Marke zu verstehen sei; die Karte mit Ansicht nenne man *atvirukas*. Seit einigen Wochen hat die litauische Post ihre Bezeichnung umgeändert; denn jetzt ist *atvirukas* aufgedruckt. Dieses Beispiel zeigt, wie sehr die litauische Schrift- und Gemeinsprache noch in

der Ausbildung begriffen ist, sie ist noch nicht fertig. Und doch drängt sie bei dem einen Litauer nach dem andern die Mundart zurück. Das ist sprachwissenschaftlich von dem allerhöchsten Interesse.

Wenn man von einer fremden Sprache aus an das Litauische herankommt, will es einem manchmal gar nicht recht gelingen, den echtlitauischen Ausdruck für ein ganz geläufiges Wort herauszubekommen — weil der Begriff fehlt. So habe ich z. B. anfänglich für 'Trinkgeld' nach dem Metoulasprachführer von Aschmies, S. 83 *delnpinigai* oder *margaryčios* gebraucht. Ich habe aber die Beobachtung gemacht, daß ich überhaupt nicht verstanden wurde. Im Sommer 1928 habe ich beim Mittagstisch in Polangen wiederholt das Gespräch darauf gebracht, konnte aber auch von gebildeten Suvalkijoten keine befriedigende Antwort erhalten, wie man 'Trinkgeld' auszudrücken habe; zu sagen *ant papirosų* 'für Zigaretten' oder Ähnliches wurde auch immer mit einem Fragezeichen versehen. Auch von Jablonskis bekam ich nicht die gewünschte Auskunft. Im Dezember 1928 habe ich mit Gerullis und drei litauischen Philologen, darunter einem Žemaiten, einem Suvalkijoten und einem Ostlitauer, eine halbe Stunde vergeblich darüber diskutiert. Den Begriff 'Trinkgeld' gibt es im Litauischen eben nicht. Schließlich brachte mich der Ostlitauer Skardžius auf den richtigen Ausweg, daß man den Begriff 'Trinkgeld' durch den Begriff 'Bedienung' *patarnavimas* umschreiben müsse. Das ist sicher richtig. Ich erwähne das so umständlich, weil es mir durchaus typisch erscheint für die Unfertigkeit des Litauischen.

Auf eins noch möchte ich das Augenmerk lenken. Unter der großen Menge neugebildeter Ausdrücke befindet sich eine recht große Zahl von zwar korrekten, aber schwerfälligen Bezeichnungen. Dem Fremden fällt das sehr stark auf. Die Wörter sind zu lang. Eine bekannte Erfahrung zeigt aber, daß derartige Wörter gekürzt werden: unser ehemaliges *Eisenbahnhof* ist schon längst zum *Bahnhof* geworden. So heißt z. B. das 'Kursbuch' *geležinkelių traukinių tvarkraštis* das sind drei Wörter mit elf Silben für unser eines Wort mit zwei Silben. Es wird lohnen, solche Ungeheuer zu sammeln und zu ergründen, wie sie beseitigt und ersetzt werden. Der 'Schnellzug' heißt *greitasis traukinys*; aber da genügt es bereits, wenn man nur *greitasis* sagt.

Auch ein Problem, das ich vor Jahren einmal KZ. XXXIX 609 fg. angeschnitten habe, läßt sich am Litauischen besonders gut studieren, das der Restwörter. Wenn Leute, die sich die Gemeinsprache mehr oder weniger gut aneignen, ein Wort ihrer Mundart

in der Gemeinsprache nicht kennen, so behalten sie in ihrer Anwendung der Gemeinsprache dieses Dialektwort bei, nötigenfalls, wo die Gemeinsprache einen Laut des Worts nicht besitzt, mit kleiner Veränderung der Laute, aber ohne das Wort ganz in die Laute der Gemeinsprache umsetzen. Solche Wörter nenne ich Restwörter. Bei einer Sprache, in der noch alles im Fluß ist, werden viele Gebildete, ohne es zu ahnen, Restwörter aus ihrer Mundart sprechen. Man kann Ausdrücke in Mundart auch in den Werken der Schriftsteller finden. Aber dabei läßt sich meist nicht ohne weiteres sehen, ob der Schriftsteller mit Absicht das Wort in die Schriftsprache einzuführen sucht, oder ob er ihm das mundartliche Gewand aus Unkenntnis gelassen hat. Eine größere Untersuchung am Litauischen könnte für andre Sprachen, bei denen die Dinge nicht so klar zu Tage liegen, höchst lehrreich werden. Natürlich gibt es auch das Gegenteil des Restwortes: das Wort der Hyperhochsprache, das zustande kommt, wenn ein Sprecher ein Wort der Mundart in die Gemeinsprache umwandeln will und dabei Laute umsetzt, die in Mundart und Gemeinsprache in dem betreffenden Wort nicht verschieden sein dürften. Auch dafür wird das Litauische eine erkleckliche Menge interessanter Beispiele liefern. Ich nenne nur aus Baranowskis Anykszczu szilelys 211 die falsche Umschrift von *apylinkej* in die Normalsprache als *apylenkéje*.

Notwendig wird es auch sein, zu untersuchen, wie die sich gestaltende Gemeinsprache in den verschiedenen Mundartengebieten in der Žemaitija, in Mittel- und Ostlitauen, unter Beibehaltung gewisser Provinzialismen eine verschiedene Färbung annimmt. Auch der Frage wird nachgegangen werden müssen, sich die verschiedenen Altersstufen zu der Gemeinsprache stellen, wie die 10-, 20-, 30- usw.-Jährigen männlichen und weiblichen Geschlechts. Endlich sollten geeignete Gemeinden in der Sprechweise ihrer sämtlichen Insassen genau untersucht und beschrieben werden, dabei müßte auch der Mehrsprachigkeit (Mundart: Gemeinsprache, Litauisch: Fremdsprache) genügend Aufmerksamkeit geschenkt werden.

7. Für die litauische Bewegung war es zunächst ein Schade, daß auch aus Preußen, wo die Aušra Unterschlupf gefunden hatte, ihr Redakteur Šliūpas, der Herausgeber von I, Nummer 5—10 und II, 1—3, ausgewiesen wurde. In Wirklichkeit war das trotzdem, glaube ich, ein großer Gewinn für die Lituomanen: denn Šliūpas verlegte nunmehr seine Tätigkeit nach Amerika und trug zum

Teil gemeinsam mit Burba stark zur Einigung der rasch wachsenden Zahl der Litauer in Amerika bei durch Gründung verschiedener litauischer Zeitschriften. Auch sandte er von drüben aus noch manchen Aufsatz in die Aušra und ihre Nachfolger. Ja, er ließ 1890 in Tilsit anonym ein Buch erscheinen: Lietuviszkiejie rasztai ir rasztininkai (Litauische Schriften und Schriftsteller), das einen Überblick über die litauische Literatur gab. In der Folge wurden dann viele litauische Bücher in Amerika herausgebracht oder neugedruckt, z. B. Daukantas mit Umsetzung des Žemaitischen in die neue Schriftsprache; Basanavičius' Dainasammlung u. a. haben Litauer in Amerika gesetzt.

Über die sprachliche Einigung der amerikanischen Litauer weiß ich nichts zu berichten außer ein paar Worten, die ich Šliūpas selber verdanke. Hier hat die Forschung noch gar nicht eingesetzt. Die Bedingungen für die Vereinheitlichung der Sprache in Amerika waren zum Teil anders als in der Heimat. Wir würden gerne darüber etwas hören, wie das Zusammenwohnen und -wirken von Litauern der verschiedensten Mundarten in einer Stadt Amerikas das Abschleifen der mundartlichen Aussprache begünstigte.

Šliūpas schreibt mir[1]): 'In Amerika, wohin ich 1884 geriet, fand ich mehr Litauer der Suvalkija, und die machten sich stark lustig über die Žemaiten, d. h. über die žemaitische Mundart. Obwohl die Suvalkijoten auch mich einen Žemaiten nannten, war ich doch kein solcher und konnte daher auch nicht Žemaitisch schreiben. In Amerika bürgerte sich in der Schrift eine Sprache ein, wie wir sie in Europa in den Schriften vorfinden. Das Volk spricht gewöhnlich seine Mundart, besonders Dzūken, Žemaiten und Ostlitauer (aus Anykščiai, Rokiškis usw.); aber allmählich wird die Schriftsprache angenommen, so daß schließlich die Sprache überall einheitlich ist.'

Da aus Amerika viele Litauer wieder in ihre Heimat zurückgekehrt sind (wie in der Novelle Vincas Stonis von Šatrijos Ragana), unter andern auch Šliūpas selber, so ist der einigende Einfluß des amerikanischen Litauisch auch in Litauen wohl zu beachten und der Untersuchung wert.

1) Amerikoje, kur atsiduriau 1884 m., radau daugiau Suvalkijos lietuvių, ir jie smarkiai pajuokdavo žemaičius, beje žemaičių tarmę. Nors suvalkiečiai ir manę Žemaičiu vadindavo, bet aš tokiu nebuvau, ir todėl žemaitiškai rašyti negalėjau. Amerikoje įsivyravo raštijoje kalba toki, kokių raštuose užtinkame Europoje. Liaudis paprastai kalba sava tarme, ypačiai dzūkai, žemaičiai ir rytiečiai (nuo Anykščių, Rokiškio etc.), bet iš lėto persiima rašytoji kalba, taip kad galų gale kalba suvienodėja visur.

8. Die Neubelebung des Litauischen ist auf dem Boden des ehemals zu Rußland gehörigen Litauens in vollem Maße gelungen. Die polonisierten Litauer sind zu der Sprache ihrer Abstammung wieder zurückgekehrt oder sind im Begriff, es zu tun. In Preußisch-Litauen ist der Versuch bisher mehr oder weniger gescheitert, und auch der Übergang des Memelgebiets an die Republik Litauen hat, wie es scheint, darin noch kaum Wandel geschaffen. Das Genauere wäre allerdings noch festzustellen. Was bereits darüber geschrieben ist, muß gesammelt, gesiebt und vervollständigt werden. Das eingeborene Litauertum ist im Memelgebiet auch jetzt nicht gerade im Wachsen. Allerdings sind viele Beamte aus Litauen herübergekommen, in Memel liegt Militär. Es ist nicht mehr so, daß man in Memel nichts vom Litauischen bemerkte. Allenthalben liest man litauische Aufschriften, die Straßennamen sind litauisch und deutsch angegeben, auf den Straßen kann man viel Litauisch sprechen hören, zumal an Markttagen. Auch in den Läden erklingt vielfach Litauisch. Auf der Straße kann man litauische Zeitungen kaufen. Aber das alles täuscht vielleicht nur ein Aufleben des Litauertums vor.

Ein wirklicher Maßstab ist die Zahl der litauischen Taufen, Konfirmationen, Eheschließungen. Herr Konsistorialrat Reidys in Memel schreibt mir: 'Ich kann Ihnen bestätigen, daß die durchschnittliche Zahl der Konfirmanden auch nach der Angliederung des Gebiets an Litauen weiterhin zurückgeht. So nimmt in der Kirchengemeinde Werden bei Heydekrug in diesem Jahr kein einziger Schüler mehr an dem litauischen Konfirmandenunterricht teil, während bisher dort immer litauische Einsegnungen, wenn auch nur mit sehr geringer Konfirmandenzahl, stattgefunden haben. Andererseits ist aber auch nicht zu verkennen, daß sich allmählich immer mehr, besonders in dem nördlichen Teile des Gebiets, angesehene Litauer großlitauisch einstellen und ihren Einfluß auch bei den Wahlen zu den kirchlichen Körperschaften ausüben. So bestehen diese in Plicken bei Memel nach der Neuwahl bereits zur Hälfte aus Litauern mit großlitauischer Einstellung.' Eine Statistik besitze ich nicht. Doch ließe sich die wohl unschwer aufbringen. Nach der letzten deutschen Zählung gab es im Memelgebiet unter 141 Tausend Bewohnern 69 Tausend mit litauischer Muttersprache. Von diesen 69 Tausend waren nicht nur 2000, wie das Statistische Jahrbuch angibt, zweisprachig. In Wirklichkeit wird es unter diesen Litauern nur eine kleinere Zahl gegeben haben, die Deutsch nicht verstand. Wie die Wahlen zum Memelländischen Landtag gezeigt haben, denkt weitaus der größere Teil nicht großlitauisch,

und derartige Wahlen pflegen immer etwas stärker zu gunsten des Landesherrn auszufallen, als es dem Herzen der Wähler entspricht. Großlitauisch denkt nur ein verschwindend kleiner Teil der eingesessenen litauischen Bevölkerung. Das ist der wahre Grund, warum die litauische Bewegung hier bisher keinen Fuß zu fassen vermochte. Diese protestantischen Litauer fühlen sich zumeist als ein Glied der Deutschen, aber als Deutsche mit litauischer Muttersprache, an der sie bisher mit Pietät festgehalten haben. Die Eingliederung in die litauische Republik hat bei ihnen, wie mir Herr Professor Gerullis erzählt hat, zum Teil das Gegenteil von dem bewirkt, was man hätte denken können. Das Zugehörigkeitsgefühl zur deutschen Kultur ist bei manchen stärker als jene Pietät für die litauische Sprache und die Folge davon zum Teil sogar eine Abwendung vom Litauischen. Eine zweisprachige Familie kann ja schnell das Litauische als Umgangssprache in der Familie verlassen. Vielleicht bezieht sich diese starke Neigung zum Deutschtum mehr auf den Süden. Herr Konsistorialrat Reidys konnte jedenfalls nicht erhärten, daß seit Beginn der litauischen Angliederung litauische Bauern die litauische Sprache zu gunsten der deutschen aufgegeben hätten. M. Jankus berichtet mir aber über die Sprache der Litauer des nördlichsten Zipfels des Memelgebiets: 'Die Sprachenkämpfe ziehen sich in der Memeler Gegend noch hin, da wollen die Herren aus Memel und Krottingen ihre Mundart beibehalten' [1]).

Diese Dinge sind für den Sprachforscher von höchster Bedeutung. Die gegenteilige Wirkung diesseits und jenseits der ehemaligen russischen Grenze ist lediglich die Folge der verschiedenartigen Einstellung. Drüben die nationale Begeisterung, der Wille zur litauischen Sprache, hier die innere Ablehnung. Mit politischem Druck läßt sich Begeisterung und hingebender Wille nicht erzeugen. Wie der Sprachenkampf im Memelgebiet einmal enden wird, kann niemand voraussehen. Es kommt nur auf die innere Haltung der Sprechenden an. Werden die eingesessenen Litauer des Memelgebiets innerlich für das Litauertum gewonnen, dann werden sie Litauer bleiben. Gelingt das nicht, dann wird die nächste Generation deutsch sein.

Vorläufig ist die Zahl der national begeisterten Litauer im Memelgebiet gering. Zu ihnen hat man auch den in Tilsit lebenden Schriftsteller Storost-Vidūnas zu zählen, dessen Eltern aus Groß-

---

1) Kovos dėl kalbos tebesitraukia Klaipėdos krašte, ten ponai Klaipėdiškiai, Kretingiškiai nori savo tarmę pasilaikyti.

litauen nach Ostpreußen eingewandert sind. Seine Sprache ist für den Sprachforscher von besonderem Interesse, da er sich bewußt immer stärker dem Schrifttum jenseits der alten Grenze anschließt.

Untersuchenswert ist natürlich auch, wie die litauische Presse im Memelgebiet und in Ostpreußen allmählich von der großlitauischen Schriftsprache immer stärker beeinflußt worden ist und wird. Auch in die Umgangssprache der litauischen Memelländer dringt allmählich allerlei aus der jenseitigen Sprache ein, besonders technische Ausdrücke. Sogar die Sprache in den wenigen Deutschland verbliebenen litauischen Dörfern südlich der Memel bleibt davon nicht ganz unberührt. Es gilt diese Dinge zu beobachten und der Sprachwissenschaft zugänglich zu machen.

Geradeso wie in Großlitauen die Slavismen das Litauische verunzierten, so taten und tun das in Kleinlitauen die Germanismen. Und an manchen dieser Germanismen hält der litauische Bauer zäh fest, die neuen echtlitauischen Ausdrücke von jenseits der ehemaligen Grenze sind ihm unbequem. Überhaupt haben die Memelländer leicht das Gefühl, daß die großlitauische Sprache etwas ganz anderes sei als die ihrige. Das stimmt allerdings zum Teil im Wortschatz, z. B. bei den Monatsnamen, welche die Memelländer aus den lateinischen Bezeichnungen geformt haben. Als besondere Merkmale führen sie gern *Tamsta* 'Sie' statt ihres *jūs* oder *ačiū* 'danke' statt ihres *dėkui* an. Der Hauptunterschied beruht aber wohl in den vielen deutschen Fremdwörtern.

Beziehungen zwischen den beiderseitigen Litauern haben übrigens immer bestanden, besonders indem auch vor dem Krieg häufig Knechte von jenseits zu den litauischen Bauern nach Ostpreußen herüberkamen.

9. Im Vorausgehenden habe ich auf viele im Litauischen steckende Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft nur hinweisen können. Ein ernstes Mitarbeiten ist für einen Nichtlitauer zumeist fast unmöglich. Auch wer sich auf das Problem der Schriftsprache beschränkt, kann außerhalb Litauens höchstens in Königsberg oder im Baltischen Institut in Leipzig darin vorankommen, weil man dauernd ganze Serien litauischer Zeitungen und Zeitschriften nebeneinander braucht. Mit einem großen Teil dieser Fragen hat es auch Zeit. Aber gerade die interessantesten Fragen lassen sich nur in Litauen einer Lösung entgegenführen. Und hier ist eiliges Zupacken sehr nötig. Es kommt darauf an, daß die noch lebenden Zeugen der ersten Anfänge und der weiteren Folgen der neuen Schrift- und Gemeinsprache möglichst bald, auch mit

phonetischen Apparaten, vernommen werden. Die litauischen Philologen können, wenn sie mit dem richtigen Verständnis an das Gesamtproblem herangehen, der Sprachwissenschaft einen außerordentlich großen Dienst leisten. Die Mundartenforschung ist natürlich wichtig und notwendig und muß betrieben werden, so lange die Mundarten gesprochen werden. Für die Sprachwissenschaft im allgemeinen sind diese Dinge von untergeordneter Bedeutung gegenüber der Erforschung des Aufkommens einer Schrift- und Gemeinsprache. Jahr für Jahr stirbt ein wichtiger Zeuge nach dem andern hin. Da gilt es, bei Zeiten das Problem anzufassen, die Mundarten werden nicht so schnell aussterben, wie diese Zeugen hinschwinden. Bleibt dieses Gut ungenutzt, so ist das ein geradezu unersetzlicher Verlust für die Sprachwissenschaft. Allerdings haben wir auch andre Sprachen, wie erwähnt, die einen ähnlichen Aufschwung zeigen. Aber nirgends ist das Gesamtproblem so günstig gelagert wie beim Litauischen. Entweder liegen die Anfänge nicht so klar oder zu weit zurück; oder die Sprache ist noch nicht zu einer Schrift- und Gemeinsprache gelangt wie das Litauische. Ich richte daher an die jungen litauischen Philologen hiermit die Bitte, sich dieses Problems baldigst anzunehmen. Hier liegt, wie ich meine, ein Fall vor, wo die litauische Wissenschaft zeigen muß, ob sie etwas zu bedeuten hat oder nicht. Dabei aber wird es sich empfehlen, solche Untersuchungen nicht in litauischer Sprache vorzunehmen, sondern in einer der verbreiteteren Sprachen, weil sonst gerade das in Frage gestellt werden kann, worauf es ankommt: die Förderung der allgemeinen Sprachwissenschaft.

P. S. Der Widerspruch S. 84 fg. würde sich lösen, wenn man annehmen dürfte, daß Baranowski zu Beginn seines Unterrichts Ostlitauisch schrieb wie in Anykszczu szilelys. Das scheint aber gerade die hier angeführte Stelle auszuschließen. Deswegen beziehe ich auch S. 80 die Bemerkung in dem Brief vom 14./26. Januar 1876 nicht auf seine Dichtung in Mundart.

Inhalt.

Neues über Epikur und seine Schule.

Von

Robert Philippson, Magdeburg.

Vorgelegt von M. Pohlenz in der Sitzung vom 8. März 1929.

Voglianos lang erwartete Ausgabe bisher noch nicht oder ungenügend bearbeiteter Schriften aus der Herkulaner Bibliothek ist nun unter dem Titel 'Epicuri et Epicureorum scripta in Herculanensibus papyris servata edidit, adnotationibus et indicibus instruxit, tabulis exornavit Achilles Vogliano. Berolini apud Weidmannos 1928' erschienen. Wilamowitz hatte sie schon auf der Göttinger Philologenversammlung angekündigt, und welche Bedeutung er ihr beilegt, geht aus der Tatsache hervor, daß er sich an der Herstellung der Texte, wie immer, in höchst förderlicher Weise beteiligt hat. Mit bewundernswerter Hartnäckigkeit hat der Herausgeber zwanzig Jahre lang aus den vergilbten und zerstückelten Originalen unter stetem Vergleich der Neapler und Oxforder Nachzeichnungen das Mögliche herausgeholt, so daß nach seinen Angaben nur noch an wenigen Stellen eine Nachprüfung vielleicht mehr ergeben kann. So ist eine sichere Grundlage für die Herstellung geschaffen, die allerdings nach der Beschaffenheit dieser Texte oft fraglich, z. T. unmöglich bleiben wird. Aber auch sie hat V. mit Hilfe seiner Mitarbeiter — den bedeutendsten habe ich schon genannt — mächtig gefördert. Und ebenso das Verständnis durch die den Texten angeschlossenen Anmerkungen. Leider hat er sich hier einschränken müssen. Der Druck ging zum großen Teile auf seine Kosten, und man weiß, was das heutigen Tages, besonders bei so schwierigem Satze, sagen will. Trotzdem — um ein Pindarwort hier nochmals zu benutzen — *ἐς δὲ τὸ πᾶν ἑρμηνέων χατίζει.* Ich fürchte, daß mancher, der nicht ganz mit diesen Papieren vertraut ist, ziemlich ratlos vor ihnen stehen wird[1]. Und

1) So erklärt der Nestor der italienischen Philologie (Il Marzocco 17. 2. 29), G. Vitelli, in einer Besprechung der Ausgabe, der er das höchste Lob erteilt, über den Inhalt der Texte wage er nichts zu sagen.

doch sind sie für die Kenntnis der epikureischen Lehre und Schule von außerordentlichem Werte.

So möchte ich denn versuchen, zum Verständnisse der Texte etwas beizutragen. Ich fühle mich in gewisser Hinsicht dazu berufen, nicht nur weil ich mich seit bald fünfzig Jahren mit den Herkulaner Schriften und dem Epikureismus beschäftigt habe, sondern weil der Herausgeber schon vor sieben Jahren mir die Ehre zuteil werden ließ, mich zur Mitarbeit zu diesen Schriften heranzuziehen und ich mich seitdem im steten schriftlichen und mündlichen Gedankenaustausch an ihrer Ergänzung und Aufklärung nach Maßgabe meiner Kräfte beteiligt habe. So ist wohl nach dem Verf. niemand so in ihnen zu Hause wie ich. Ich werde also die Fragmente einer jeden Schrift im einzelnen und in ihrem Zusammenhange erläutern. Wenn ich dabei einige neue Ergänzungen versuche, so sind das eben nur Versuche, die bei der Lage der Sache oft fraglich bleiben, vielleicht aber wenigstens den Sinn treffen. Da der Text, den V. mir zur Zeit mitteilte und auf Grund dessen ich arbeitete, jetzt durch neue und sicherlich genauere Lesungen verändert ist, werden meine jetzigen Vorschläge[1]) manchmal von den früheren abweichen.

1.

Als das Hauptwerk Epikurs galten die 37 Bücher *Περὶ φύσεως*. Welchen Wert die Schule ihm beimaß, kann man auch daraus entnehmen, daß die Bibliothek von Herkulanum (wahrscheinlich die Philodems oder seines Gönners Piso) es vielleicht vollständig besaß. Jedenfalls ist eine große Zahl Papyri entrollt, deren noch erhaltene Unterschrift sie als Teile dessen kennzeichnet. Gomperz hat sein Versprechen sie herauszugeben nicht halten können. Usener hatte um jenes willen auf die Bearbeitung der Reste verzichtet. Er war sich außerdem bewußt, daß eine solche Bearbeitung ohne Einsicht in die Originale unvollkommen sein würde. Dies mag auch Gomperz abgeschreckt haben. So war eine solche Ausgabe seit langem ein Wunsch der Wissenschaft. Wir schulden daher V. Dank, daß er uns eins dieser Bücher, soweit es erhalten ist, in möglichst lesbarer Gestalt schenkt. Es ist das 28. Mit Recht stellt er es an die Spitze seiner Sammlung.

Der Papyrus, der es enthielt, war vor der Entrollung in zwei Teile zerschnitten. Den oberen bewahrt der sog. Papyrus 1470,

1) Diese werde ich durch Sperrdruck kennzeichnen und nur bei ihnen die kritischen Zeichen setzen. Bei V.s Text lasse ich sie fort, um den Satz nicht zu erschweren.

den unteren 1417. Selbstverständlich gelang es bei diesen, wie bei allen anderen, nur die letzten (innersten) Lagen zu entfalten und auch sie, besonders im Anfang, nur lückenhaft. Nicht zu allen oberen Teilen sind die unteren da. In der Mitte fehlen überall mehrere Zeilen. Man kann die Zeilenzahl auf etwa 32—33 berechnen. Die Unterschrift lautet: *Ἐπικούρου Περὶ φύσεως κη ἐκ τῶν ἀρχαίων*[1]) und nach Ausfall einer Zeile oder zweier (die Stichometrie enthaltend): *Ἐγράφη ἐπὶ Νικίου τοῦ μετὰ Ἀντιφάτην* (Archon 296/5).

Von diesem Buche sind uns nun 21 Kolumnen mehr oder weniger vollständig erhalten[2]). Ich beginne mit der ersten (Fr. 1, col. I nach Voglianos Bezeichnung d. h. nach der der Neapler Offizin).

[*Ἀλλὰ τοῦτο τὸ σύμπτωμα νομι-*]
στέον] *τόδε τι τὸ περὶ* [*τὸ ἐν-*
αργὲς] *εἶναι καὶ μὴ ἐν οἷς*
τῶν [*ἃ ἐπ*]*εν*[*ο*]*ήσαμε*[*ν ἔστι*
τι] *καὶ* [[*οὐ*]] *δογμάτων φαν-*
ταστικῶν, τῶμ μέντοι οὐ
φανταστικῶν [[*καὶ δογμά-*
των]],

Das *καὶ μὴ* Z. 3 zeigt, daß ein Ausdruck vorhergehen muß, der das *μὴ* rechtfertigt (*νομιστέον*, c. inf., es könnte natürlich auch ein Imperativ sein); andrerseits muß dieser positiv sein, weil sonst *μηδέ* stehen würde. In Z. 4 ff. gibt die Überlieferung keinen Sinn, auch mit meiner von V. aufgenommenen Ergänzung (*λογικῶν*). Ich nehme an, daß in der alten Vorlage unsrer Handschrift Z. 4 fälschlich *καὶ οὐ δογμάτων* stand, der Korrektor richtig *καὶ δογμάτων* an den Rand schrieb, der Abschreiber aber diese Worte fälschlich hinter *φανταστικῶν* Z. 6 einfügte. In der Lücke Z. 3 hinter *εν* haben zwar nach V. zwei Buchstaben Platz; es kann aber die erste Senkrechte von H gestanden, während die Wagerechte und zweite Senkrechte in dem zweifelhaften folgenden Γ steckt.

Zum Verständnis muß man sich die von mir öfters, zuletzt Hermes 1916 S. 571 f. festgestellte Unterscheidung von *ἔννοια* und *ἐπίνοια* bei Epikur vor Augen halten. Jenes ist ein Begriff wahrnehmbarer Tatsachen wie Mensch, Farbe, dieser ein solcher, der zwar auf Grund wahrnehmbarer Tatsachen erschlossen und diesen analog, aber selbst nicht wahrnehmbar ist wie Atom. *Δόγμα* (= *δόξα*) ist zugleich Meinung und der gemeinte Begriff nach der dop-

1) d. h. aus alten Abschriften, was auch die altertümliche Schreibung bezeugt.

2) Ihre Bearbeitung durch A. Cosantini (Hermes Bd. 29, 1894) war ein Versuch mit untauglichen Mitteln. Er hat trotz Useners Mahnung das Original, das ihm doch so nahe lag, nicht benutzt.

pelten Bedeutung von δοκεῖν; unser Wort „Anschauung" kann dieselbe Doppelbedeutung haben. Δόγμα φανταστικόν ist eine sinnlich vorstellbare Anschauung.

Der hier wiederlegte Gegner muß nun behauptet haben, daß ein gewisser Begriff sich aus der Erkenntnistheorie Epikurs nicht erklären lasse. Dieser erwidert: „Der betreffende Begriff sei etwas Wirkliches (τόδε τι vgl. Epikur Us. S. 23,7 und Aristoteles Index S. 495b 33—38, auch Platon Tim. 49E), aber nicht selbst ein ἐναργές, sondern etwas am Wahrnehmbaren (περὶ τ. ἐν.). Er gehöre nicht zu denen, in welchen etwas von sinnlich nicht wahrnehmbaren Begriffen (ἃ ἐπενοήσαμεν) vorhanden sei und von vorstellbaren Anschauungen, sondern er gehöre zu den nicht vorstellbaren." Ich kenne nun nur einen solchen Begriff bei Epikur, der keine ἐπίνοια, sondern eine ἔννοια, aber selbst nicht wahrnehmbar, aber doch etwas am Wahrnehmbaren ist, das ist die Zeit (ein σύμπτωμα συμπτωμάτων). Man vergleiche im Herodotosbriefe § 72f., wo sie für eine ἴδιόν τι σύμπτωμα περὶ ταῦτα (S. 25, 9) d. h. an dem ἐνάργημα, nach dem wir von langer oder kurzer Zeit sprechen (S. 24, 15f.), erklärt wird, selbst gehöre sie nicht unter die βλεπομένας προλήψεις (24, 14); trotzdem gehöre sie zu den ἔννοιαι (ἐννοοῦντες 25, 9). Die Übereinstimmung mit den Einzelheiten unsrer Stelle ist also vollkommen. Somit, glaube ich, handelt es sich auch hier um die Zeit.

Z. 7—12: „Ferner würden jene (Gegner) offenbar noch manches andere gesagt haben, wenn ich nicht vorher erklärt hätte, daß man dieses (ich ergänze ταῦτα Z. 9 E.) auf gewisse andere Anschaungen, die auch zu apagogischen Beweisen leiten könnten, zurückführen müsse" (Z. 11/12 [δόγ]-[μ]ατα [ἀνάγειν δεῖν]). Die Gegner (ἐκεῖνοι) können keine Demokriteer sein. Denn wie das Folgende zeigt, handelt es sich um Begriffe wie das Leere. Ἀπαγωγή kann schon bei Aristoteles den indirekten Beweis (aus der Unmöglichkeit des Gegenteiles) bedeuten (Index Ar. S. 71b 56). Dieser heißt bei ihm sonst ἀνασκευή, und in diesem Sinne verwendet Philodem Π. σημειώσεων das Wort oft, besonders aber, um das κενόν zu beweisen (col. 8, 22ff.; 12, 1ff. u. ö.). Apagogisch ist aber auch der Beweis, den Epikur selbst im Herodotesbriefe § 40 für das Leere bringt.

Der untere Teil der Kolumne fehlt, daß aber vom κενόν die Rede war, zeigen die ersten Zeilen von 1 II, die nach meiner Ergänzung im Anfang lauten: [οὐ γὰρ ἐναντία λέγομεν, ἂν ἀρνούμενοι βλέπεσθαι τὸ] κενόμ, μηδὲν ἧττον εἶναί γέ τι φήσωμεν κενόν.

Das Folgende versuche ich weiter zu ergänzen:

1 II 2 τοῦ
οὖν] ἤδη φ[ορτικ]οῦ ἡμῖν λέ-
γοντος, [ποῦ ἢ π]όθ' εὑρέθη ὂν
5 τοιοῦτον, ο[ὐδὲ] ὃν ἐδοξάζο-
μεν ἐπ[ινοίαι]ς οὐ φαντα-
στικαῖς τουτ]ί, ἀλλ' ἐπ' αὐ-
τοῦ [τὰ ἐναργήμ]ατα τό[τε ἀνή-
9 γ[άγομεν ὡς πρ]ὸς πρό[ληψιν
— — — — — — — —
12 οὐχ]ἑτέρα[ν οὔ-
σαν τῆς ἐπα]γωγῆς κα[λου-
μένης παρὰ τὰ πά]θη [καὶ
15 αἰσθήσεις προσνε]μομένης
τοῖς κριτηρίοις καὶ] τῆς προ-
λήψεως.

In Z. 3 hält V. φιλοσόφου oder φυσικοῦ für ausgeschlossen, da hinter φ ein ο oder ω, vor ου ein κ zu lesen sei. Neben φορτικοῦ passe auch φωνασκοῦ in die Lücke Es könne auch ein Eigenname gestanden haben. Ich würde an den Kyniker Philiskos denken, wenn nicht Voglianos ο oder ω widerspräche[1]. Jedenfalls kann der Gegner kein Demokriteer sein. Wahrscheinlich ist er derselbe, der 1 I 1 ff. widerlegt wird und gehört zu den ἐκεῖνοι 1 I 8. Es sind entweder Gegner des Empirismus oder strenge Verfechter dieses, die von transcendenten Begriffen, wie Atom und Leerem, nichts wissen wollen[2]. — Im übrigen ist der Sinn obiger Zeilen klar: Das κενόν ist kein ἐνάργημα, aber gewisse ἐναργήματα (die κινήσεις) müssen auf es wie auf eine πρόληψις zurückgeführt werden. Letztere ist ja eine aus vielen ähnlichen Erfahrungen entstandene Allgemeinvorstellung. Nach dieser geschieht jede Bewegung in einem relativ leeren Raum. Auf Grund dieser Prolepsis bilden wir den Begriff (ἐπίνοια) eines nicht wahrnehmbaren absoluten Leeren. Die Epagoge ist wie die Prolepsis eine Zusammenfassung ähnlicher Erfahrungen, aber im Unterschied zu dieser willkürlich und von Einzelnen vollzogen.

1 II 17 Ὁ δὲ] Δη[μόκριτος
ταὐτὸ ἐν τῶι με]γά[λωι δια-
κόσμωι λέγει· ἔ]νθεν φα[μὲν-

Die Ergänzungen der geringen Reste sind höchst fraglich und nur im Hinblick auf das Folgende gewagt. Daß Epikur die Exi-

1) M. Pohlenz macht mich darauf aufmerksam, daß ἤδη nicht an der rechten Stelle stehe. Vielleicht: τοῦ δ' οὖν ἤδη φορῶς (stürmisch) που ἡμῖν λέγοντος.

2) Es ist der Standpunkt der (späteren?) empirischen Ärzte.

stenz Leukipps leugnete, also dessen Hauptwerk Demokrit zuschrieb, ist bekannt.

Es fehlt der untere Teil der col. II, also 13—14 Zeilen.

III [*ὅπου ἂν κίνησις ἦι, ἀναφὴς*[1]) *φύσις ἐνταῦθα κατά γε τὴν δόξαν τὴν τούτου περὶ τοῦ κενοῦ καὶ ἅμα καὶ πόρος κἀνταῦθα τὸ κενόν. οὗτος οὖν καὶ τοῦτο ποιεῖται ἐκίναις ταῖς λέξεσιν, ἃς ἐν τῶι περὶ τῶν πρῶτογ γιγνωσκόντων αὐτοὺς γέγραφε.*

Wenn ich II 17 richtig Demokrit ergänzt habe, könnte hier Z. 2 *τούτου* und Z. 4 *οὗτος* auf ihn gehen. Z. 6 f. *ἐν τῷ περὶ τῶν πρῶτον γιγνωσκόντων αὐτούς* (wohl verschrieben für *ἀτόμους*) kann eine besondere Schrift bezeichnen, aber auch auf einen Abschnitt der *Μέγας διάκοσμος* gehen. Das wäre ungeheuer wichtig. Danach hätte schon Leukipp Vorgänger für seine beiden *ἀρχαί* gekannt. Nun berichtet kein Geringerer als Theophrast (Diels Vors. I⁴ 331, 2), der sich wieder auf Archytas beruft, daß Eurytos (er wird von Jamblich Schüler des Philolaos genannt), die *ἀόριστος δυάς* als *τόπος καὶ κενὸν ἄπειρον* bestimmt habe. Er ist also älter als Archytas. Von dem Pythagoreer Ekphantos sagt aber Aëtios (ebd. 341, 1 vgl. Z. 9), also Theophrast, er habe als *πάντων ἀρχὰς τὰ ἀδιαίρετα σώματα καὶ τὸ κενόν* bezeichnet. Auch nach Aristoteles (ebd. 354, 16 ff.) haben die Pythagoreer das *κενόν* angenommen. Gleiches sagt er von dem Pythagoreer Xuthos (ebd. 284, 19 ff.). Gegen die Annahme eines Leeren hat sich schon Zenon (166, 14) und Melissos (189, 5) gewendet, ebenso Empedokles gegen das außerweltliche *κενόν* (228, 8 und 10) sowie Anaxagoras (398, 27 ff.). Das *ἀδιαίρετον* haben gleichfalls schon Zenon (170, 4) und Melissos (192, 11 ff.) bestritten. Hält man nun Gegner und Vertreter beider Begriffe zusammen, so erscheint es möglich, daß ältere Pythagoreer die Vorgänger Leukipps (bzw. Demokrits) waren, von denen dieser nach der Angabe Epikurs gesprochen hat. Aber damit steche ich in das Wespennest der pythagoreischen Frage und muß gestehen, daß unsre Stellen nach Wortlaut und Deutung zu unsicher sind, um als maßgebend gelten zu können. Doch würde es so verständlich, daß Demokrit ein eigenes Buch über Pythagoras geschrieben und darin seine Bewunderung für ihn ausgesprochen haben

1) Vgl. Herodotosbr. § 40: *τόπος . . . ὃν . . . ἀναφῆ φύσιν ὀνομάζομεν.*

soll (II 11, 34 ff. D.). Ja, Glaukos von Rhegion, Demokrits Zeitgenosse, also ein alter Zeuge, berichtet (II 12, 1 D.), daß dieser einen Pythagoreer gehört habe, was auf seiner großen Reise geschehen sein kann[1]).

Die Z. 9 f. stellt V. so her:

οἱ δὲ] τάδ' ἀναλαβόντες αὐ-
τοῦ τ]ὸ βυβλίον ἠκρίβ[ωσαν.

Er denkt dabei mit Recht an Nausiphanes und seine Schule, und daß Epikur diese offenbar hier loben würde, spricht nicht dagegen; denn er hat sie nur wegen ihrer Hinneigung zur Rhetorik heftig befehdet. Aber das οἱ δέ schwebt für uns wenigstens völlig in der Luft, und man könnte auch ergänzen:

οὔ τε τάδ' ἀναλαβόντες αὐ-
τοὶ τὸ βυβλίον ἠκριβοῦμεν.

Ich fahre dann fort:

περὶ
ὧν ἡδέως ἡμεῖς [ἂν δι]ατε-
λοῖ]μεν καὶ μακροτέρως ἂν
λόγους ποιοίμεθ[α, εἰ μὴ νῦν
πᾶν [καταλείπ]οιμεν [τ]οῦτο
ἐπι[καιρίας ἕνε]κα.

διατελεῖν = verweilen auch bei Aristoteles, s. Index 190 a 41. Mit diesem Satze schließt unser erster Abschnitt, in dem Epikur seine Lehre von der Erkenntnis der ἄδηλα darlegt und verteidigt. Mit

1) Zu denen, die ein κενόν annehmen, gehört auch, wie gesagt, Empedokles. Er leugnete zwar das außerweltliche (s. Diels Index S. 318, 16), ließ aber die Materie von leeren Gängen, wie oben (1 III 3) πόροι genannt, durchzogen werden (ebd. S. 514, 17 ff.) Aristoteles berichtet nun (D. II 8, 25 ff.): Wie Empedokles und einige andere das Leiden (Entstehen und Vergehen) durch πόροι erklärten, so Leukipp durch das κενόν, aber ὑπεισδυομένων στερεῶν. σχεδὸν δὲ καὶ Ἐμπεδοκλεῖ ἀναγκαῖον λέγειν ὥσπερ καὶ Λεύκιππός φησιν. Das wird bewiesen, in indirekter Rede, also nach Leukipp. ἀνάγκη ἄρα τὰ μὲν ἁπτόμενα εἶναι ἀδιαίρετα, τὰ δὲ μεταξὺ αὐτῶν κενά, οὓς ἐκεῖνος λέγει πόρους· οὕτως δὲ καὶ Λεύκιππος λέγει περὶ τοῦ ποιεῖν καὶ πάσχειν. Wir haben hier also ein Zitat aus Leukipp, wahrscheinlich aus dem Μέγας διάκοσμος, in dem er Empedokles als seinen Vorgänger in der Annahme eines Leeren bespricht und kritisiert. Aristoteles redet aber oben auch von τινὲς ἄλλοι. Nun nahm auch Alkmaion, ein jüngerer Zeitgenosse des alten Pythagoras, πόροι an. Er könnte also ebenfalls zu den von Leukipp besprochenen Vorgängern gehören. Dadurch gewinnt meine Annahme, daß obige Stelle aus dem Μ. Δ. Leukipps (nach Epikur Demokrits) stammt, an Wahrscheinlichkeit. Wahrscheinlich hat Demokrit auch einen Μέγας διάκ. geschrieben, eine Umarbeitung des Leukippischen. Daher die Unsicherheit über den Verfasser und Epikurs Leugnung der Existenz Leukipps.

Recht nimmt Usener (Epik. S. 128, 27) an, daß das ganze Buch von der Kanonik handelte. Das wird sich auch ferner bestätigen.

Wieder fehlt der untere Teil der Kolumne (1 III). 1 IV beginnt nach meiner Ergänzung des Anfangs:

1 IV. [*τὰ πλεῖστα οὖν ἁμαρτήματα ἀποδοτέα ἐστὶ τῶι κακῶι τῶν λέξεων τρόπωι*]

1. *καὶ πάντων τῶν ὀνομάτων μεταβολῆι.*

Der neue Abschnitt soll also von der Bedeutung des richtigen Wortgebrauchs für die Erkenntnis handeln. Schon 1 III 6 war von *ἐκείναις ταῖς λέξεσιν* (die sich auf das *κενόν* beziehen) die Rede. Daran mag Epikur angeknüpft haben.

Zum Verständnis des Folgenden muß ich auf die berühmte Sprachtheorie Epikurs (vgl. hauptsächlich den Herodotosbrief § 75 f. und die allerdings unvollständige Darstellung bei Lukrez V 1185—1188) kurz eingehen; an anderer Stelle werde ich genauer von ihr handeln. Die Wörter sind ursprünglich auf natürliche Weise entstanden, als Lautäußerungen, die von den Sinnesvorstellungen und Gefühlen unwillkürlich ausgelöst wurden. Da die Angehörigen desselben Stammes dieselbe körperliche und geistige Verfassung hatten und unter denselben örtlichen Bedingungen standen, wurden sie in gleicher Weise von den Eindrücken affiziert, so daß auch ihre Lautgebärden dieselben und ihnen untereinander verständlich waren (wie das bei den Tieren auch der Fall ist). Diese Wörter entsprechen den ebenfalls natürlich entstandenen Gemeinvorstellungen, den *προλήψεις*. Später bei der Entwicklung der Vernunft sind dann diese Wörter durch gemeinsame Satzung (*θέσει*) genauer ausgestaltet worden, damit sie weniger zweideutig und kürzer würden. Schließlich bildeten und bilden denkende Menschen neue Begriffe, die von der Menge nicht erfaßt sind. Dafür müssen sie nun (technische) Wörter schaffen; sie werden dabei die hauptsächlichen Gründe der Begriffsbildung berücksichtigen, z. B. für die unteilbaren Urkörper den Namen Atom: *Ἡ τοσαύτη δὴ φωνὴ . . . τὸν ἱκανὸν τύπον ὑποβάλλει ⟨ταῖς⟩ τῆς τῶν ὄντων φύσεως ἐπινοίαις* (9, 1 Us.).

Nun ist aber durch den Bedeutungswandel der Wörter eine große Undeutlichkeit in deren Gebrauch eingerissen. Zuerst sind sie unwillkürlich als Ausdrücke der natürlichen wahrnehmbaren Begriffe entstanden, dann aber willkürlich auf neue, z. T. abstrakte oder nicht wahrnehmbare übertragen. So wird der Ausdruck *ἀσώματον* auf die Seele angewandt, als ob es außer dem Leeren ein für sich bestehendes Unkörperliches geben könne (21, 14 ff. Us.).

Daher muß man bei jedem wissenschaftlichen Streit zuerst die Bedeutung der Wörter feststellen und diese auf ihre ursprüngliche Bedeutung, ihre *πρόληψις*, zurückführen, sonst wird er zum leeren Wortstreit (4, 14 ff. Us.). Und jeder Systembildner muß seine Grundbegriffe in einfache, kurze Ausdrücke fassen (4, 4 ff.). Das hat Epikur zuerst in vorbildlicher Weise getan (wie dann auch die Stoiker).

Davon handeln nun die folgenden Kolumnen unsres Buches. Wir sahen schon, daß der verlorene Teil der col. III, der den Übergang zu unsrem Abschnitte bildet, mit der Erklärung endet (IV, 1), jeder Irrtum und Streit beruhe auf dem Bedeutungswandel aller Wörter. „Denn", fährt Epikur fort, „einige wenige Wörter könnte man auf sinnliche Weise verstehen (*τῶι κατὰ τὰς αἰσθήσεις* sc. *τρόπωι συνιδεῖν*), die man früher so (nämlich sinnlich) gemeint, später auf nichtsinnliche Vorstellungen übertragen habe auf Grund eines Vernunftschlusses, aber in dem Bewußtsein, daß sie ursprünglich sinnlich gemeint waren (wie z. B. Körper eigentlich einen wahrnehmbaren Gegenstand bezeichnet, dann auf das unsichtbare Atom übertragen sei). „Die meisten in sinnlich wahrnehmbarer Weise aufgefaßten Wörter verwischte aber durch eine Art Verdrehung oder Verhüllung die Zeit, indem sie einem Haupt- oder Zeitworte eine veränderte Bedeutung gab. Daher kann die Menge die Kunstwörter schließlich nicht verstehen" [1]). Bei den meisten Wörtern sind wir uns ihrer sinnlichen Grundbedeutung nicht mehr bewußt. — Ich brauche nicht erst hervorzuheben wie diese Ausführungen nicht nur denen des Herodotosbriefes, sondern auch der Wahrheit entsprechen.

Der untere Teil fehlt wieder, ebenso wie bei den folgenden (Fr. 2—4 III). Das Fr. 2 ist aber auch in seinem erhaltenen Teile so lückenhaft, daß ich eine Ergänzung nur mit dem größten Vorbehalte versuche:

3 πάντα [γὰρ ἐννοή-	„Denn man muß alle Be-
ματα τῶ]μ πραγμ[άτων	griffe der Dinge aufbieten,
5 δεῖ συ]να[ναπέ]μπε[ιν], ἵνα	damit wir zugleich unter
νέα σὺν] τ[ῶμ π]ραγματικῶν	Aufweis sachlicher Betrach-

1) l. IV 10 ἀν-
ίστη] ἢ [ἀ]ν[ατροπῆι] τινι
ἢ κατακαλύψει ὁ χρόνος
14 [διὰ τοῦτο [δὲ συνιδ]εῖν
οἱ πολλοὶ τὰς [διαλέκτους ἐ-]
πὶ τέ[λος οὐ δύνανται·

Für *ἀνίστη ἢ* könnte es auch heißen: *ἀνέψη ἢ* oder *ἀνέκτη*.

θεωρημάτων ἐνδείξει καὶ	tungen und durch vieles
σὺ]μ περι[φορ]ήμ[ατι πολλῶι	Hinundherbewegen der
τῆς δόξη[ς εὕρωμεν ὀνόμα-	Meinung neue Namen finden,
τα τοῖς πράγ[μασιν ἁρμότ-	die für die Dinge passen,
τονθ', ὥ[ς ἔ[χ]ει[ν, οἷς χρώμεθα	damit wir brauchbare haben,
εἰς τοῦτο ἐμβαλλούσης	wenn die Annahme darauf
ὑπολήψεως· ὄντων δ' οὖν	führt. Sind nun solche (Namen)
τοιούτων οἱονὶ τούτων	wie diese (z.B. Atom) vorhanden,
κατὰ σχέσιν πρῶτομ	so werden wir nach der Figur
τῶν εἰκότων εὐκαίρ[ως	der Ähnlichkeit passend durch
τῆι ἐπαγωγ[ῆι καὶ λόγ]ῳ	Induktion und logisches Denken
τῆς πραγματικῆς [ἐμ]πει-	die sachliche Erfahrung
ρίας κοινω]νήσ[ομεν εἰ]ς	benutzen zur
[εὕρεσιν τῶν ὀνομάτων.]	Erfindung der Namen".

Ist diese Herstellung wenigstens dem Sinne nach richtig, so schildert die Stelle die Erfindung neuer geeigneter Kunstwörter unter Benutzung der Erfahrung.

Noch fraglicher ist teilweise meine Ergänzung in Fr. 3 col. I:

[διὰ τῆς τῶν	„Durch die
1 αἰσθήσεων ὀξυδερκίας ἢ	Schärfe der Sinne oder
τοῦ λόγου ἀκριβεία]ς ἐν ἀπ[άν-	durch Genauigkeit des Denkens
των] τ[ῶ]μ μόνον [ὄντων] κατακα-	wirst du bei der Verhüllung
λύψεσιν ἐξα[νευρήσεις	alles allein Seienden auf
ἐκ τῶν φαινομένων ἅπα-	Grund dessen, was allen Men-
σιν ἀνθρώποις τὸ δηλούμενον	schen erscheint, den wahren Wort-
ἐξ ἀναλογίσματός τινος.	sinn vermittels eines Analogieschlusses herausfinden".

τὸ δηλούμενον = die wahre Wortbedeutung; man muß, um diese zu finden, auf die πρόληψις zurückgehen und jene nach Analogie dieser feststellen. So ist Körper nach der Allgemeinvorstellung das Raumfüllende, der wirkliche Körper (das Atom) also in Analogie dazu das schlechthin Volle (ohne Leeres, daher unteilbar).

8 ὅθεν κατὰ τὸν τοιοῦτον τρό-
πον τὰ φαιν[όμενα ἀνάξεις
ἐπὶ τῶν αὐτῶν ἀρχῶν καὶ
ἐπὶ τ[ῶν ἀδήλων.

Fr. 3 col. II. Da die Richtigkeit der Wörter auf der richtigen Beurteilung der Wahrnehmungen beruht, muß nach deren Wahrheit gefragt werden. Nach Epikur sind alle wahr, aber das Ur-

teil (*δόξα*) kann sich über deren Gegenstand irren. Die Stoiker dagegen (s. II 34, 24 Arn.) unterschieden richtige Wahrnehmungen (*καταλήψεις*) und unrichtige. Der Weise aber unterscheide beide von selbst. Dagegen richtet sich der erste Satz unsres Fragmentes.

[*οὐδὲ τὴν τῶν εἰλημμένων ἀλήθειαν διὰ τῆς*]
1 *ἰδιότητος τῶν σοφῶν καὶ μὴ*
σοφῶν διείρξεις,

sondern nach Epikur sind die Urteile über zur Zeit verborgene Dinge (die *ἐπιμένοντα*) wahr, wenn sie später durch den Augenschein bezeugt, falsch, wenn sie nicht bezeugt werden (*ἐπιμαρτύρησις* oder *οὐκ ἐπιμ.*), die über nie wahrnehmbare richtig, wenn nichts in der Erfahrung gegen sie zeugt (*οὐκ ἀντιμαρτύρησις*).

Den zweiten Satz (3 II 5 ff.) gebe ich in der Übersetzung:

„Ferner aber wirst du[1] einige Wörter nicht sogleich als richtig hinstellen wegen ihres Wortlautes selbst[2], wenn du unter ihnen nicht nur den Erfahrungsbegriff, sondern auch den von den Sinneswahrnehmungen veranlaßten Irrtum über das Substrat verstanden wissen willst, aber auch nicht wegen des Sprachgebrauches".

Ψυχή z. B. ist kein richtiger Name, wenn man darunter nicht nur die Seele verstehen will, sondern auch diese als Hauch, angeblich weil mit dem Aufhören des Atems auch das Seelenleben erlischt; dafür darf man sich auch nicht auf den Sprachgebrauch berufen. Gegen die Anwendung des Wortes hat Epikur natürlich nichts; nur darf man aus ihm keine Folgerungen ziehen.

Fr. 3 col. IV.

ψεύδεσθαι δ' ἂν περὶ ὧν
συλλογιζόμεθα οὔ μ[οι δο-
κεῖς ἧττον, [εἰ προσ]θ[εί-
ης αὐτὸ τὸ πρὶν λεγόμε-
νον κτλ.

„Du würdest dich nach meiner Ansicht aber über das, worüber wir einen Schluß ziehen, nicht weniger täuschen, wenn du selbst das vorher Gesagte hinzufügtest. Auch das also hat nicht das Gepräge (eines richtigen Syllogismos), wenn einer, ohne es zu wissen, Widersprechendes sagt, wie ich auch inbezug auf den Zeichenschluß bemerkte". Klar ist, daß Epikur hier von der Bedeutung des richtigen Wortgebrauchs für das Schlußverfahren spricht wie vorher von dem Zeichenschluß. Vielleicht denkt er schon an

---

1) Für *παρέθηκα* Z. 13 lese ich im Hinblick auf Z. 2 *διείρξεις* jetzt lieber *παραστήσεις*.

2) Ich lese für *τῆς αὐτῆς*: *αὐτῆς τῆς*; in der Vorlage des Papyros stand wahrscheinlich *αὐτῆς* mit übergeschriebenen *τῆς*.

die Sophismen, im zweiten Satze etwa an die quaternio terminorum, z. B. in dem Trugschluß des Verhüllten [*γνωρίζειν* = kennen und erkennen).

Fr. 4 col. III.

„Damit nun das dort von uns Vorgebrachte zu dem was wir selbst (feststellen) wollen in weiterem Umfange beizutragen (*σ[υνεργ]οῦν*) scheine, sprachen wir jedesmal in bezug auf den bestehenden Sprachgebrauch denselben Gedanken aus, daß nämlich jeder Irrtum der Menschen auf nichts anderem beruht als auf dem, was bei den Prolepseis zutage tritt und bei den Wörtern, die offenbar durch den vieldeutigen Sprachgebrauch verdorben sind.“ Der Schluß ist leider, wie Vogliano bezeugt, durch Sottoposti entstellt. Der Sinn ist aber klar: Schon früher, vielleicht im Kanon und in *Περὶ φαντασίας*, hat Epikur gezeigt, daß der Irrtum nicht in unsern Vorstellungen (*φαντασίαι*) und Prolepseis steckt (denn die sind immer wahr), sondern in unseren Urteilen (*δόξαι*, *ὑπολήψεις*), die wir, durch den falschen Sprachgebrauch verführt, für Prolepseis halten. Ich verweise beispielshalber auf den Menoikeusbrief § 123f. (Us. S. 60, 4 ff.): *θεοὶ μὲν γὰρ εἰσίν· ἐναργὴς γὰρ αὐτῶν ἡ γνῶσις* (aus ihren *εἴδωλα* und der *πρόληψις*, die sich aus ihrer immer wiederholten Wahrnehmung gebildet hat). *οἵους δ' αὐτοὺς οἱ πολλοὶ νομίζουσιν, οὐκ εἰσιν· οὐ γὰρ φυλάττουσιν, οἵους νοοῦσιν* (in der *διάνοια* wahrnehmen) . . . *οὐ γὰρ προλήψεις εἰσὶν ἀλλ' ὑπολήψεις ψευδεῖς αἱ τῶν πολλῶν ὑπὲρ θεῶν ἀποφάσεις.* Die falschen Meinungen haben also ihren Niederschlag in den falschen *ἀποφάσεις* (*λέξεις* oben). Wir sehen bestätigt, daß die Sprachtheorie mit der Erkenntnistheorie bei Epikur eng zusammenhängt, wie der hier behandelte Abschnitt unseres Buches näher ausführt.

Fr. 5 col. I [οὕ-

τω[ς τὸν συλλογισ]μό[ν ἀν-
οί[ξ]ειν [οἶμ' οἷς ο]ὐδεὶς
ἐπέπιπτ[εν· ο[ὗτος τού-
τοις τάδ' ἔλεγε, ὦ Μητρόδω-
ρε.

'So wird, glaube ich, der Syllogismos manches eröffnen[1]), auf das niemand verfallen ist'. Dieser sagte nun mit diesen (Worten) das, o Metrodor. Aber, beim Zeus, kaum würden wir zugeben, daß für Einzelerkenntnisse ein Syllogismos möglich ist, auf Grund dessen wir annehmen, etwas zu wissen.“

Unter *οὗτος* (Z. 3) ist kaum Aristoteles zu verstehen; denn

1) oder *ἀνοίσειν* „zu Tage fördern“.

die angeführten Worte kommen in seinen erhaltenen Werken nicht vor. Es ist wohl an Nausiphanes' Tripus zu denken; dieser hat nach Philodems Zeugnis (Rhetor. II 33, 11 f. Sudh.) unter anderen logischen und rhetorischen Schlußformen auch den Syllogismus von Aristoteles übernommen. Daß Epikur dem *λογισμός* wie hier nur einen Platz in der Erkenntnis der *ἄδηλα*, nicht aber inbezug auf die sinnlichen Einzelerscheinungen einräumte, hat er schon im Kanon (S. 106, 1 Us.) gesagt, — die Anrede an Metrodor, die sich in unseren Resten noch zweimal wiederholt, läßt darauf schließen, daß dieses Buch dem Freunde gewidmet war, wie das vierzehnte nach der wahrscheinlichen Ergänzung der Unterschrift dem Polyainos (Us. 128, 10).

Von den Zeilen 9—16 sind nur die letzten Buchstaben erhalten. Meine Ergänzungen Z. 9 *διὸ τὸν Κάνονα συν]θεὶς τότε* und Z. 15 f. *χρώ-[μεθα τῶι ἐκκει]μένωι — [ὀνόματι]* sind ganz fraglich. Ist die letztere richtig, so fordert Epikur, man solle die vorhandenen Wörter gebrauchen, auch wenn sie der ursprünglichen Prolepsis nicht mehr entsprechen. Darüber nämlich scheint er sich im folgenden mit Metrodor auseinanderzusetzen.

Fr. 5 col. I inf. Den Anfang ergänze ich dem Sinne nach.

9 *ἔλεγες, ὅτι ἐξέσ]ται*
πᾶν ὄνομα αὐτό]ματον ἀπαν-
άγειν εἴς τι· ἀλλ' οὐκ ἂν μὴ]τη-
ρῶν κτλ.

„Du sagtest, daß man jedes Wort willkührlich auf irgend einen Begriff verwenden dürfe. Aber wenn man nicht den Sprachgebrauch wahrt, indem man mit der eigentlichen Bedeutung irgend eine zufällige verbindet, so möchte man kaum offenbar machen, daß man bei Verwendung jeder beliebigen Lautgruppe grade dies bestimmte meint, und nicht die Eigentümlichkeit der Wörter und Dinge (5 II super.) im Sprechen bewahren. Und, wie ich sah, glaubtest du unter der Annahme, daß diese oder diese (Wörter) verschieden seien, du dürftest diese in der Folge wählen, weil sie besser seien als die da; aber indem du behauptetest, es sei möglich unter Gebrauch beliebiger Wörter die Dinge auszusagen, suchtest du uns zu beweisen, die wir an derselben Untersuchung (*τῆς [αὐτῆς]* Z. 11) teilhatten und die geeigneter waren solche Ansichten zu prüfen, daß wir Herren des Sprachgebrauchs seien. Ich jedoch behaupte, daß jedes Wort etwas Bestimmtes aussagt, aber daß man die Ursache der falschen Verwendung begreifen muß [1]).

1) 5 II 13 *δόγματα τ]οι[αῦτα κρίνειν, ὅ-*
τι [κύριοι τούτων ἐσμέν· φημί

Wir sehen, Metrodor vertritt in dieser Frage einen extremen Standpunkt (er befürwortet fast eine Art Volapük); Epikur ist konservativer.

In der Lücke zwischen dem oberen und unteren Teile dieser Kolumne muß die Verhandlung über den Sprachgebrauch abgeschlossen und zu dem neuen Gegenstande übergegangen sein. Dieser — die Kritik der Trugschlüsse — hängt eng, wie wir sehen werden, mit dem Wortgebrauch zusammen.

5 II 8 inf. τὸ σχῆμα
γὰρ τοῦ] ἀναλογισμοῦ τοῦ-
θ' ο]ἷα [ἐ]τ[εθρ]ίαστο Πρατί-
νας κτλ.

„Denn diese Gestalt des Analogieschlusses, wie Pratinas dergleichen in seinen Rätseln vorgebracht hatte, verstehe ich jetzt, damals nicht. Auch die Schwierigkeiten, daß das einzelne in dieser Art richtig gesagt werde, verstehe ich jetzt, damals nicht, und (5 III) daß es nicht im Einklang mit sich selbst steht, worüber ich einst in Verlegenheit war, glaube ich jetzt in mannigfacher Weise zu sehen."

Der alte Tragödiendichter Pratinas, dessen Namen ich hier sicher ermittelt zu haben glaube, hat bekanntlich das Satyrspiel in Athen eingebürgert. Θριάζεσθαι heißt das Wahrsagen der Thriai genannten Nymphen. Dies mag nach unserer Stelle in rätselhaften Wortspielen geschehen sei, ähnlich wie in den Sophismen, zu deren Kritik Epikur nun übergeht. Vielleicht hieß das Satyrspiel, das er hier im Auge hat, Θριαί. Τότε (Z. 5 und 1) zielt wohl auf eine frühere Schrift, in der er diese Wortspiele erörterte.

5 III 3 „Denn meine Behauptung ging auch einst dahin, daß man dieselben einmal gewählten Ausdrücke im Lehrvortrage gebrauchen könnte, wenn man immer dasselbe (ταὐτ' αἰεὶ), zur selben Art Gehörige im Auge behalte und nicht auf sehr verschiedene Naturobjekte verfalle. Ferner, daß nicht nach den Dingen die Ausdrücke jenes (Lehrvortrages) bei einigen sich sehr verschieden gestalteten, sondern ungleich seien, (weil ihre Lehrmeinungen nicht folgerichtig seien)." [1])

δ' ἐγὼ ὅτι πάν] τόδε τι λέγει,
ἀλ[λὰ τῆς πλάνης δτ]ὶ τὸ αἴτιον
κ[αταλαβεῖν.

1) Etwa Z. 12: οἱ φθόγγ]ο[ι] πολὺ παρηλλα-
γμένο]ι ἐκείνη[ς τισὶ δοκοῦσιν,
ἀλλὰ] ἄνισο[ι διὰ τὸ τὰ δό-
γματα] ἀ]νακόλ]ουθ[α εἶναι.

Epikur verlangt also eine feste Terminologie, wie er sie selbst auch immer angewandt hat.

5 III 3 inf. „Ich bin aber überzeugt, daß man die dem Namen nach zusammenfallenden Dinge beim Sprechen unterscheiden (*διαλέγειν*) muß, wie wir es begrifflich zu tun pflegten, und zwar so wie sie ursprünglich gesprochen waren (*ὥσπερ εἴρητο*) und nicht, wie sie einige auffassen möchten". Er verlangt also eine Unterscheidung mehrdeutiger Wörter (Demokrits *πολύσημα*), wie wir sogleich sehen werden, um ihrem Mißbrauch durch die Sophisten zu steuern. Dabei soll man immer auf die Grundbedeutung zurückgehen, wie es im Herodotosbriefe § 38 heißt: *Ἀνάγκη γὰρ τὸ πρῶτον ἐννόημα καθ' ἕκαστον φθόγγον βλέπεσθαι.*

5 III 1 inf. und 5 IV 1—17. Wie sollte es aber in der Tat nicht am Platze sein, bei diesen (Sophismata) länger zu verweilen? Mit vollem Recht, lieber Metrodor; denn du könntest, mein' ich, gar vieles vorbringen, was jene, wie du beobachtestest (in den Büchern gegen die Sophisten, Körte Metr. fr. S. 551), in lächerlicher Weise auffaßten (*ἐνδεξαμένους* vgl. 5 III 2 inf.), und zwar alles mehr als den Wortsinn, während wir die Wörter nur nach dem Sprachgebrauch anwenden und nicht in ihrer offenbaren Bedeutung verdrehen. Lächerlich ist nämlich offenbar auch dies, wenn sie in ihren Schriften den „Verhüllten" vorbringen, noch törichter aber alle diese Trugschlüsse zusammenzustellen." Nach einer Lücke:

5 IV 9—1 inf. „Der Lächerlichkeit wird auch das verfallen, wenn etwa einige sogar unzählige solche sammeln (8 f. *ἂν* [*καὶ μυρία*], Z. 7 [*τινες*]), aber nicht nur wegen gewisser Bedeutungsvertauschungen, die sie von dem selbst Unerkennbaren auf das Unerkennbare vollzogen, sondern wegen ihrer eigenen Irrungen, die wir in den von uns verfaßten (Büchern oder Darlegungen) über Zweideutigkeit besprachen.

Die verspottete Sammlung von Trugschlüssen ist wohl Aristoteles Schrift *Περὶ σοφιστικῶν ἐλέγχων*. In ihr kommt (376 b 21 und 24) wie hier Z. 6 inf. und im selben Zusammenhange *μεταφορά* (und *μεταφέρειν*) vor. Bonitz übersetzt es mit mutare. Alexander Aphrod. aber läßt (zu der Stelle) neben dieser Bedeutung auch die gewöhnliche „Metapher" gelten und bringt unter Hinweis auf Platons Phaedon den Trugschluß: die Seele ist die Harmonie (des Leibes, also wie dieser sterblich). Da darf man auf Lukrez III 98 ff. verweisen, wo die Übertraguog dieses Namens auf die Seele getadelt wird. Man sieht auch daraus, daß Epikur die Aristotelesschrift vor Augen hat.

Fr. 5 col. V 1—16 bedarf keiner Erläuterung, desto mehr das folgende.

5 V inf. „Da ich sagte, der Irrtum liege in den Urteilen (δόξαι, nicht in den Wahrnehmungen), dachte ich oftmals darüber nach, (daß ich in einen falschen Verdacht kommen könne). Denn ich brachte einst Schwierigkeiten (ἀπορήματα vgl. seine Schrift Διαπορίαι Us. 97, 17 ff.) vor, die einer von der Gegenseite uns zurückgeben könnte, der aus meinen Worten schlösse, daß ich in meiner Schrift gerade dasselbe (Verfahren wie die Sophisten) einübe. So hätte es damals vielleicht vielen scheinen können, als ob das falsche Urteil jenen Ausdrücken innewohne teils nach der empirischen Art (des Erkennens, κατὰ τὸν ἐπιβλητικὸν τρόπον), nämlich entweder auf sinnliche Weise (περιληπτικῶς) oder auf Vorstellungsweise (φανταστικῶς) oder durch Vernunftschluß theoretisch (διὰ λόγου θεωρητικῶς), teils (II 5) nach der nichtempirischen Art und nicht nach einer der (drei) erwähnten Ideen, sondern nach der Weise, die allein aus sich selbst (aus dem Begriffe, analytisch) Schlüsse zieht."

Ich muß hier in aller Kürze[1]) die hier gebrauchten, seiner obigen Forderung gemäß streng technischen Ausdrücke seiner Erkenntnistheorie klarstellen. Nach dem Kanon (Us. 105, 8) sind die Kriterien der Wahrheit die αἰσθήσεις, προλήψεις und πάθη. Dazu kamen später die φανταστικαὶ ἐπιβολαὶ τῆς διανοίας (die Traumerscheinungen und Wahnvorstellungen), die er im Kanon noch unter die αἰσθήσεις gerechnet hatte, weil sie auch von außen durch εἴδωλα bewirkt werden. Ferner die φαντασίαι im engeren Sinne d. h. die ohne unmittelbaren äußeren Eindruck, aber als Nachwirkungen solcher entstehenden inneren Vorstellungen, die Gedächtnisbilder und die προλήψεις d. h. die unwillkürlich sich bildenden Gemeinvorstellungen. Auf Grund von δόξαι, also wie diese wahr oder falsch, entstehen ἔννοιαι, Gedanken, die den Wahrnehmungsinhalt umgestalten, und ἐπίνοιαι, die aus den Erscheinungen durch die Vernunft erschlossenen, ihnen analogen Vorstellungen sinnlich nicht wahrnehmbarer Begriffe (vgl. Us. 105, 22 ff.). Alle diese Vorstellungen und Begriffe beruhen unmittelbar oder mittelbar auf äußeren Eindrücken (ἐπιβολαί); ὁ ἐπιβλητικὸς τρόπος ist also die für Epikur allein gültige empirische Erkenntnisweise (vgl. Us. 12, 7 ἐπιβλητικῶς τῇ διανοίᾳ ἢ τοῖς αἰσθητηρίοις). Unterbegriffe des ἐπιβλητικόν sind das περιληπτικόν, das unmittelbar sinnlich Wahrgenommene (Us. 6, 12), das φανταστικόν, die innere Vorstellung (Us.

1) Vgl. meine Berliner Dissertation 1881. S. 11 ff.

12, 7 ἣν ἂν λάβωμεν φαντασίαν ἐπιβλητικῶς τῇ διανοίᾳ) und das θεωρητικὸν διὰ λόγου (das ἀνάλογον τοῖς περιβλητοῖς und ἐπινοηθέν Us. 6, 11 f.). Im Gegensatz zu dieser empirischen Methode steht die dialektische, wie sie die Eleaten, die jüngeren Sophisten und die Megariker übten, die aus den Begriffen selbst (ἐξ ἑαυτοῦ Z. 8) ohne Rücksicht auf die Erfahrung Schlüsse zog. Für Epikur kam eine solche nicht in Betracht, aber nach seinem Geständnis müssen frühere Äußerungen (etwa in den Diaporien) ihn einer solchen verdächtig gemacht haben.

5 VI 9—13. „Jetzt aber, da meine Ausdrucksweise (wie sie wohl im verlorenen Anfang bestimmt ist) auch manchem andren sich anpaßt, entsteht aus der Unterscheidung ein Zugang zur Wahrheit. Trotzdem werden die, welche eine solche noch nie auch nur versucht haben, kaum auf andrem Wege von dem (obigen) Verdachte befreit werden.“

In der folgenden Lücke von 3—4 Zeilen ist wohl von dem sog. Verhüllten die Rede gewesen, einem Trugschlusse, der schon oben 5 II 14 f. und bei Aristoteles a. a. O. 179 a 14 ff. erwähnt wird. Bei Lukian *Βίων πρᾶσις* c. 22 lautet er: Kennst du deinen Vater? — Ja. Kennst du den Verhüllten? — Nein. Also kennst du deinen Vater und kennst ihn nicht. Wissen und Nichtwissen ist somit dasselbe.

5 VI inf. Z. 11 f. stelle ich jetzt so her:

τοῦτο γὰρ ἄπο-
ρογ γίγνεσθαι οἶμαι κτλ.

„Denn ich glaube, dieser Trugschluß ist unlösbar für einen, der nicht offenbart, wie jemand dies tat (meinte?) oder nicht tat[1]), oder (daß) er das Gegenteil meinte, da er die Unterscheidung nicht berücksichtigte, daß er mit irgend einem derartigen (Ausdrucke) dieses sagen will. Denn bei solchen (Sophismen) nicht allein möchte man wohl vermuten, daß der brave Mann (der vom Sophisten irregeführte) das Gegenteil wie vorher (5 VII 1) oder überhaupt nichts von den beiden Gegensätzen meinte.“ ([οὐ δ έ τ]ερον).

Man muß gestehen, daß wenn der Wortlaut richtig ist, Epikur sich für uns Uneingeweihte recht unklar ausgedrückt hat. Ich verstehe ihn so: Der Sophist hat εἰδέναι zuerst im Sinne von (den Vater) kennen, dann von (den Verhüllten) erkennen gebraucht und beides nachher gleichgesetzt. Der Gefragte hat natürlich an diesen Unterschied nicht gedacht.

1) Das ἔπραττε kann man dahin verstehen, daß der Gefragte aus Unkenntnis des Verhüllten etwas tat oder unterließ.

Auch bei dem folgenden ist der Zusammenhang nicht sofort klar; ich lese nach einem Kolon:

5 VII 8 *ἐπεὶ οὐχὶ γνωστῶν οὐδ' ἐπι-*
βλητικὴν ὁ[δὸν εἴ]ξαμεν ὡι-
δήποτε τρόπωι.

„Denn für gar nicht Erkennbares räumten wir auch keine empirische Methode in irgend einer Weise ein."

Es soll wohl bedeuten, ob ich einen Verhüllten (den *οὐχὶ γνωστόν*) kenne oder nicht kenne, kann ich weder durch die Wahrnehmung, noch durch eine Vorstellung noch durch einen Vernunftschluß aus den Erscheinungen beurteilen.

Die nächste Ausführung über den Gebrauch des Vernunftschlusses (*ἐπιλογισμός*) ist unmittelbar verständlich und stimmt mit den sonst überlieferten Lehren Epikurs überein.

5 VII 5. „Auf diese Bestimmung (daß es für ganz Unerkennbares keine empirische Methode gibt) muß man, sage ich, hinblicken, (um zu entscheiden), ob der Vernunftschluß, den wir unseren Urteilen hinzufügten, gesund war. Denn nicht jedes Urteil, meine ich, darf man sofort auf einen Schluß hinführen, sondern es genügt, wenn jemand nur die Fähigkeit zum Schließen besitzt, es zu wählen (Z. 13 f. *αἱρήσε-[σθ]αι*), wenn die Gelegenheit ein reines Schlußverfahren gestattet (Z. 14 [*ἐνδι*]*δῶι*), und dann für dieses das Zeichen und das Ähnliche zu benutzen" (Z. 15 ff. [*κοὕτως*] |[*ἐπὶ*] *ταύτης* [*τῶι τε σημε*]*ίωι*] [*καὶ τ*]*ῶι* [*ὁμοίωι χρήσεσθαι*].

Die folgende Lücke wird von mir durch zwei Fragmente ausgefüllt (s. Vogliano S. 105):

5 VII inf. „Denn die übrigen Urteile über nur zeitweise Verborgenes werden auf gewisse Weise ohne Vernunftschluß geprüft. Der Schluß aber benutzt zur Erkenntnis des Verborgenen den Besitz an Augenscheinlichem, und wenn er auch das Meiden (des Schlechten) oder die Wahl (des Guten) auf diesen (Besitz) gründet, wird er (der Schluß) um nichts weniger das Rechte treffen. Alle Urteile aber, die sich nicht auf Handlungen beziehen, ich meine nichtempirische, sondern zum theoretischen Teile gehörige, werden ebenso (durch den Augenschein, die *ἀντιμαρτύρησις*) des Irrtums überführt werden, und das Schlußverfahren (5 VIII) ergibt zugleich unmittelbar das Verfehlte, indem entweder in diesen Urteilen eine theoretische Behauptung enthalten ist, die der Wahrheit widerspricht (z. B. führte die Leugnung des Leeren die Eleaten zur Leugnung der augenscheinlichen Bewegung) oder indem die Leute (auf Grund eines falschen theoretischen Schlusses) weiterhin zu Handlungen schreiten und so irgend eine ungeeignete Handlung

vornehmen. Wenn aber nichts davon der Fall ist, wird leicht zu ersehen sein, daß (die Urteile) nicht falsch sind. Deswegen lachen auch alle ohne weiteres, wenn auf das Zugeständnis jemandes, daß man nicht dasselbe wissen und nicht wissen könne, einer den 'verhüllten Vater' und dergleichen (z. B. die 'Elektra') vorbringt."

Im folgenden wird nun der Trugschluß durch den Beweis aufgelöst, daß ein allgemeines Zugeständnis nicht einzelne Ausnahmen ausschließe. Im Texte schließt Z. 18 *τοῦτο γὰρ οὐ*. Dann folgt eine Lücke von etwa 4 Zeilen. Man könnte diese nach Z. 13—16 so ausfüllen:

5 VIII 18 *τοῦτο γὰρ οὐ*
[συμφωνεῖν δοκεῖ τῶι ὁμο-]
[λογεῖν μὴ ἐνδέχεσθαι ταύ-]
[τὸ ἐπίστασθαι καὶ μὴ ἐπί-]
[στασθαι· ὁ δ' οὖν πρῶτον ἐπι-]
10 inf. *[ὼν] τῆι κτλ.*

„Der, welcher zuerst auf das aus jenem (dem Verhüllten) selbst unerkennbare Zugeständnis eingeht, lacht dennoch, wenn er sieht, welche Zugeständnisse er gemacht hat, über das Sophisma, da er in seiner (ersten) Antwort nicht mit eingeschlossen habe, was auf Grund eines gewissen Sprachgebrauchs hinzugefügt werden könne (man kennt den verhüllten Vater nicht), so daß er sich zu der Behauptung verleiten ließ, man könne dasselbe[1]) wissen und nicht wissen; man brauche ja nicht an solche Weise, wie sie der Sophist zu Tage fördere, gewöhnt zu sein (*οὐ δέον ἠθ[ίσθαι]*).

5 IX 4. „Deshalb glaubt einer, der von Anfang an so widersprechende Zugeständnisse gemacht und sich davor nicht in acht genommen hat, wie dies einige Sophisten tuen, keine tatsächliche Widerlegung erfahren zu haben. Und wahrlich, er hatte nicht den Schluß gezogen, daß es, abgesehen von den Dingen, die der Sophist vorbringe, unmöglich sei dasselbe zu wissen und nicht zu wissen, sondern nur scheinbar würde er denen geglichen haben, die bei ihren Schlüssen den Unterschied nicht beachteten, als ob jemand, der allgemein dies zugestanden hätte, es sogleich auch für die einzelnen Fälle zugestehen würde" (Z. 19 *[αὐτίκα] ὁμ[ο]λ[όγει κ]αὶ | [τὸ καθ' ἕκαστα]*. Nach zwei Zeilen, die zu ergänzen sich nicht lohnt, heißt es im unteren Teile dann weiter:

„Denn seine Zustimmung galt nicht auch jedem einzelnen Falle, sondern geschah nur in der Weise, in der allgemein zugestimmt

1) Crönert Memor. Hercul S. 194 hat das *τὸ αὐτόν* hier übersehen, wenn er es für die Herkulanensia leugnet. Er bezeugt es aber als sonst vorkommend.

wird, ohne daß der Zustimmende an jede einzelne Tatsache denkt und ohne daß er auf diese Weise für alle Fälle zustimmt oder leugnet. Dem Anscheine nach (5 X) handelte er aber wie einer, der den Unterschied dieser Dinge nicht versteht, aber niemals bezeugt er dies sich selbst, und wenn er[1]) tausendmal nicht ausdrücklich leugnete, daß er etwas im allgemeinen zugäbe, würde er damit nicht auch die widersprechenden Fälle bejahen. (Das zeigt sich in seinem weiteren Verhalten.) Denn bald schreitet er sofort zu einer derartigen Handlung, als ob er auch für jeden einzelnen Fall etwas dergleichen sichtlich zugegeben oder geleugnet hätte, wenn nämlich das Urteil sich auf ein Handeln bezieht, bald schreitet er nicht dazu. Ebenso behauptet er bald in bezug auf theoretische Fragen etwas in Widerspruch zu der empirischen Methode, die (bei nur zur Zeit verborgenen Dingen, *ἐπιμένονται*) ein Zeugnis für die Wahrheit des Urteils [oder ein negatives für die Falschheit fordert], oder andrerseits (bei von Natur verborgenen Dingen, *ἄδηλα φύσει*) ein Gegenzeugnis oder dessen Fehlen verlangt, bald behauptet er es nicht. So wird er in beiden Fällen [dem praktischen und dem theoretischen] sich irren oder nicht. Denn bald][2]) zieht er es vor, dem allgemeinen Urteil zu folgen und vollzieht etwas; wenn sich für ihn dann eine Handlung daran knüpft, so beging er einen Irrtum; bald tat er nichts dergleichen.

5 XI 3 *ἧ δ' [ἂν] αὐτῶ[ν τὸ διημαρτημέ-*
νον [τις μὴ ἔχηι εὐθὺς σ[υναι-
σθάνεσθαι κ[αὶ ἐπ]ὶ [τού]του ὥσπερ-
εί τινα εἰς ἐνάργειαν αὐτοῦ
ἐλθεῖν [ὁδὸ]ν ἔσ τ(αι), ἂν] μὴ ἀθρόαι κτλ.

3—23. „Wo aber einer nicht im stande ist deren (der Sophisten) Irrtum sofort zu bemerken, auch in bezug darauf wird es möglich sein gleichsam einen Weg zu seiner empirischen Erkenntnis zu gehen, wenn er nicht mit einer allgemeinen Behauptung darauf losgeht, sondern vorsichtig und bald auf diese, bald auf jene Weise die Möglichkeit des Irrtums einschließend, nicht aber so leichthin urteilend, sondern eine Art Richtschnur in sich tragend, kraft

---

1) Z. 4 f. [ὡς, κεί] | *καθόλου τι ὁμολογήσει[ε' ἅ]μ*, Z. 8 *πινεύσ(αι) οὐκ ἄν*.

2) Meine Ergänzung der Z. 28 f. hat V. schon in den Text aufgenommen; ich ergänze nun Z. 22—24 dem Sinne nach:

22 *[φάσκει, ἔνθα δ' οὔ. οὕτω δὲ*
καθ' ἑκάτερον τρόπον ἁμαρ-
τήσεται ἢ οὔ. ἔνθα μὲν οὖν]
9 inf. *τῶι καθόλου κτλ.*

deren wie einer empirischen oder ihr analogen Form er nicht den Pfad des Falschen betreten wird."

Mit diesen schönen und klaren Worten schließt Epikur den Abschnitt über die Trugschlüsse. Die Widerlegung selbst ist oft recht breit und im Ausdruck nicht immer klar. Auch ob seine Unterscheidung zwischen Allgemein- und Einzelurteil der Lösung des Sophisma vom Verhüllten genügt, ist fraglich. Jedenfalls ist Aristoteles in seiner Behandlung desselben Gegenstandes ihm an logischer Schärfe himmelweit überlegen. 5 XI 18—XII 10 Ende kündigen das folgende Buch an und schließen dieses.

„So nun, sage ich, muß man das Irrtümliche begreifen und nicht handeln, wenn das Gedachte [nicht bezeugt oder durch die Erfahrung widerlegt wird. Es wäre nun zwar möglich noch mehr über dergleichen (Trugschlüsse) zu sagen][1]; wie ich aber über das Folgende (manches) vorzubringen Bedenken tragen werde, wie auch oft in dieser Abhandlung, so [habe ich auch jetzt Bedenken dies vorzubringen][2], ebenso aber auch das übrige, das nicht so ist wie diese (Trugschlüsse), aber nach meiner Ansicht verfehlt ist."

Mit den letzten Worten kündigt Epikur vielleicht den Inhalt des nächsten Buches, über das leider nichts überliefert ist, an: die Widerlegung andrer erkenntnistheoretischen Lehren, die zwar nicht so lächerlich wie diese Sophismen, aber auch verfehlt sind.

5 XI 6—1 inf. „Aber ich will es gegenwärtig nicht vorbringen, um nicht etwas Neues zu beginnen, während das Gesagte schon genügend lang ist."

Fr. 5 col. XII. „Es sei nun für den Augenblick genug geredet; und ihr machet das, worüber ich und Metrodor übereingekommen sind, nicht heimlich schlecht, sondern hört es willig an. Ich glaube aber, daß dies im Hinblick auf jeden Teil des Lehrvortrages, der im folgenden erledigt werden soll, jetzt in gebührender Weise gesagt ist."[3])

---

1) Ich ergänze die weitere Lücke nach Z. 21 wieder dem Sinne nach:

22 [ἢ ἀντιμαρτυρεῖται. οἷόν
τε μὲν οὖν ἦν ἔτι πλείω
περὶ τῶν τοιούτων λέγειν]
9 inf. ἦι δ' πι κτλ.

2) Hinter προφέρειν Z. 7 inf. ist entweder durch Haplographie ausgefallen oder in der Eile des Schlusses als selbstverständlich von Epikur ausgelassen: καὶ νῦν ταῦτα ὀκνῶ προφέρειν.

3) Z. 2—6 καὶ ὑμεῖς
μὴ] ὑ[ποκ]ακίζητ', [ἀλλ' ἀ]κούειν
βούλε[σθ]ε τά μοί τε καὶ Μη-
τροδώρωι τῶ[ιδ' ὡμολογ]η-
μένα.

Mit dem Schlusse des Buches schließe auch ich μῆκος ἐχόντων ἱκανὸν λόγων, um Epikurs obige Worte zu gebrauchen. Die Bedeutung der Schrift trotz ihrer fragmentarischen Gestalt springt in die Augen. Wir beklagen von dem größeren ersten Teile, der gewiß die Hauptlehren der Kanonik entwickelte, indem er sie verteidigte, nur den Schluß zu besitzen. Aber dieser beleuchtet wenigstens die Erkenntnis des Sinnlich-unfaßbaren in fesselnder Weise, und auch sonst wird in dem Erhaltenen die induktive Logik z. T. unter Hinweis auf das Verlorene bedeutungsvoll gestreift. Manches Neue enthält der Abschnitt über den richtigen Wortgebrauch. Ich hebe nur die Einsicht in den Bedeutungswandel, die Rücksicht auf den Sprachgebrauch, vor allem die Forderung einer willkürfreien, festen Terminologie hervor, wie sie Epikur tatsächlich erfüllt. Ganz neu ist seine Kritik der Sophismen [1]). Voll berechtigt ist die Polemik gegen leere Wort- und Begriffsspielerei, die sich gegen die Sophisten richtet. Überhaupt beherrscht die Auseinandersetzung mit Gegnern [2]) diese Reste, und wir dürfen das gleiche nicht nur für unser ganzes Buch, sondern auch für das große Werk überhaupt erschließen. Finden wir dieses Verfahren in weiterem oder engerem Umfang doch schon bei Platon und Aristoteles, ja bereits bei den Vorsokratikern und dann wieder in den erhaltenen Schriften der hellenistisch-römischen Philosophie, besonders bei Philodem, bei dem, wie es scheint, Philosophieren Streiten bedeutet. Im wohltuenden Gegensatz steht dazu der Einblick in das freundschaftliche, aber offenherzige συμφιλοσοφεῖν, wie es unser Buch offenbart. Aber auch die Kritik der Gegner ist durchaus sachlich gehalten, Demokrit und seine Schule scheint mit fühlbarer Achtung behandelt. Nichts von der Schmähsucht, die Epikur wahrscheinlich auf Grund von Fälschungen verleumderisch vorgeworfen wurde. Während er, wenn er will, vorzüglich zu schreiben versteht, ist der Stil hier meist schlecht. Allerdings richtet er sich hier nach dem Genus dieser Schulschriften. Er ist wie der der entsprechenden des Aristoteles auf die Schule berechnet, daher zuweilen für uns nicht leicht verständlich. Unaristotelisch, weil nicht Niederschlag mündlichen Vortrages, sind die langen und oft geschachtelten Perioden. Unklarheit des Denkens trägt aber z. T. Mitschuld an

1) Mit Unrecht behauptet daher Cicero D. nat. deor. I 22: non qua via captiosa solvantur, ambigua distinguantur, ostendit.

2) Gleichzeitige wie Nausiphanes scheint er nicht zu nennen. Dasselbe bezeugt Plutarch Adv. Colot. s. 24 für diesen seinen Jünger.

der des Ausdrucks. Manchmal liegt die Schwierigkeit wohl auch an der Überlieferung der Schrift und ihrer ungenügenden Herstellung. So wird noch manches äußerlich und innerlich an ihr zu tun sein. Aber die Grundlage hat Vogliano geschaffen. Und einiges, hoffe ich, trägt auch diese Arbeit zu ihrem Verständnisse bei.

Kallimachos' Antwort an die Kritik.

Von

Max Pohlenz.

Vorgelegt in der Sitzung am 17. Mai 1929.

Das neugefundene Telchinengedicht des Kallimachos (Ox. XVII 2079) ist verhältnismäßig gut erhalten und nicht nur von dem Herausgeber Hunt und seinen Mitarbeitern Housman und Lobel, sondern auch von Maas (und Wilamowitz), Deutsche Litztg. 1928, 129 f., Rostagni, Riv. Filol. 1928, 1 ff. und Pfeiffer, Hermes 1928, 302 vortrefflich behandelt worden. Trotzdem bleiben noch manche Schwierigkeiten, und gerade an einer Stelle, die für das Verständnis des Ganzen wesentlich ist, scheint mir eine andere Auffassung geboten.

„Den Ehrgeiz sich wie das Langohr zu blähen habe ein anderer; ich möchte die Zikade sein, die kleine, (wie der Pegasos und der Schwan) beflügelte" — so schließt Kallimachos in v. 31. 2 die vorhergehende Auseinandersetzung ab und spinnt dann in der scheinbar zwanglosen Folge der Elegie den Gedanken weiter. Die Vorstellung der Zikade gewinnt eigenes Leben. Sie ist der kleine Sänger, der ohne Sorge um das tägliche Brot, vom bloßen Himmelstau sich nährend seinem Gesange lebt, das glückliche Wesen, von dem nicht nur der Vers gilt *φιλέουσι μέν σε Μοῦσαι*, sondern auch der andere *τὸ δὲ γῆρας οὔ σε τείρει* (Anacreonteum 34 Pr. Wie die *τέττιγες τὸ γῆρας ἐκδύνουσι*, d. h. aus der Puppe ausschlüpfen, bespricht Arist. hist. an. VIII 601a 7). Dem folgen die Gedanken des Dichters. Der Wunsch *ἐγὼ δ' εἴην οὑλαχὺς ὁ πτερόεις* setzt sich mit neuer Wendung fort:

33 *ἆ πάντως, ἵνα γῆρας, ἵνα, δρόσον ἣν μὲν ἀείδω*
πρώκιον ἐκ δίης ἠέρος εἶδαρ ἔδων,
αὖθι τὸ δ' ἐκδύοιμι, τό μοι βάρος ὅσσον ἔπεστι
τριγλώχιν ὀλοῷ νῆσος ἐπ' Ἐγκελάδῳ.

Daß hier *ἆ* nicht, wie die Grammatiker erklären, ein selbständiges *εἴθε* ist, sondern der Vers unmittelbar an den vorigen anschließt (also hinter *πτερόεις* nur ein Komma zu setzen ist), hat Rostagni schon gesehen. *πάντως* gehört nicht zum Folgenden — „könnte ich doch gänzlich das Alter ablegen!" wäre zwecklos —, sondern führt den Wunsch weiter: „Ja wahrhaftig, eine Zikade möchte ich

sein, damit —". Im folgenden ist der Text zweifelhaft[1]), der Sinn aber klar. Kallimachos schließt dann seinen Wunsch mit einer Anspielung auf die euripideische Klage über das Alter (Herakles 638 *τὸ δὲ γῆρας ἄχθος βαρύτερον Αἴτνας σκοπέλων ἐπὶ κρατὶ κεῖται*) und fährt fort:

[οὐ νέμεσις· Μοῦσαι γ]ὰρ ὅσους ἴδον ὄθματι παῖδας
[μὴ λοξῷ, πολιοὺς] οὐκ ἀπέθεντο φίλους.

Wir lesen dieses Distichon auch als Abschluß von ep. 21, so daß die Ergänzungen ganz sicher sind[2]). Aber welches ist der

1) Daß die leidenschaftliche Erregung des Wunsches sich zu einem (durch *τὸ δὲ* gesicherten) Anakoluth formt, ist nur natürlich. Ehe der Hauptbegriff *ἵνα γῆρας*, mit dem der Dichter beginnt, durch *ἐκδύοιμι* seine Ergänzung erhält, drängt sich ein anderes vor, das selige Leben der Zikade mit ihrer ewigen Jugend (denn der Dichter ist kein Zoologe und denkt nicht an das Ausschlüpfen des Insekts aus der Puppe, das ja keine Verjüngung bedeutet und nicht erfolgt, w e n n , sondern e h e die Zikade singt; er denkt auch nicht an Tithonos, er hält sich an das *τὸ δὲ γῆρας οὔ σε τείρει*, das bei ihm selber freilich zu einem *ἐκδύνειν τὸ γῆρας* werden müßte), und hebt deshalb noch einmal mit *ἵνα* an: „Damit ich das Alter, ja damit, wenn ich als Zikade vom reinen Himmelstau mich nährend mein Lied singe, ich sofort (*αὖθι* 'unmittelbar, ohne weiteres', wie lateinisch *continuo*) das Alter los würde". Das ergibt einen durchaus befriedigenden Sinn. Bedenklich ist die Vorausnahme des *δρόσον*, das auf diese Weise so weit von *ἔδων* getrennt wird (noch gekünstelter wäre die Stellung, wenn man *ἔδων* zu *ἐκδύοιμι* zöge und *ἦν μὲν ἀείδω* als Zwischensatz absonderte); aber gerade so rundet sich der ganze Satz *δρόσον ἦν — ἔδων* zu einem einheitlichen Bilde vom Dasein der Zikade ab, das freilich hier als Bedingung für das Abstreifen des Alters erscheint, aber doch seinen Eigenwert hat. Bequemer wäre die syntaktische Erklärung allerdings, wenn man mit Pfeiffer *δρόσον* als eine Glosse zu v. 34 faßte, durch die ein Epitheton zu *γῆρας* verdrängt wäre, etwa *ἀνάρσιον* (Ganz unpassend wäre *ἵν' ἄδροσον* in einem Satze, der *δρόσος* als die spezifische Nahrung der Zikaden zu einer ganz andren Pointe verwertet).

Das Scholion zu unsrer Stelle hat soeben, worauf mich A. Körte aufmerksam macht, Wifstrand im Eranos XXVII, S. 116 glänzend hergestellt: *ὤφελον ἵνα τὸ γῆρας καὶ τὴν δρόσον· πρότερον πρὸς τὸ δεύτερον, ἦν μὲν ἔδων* (l. *ἔδων ἀείδω*) *τὸ δ' ἐκδύοιμι*. Danach hat man wohl *ἦν μὲν* demonstrativ gefaßt, trotzdem es unmöglich ist *ἀείδω* und *ἐκδύοιμι* zu parallelisieren. Aber jedenfalls ist unsere Lesart vorausgesetzt und das zwingt uns, nur im äußersten Notfalle eine Textverderbnis anzunehmen.

2) Pfeiffer S. 331 vermutet, daß das Distichon fälschlich aus einem Kommentare, der es zitierte, an Epigr. 21 angehängt worden ist. Wenn er sich dabei darauf beruft, daß die Anthologie statt *μὴ λοξῷ* das merkwürdige *ἄχρι βίου* bietet und dieses als beigeschriebene Erklärung = *διὰ βίου* auffassen will, wird er wohl niemand überzeugen. Aber schon Jacobs sah in *ΑΧΡΙΒΙΟΥ* eine Verschreibung von *ΑΡΧΙΒΙΟΥ*, und wenn Archibios, der Verfasser einer *τῶν Καλλιμάχου ἐπιγραμμάτων ἐξήγησις* (Suidas) zur Erläuterung des *κρέσσονα βασκανίης* das Gedicht auf das *βασκανίης ὀλοὸν γένος* herangezogen hätte, wäre das sehr verständig gewesen. Tatsächlich muß man auch Pfeiffer zugeben, daß die beiden ersten Disti-

Gedankenfortschritt? Pfeiffer erklärt (329): „An diesem Wunsche ist nichts Ungehöriges, er darf kein Gefühl des Unwillens erregen; denn mein ganzes Leben war nur Musendienst". Tatsächlich spricht der Dichter doch hier aber nicht von seiner Leistung, von der Treue, die er den Musen gezeigt, sondern von der Treue, der Huld, die diese ihm auch im Alter bewahren. Die dankbare Anerkennung drängt sich ihm auf die Lippe, daß er auch noch als Greis sich Liebling der Musen fühlen darf. Aber kann diese Anerkennung den Wunsch nach Verjüngung, nach Abwerfen des Alters begründen? Nein. Gewiß fühlt auch Kallimachos die Last des Alters und hat den unwillkürlichen Wunsch sie loszuwerden, aber sofort kommt ihm der Gedanke: „Das ist undankbar, denn mein Bestes hat mir das Alter nicht geraubt". Deshalb: *οὐ νέμεσις*, nicht *οὐ δεῖ μοι νεμεσᾶν*, sondern *οὐ δεῖ με νεμεσᾶν*, „ich darf nicht schelten. Denn meine Sangeskunst bleibt auch im Alter unangetastet; die Musen bewahren auch dem Greise ihre Gunst"[1]).

So gewinnt auch erst das folgende Distichon seine volle Bedeutung. Es ist freilich zerstört, aber man kann kaum zweifeln, daß Rostagni es im Anschluß an Housman dem Sinne nach richtig ergänzt hat.

[Μουσάων δὲ καὶ ὄρνι]ς, ἐ[πεὶ] πτερὸν οὐκέτι κινεῖν
[οἶδε, πέλει φωνῇ]ι τ[ῆ]μος ἐνεργότατος.

So verstehen wir aber auch erst die Stimmung, die vor dem alexandrinischen Dichter das Lied des attischen Tragikers auftauchen ließ. Euripides bleibt in seinem Chorliede nicht bei dem vergeblichen Wunsche nach einer zweiten Jugend, er findet sich mit der Gegenwart ab und gelobt für sie: *οὐ παύσομαι τὰς Χάριτας Μού-*

---

chen, die fingierte Grabschrift auf den Vater, der selber keine Verdienste aufzuweisen hatte, aber als Sohn und Vater eines *Καλλίμαχος—Καλλίνικος* Träger der *ἀρετή* des Genos ist, für sich ein *ἕν* bilden. Mancher wird wohl auch aus dem *εἰδείης δ' ἄμφω κεν* gern entnehmen, daß der Dichter hier Großvater und Enkel bei verschiedener Begabung auf einer Ebene lassen, nicht sich selbst herausheben wollte. Aber auch wenn wir glauben, Kallimachos habe sein Epigramm dahin zuspitzen wollen, daß noch der tote Vater seine Freude an dem Siege des Sohnes über die Neider in einer Sentenz zusammenfaßt, bleibt befremdlich, daß der Dichter hier ein Distichon aus einem anderen Gedicht wiederholen soll, obwohl das *οὐ νέμεσις* die tiefe Bedeutung, die es dort im Zusammenhange hat, verliert.

1) Ida Kapp, Philol. 1928, 177 (deren Ausführungen ich erst nach der Niederschrift dieser Zeilen las) hat richtig empfunden, daß das Gedicht nicht in dem Wunsch nach einer zweiten Jugend gipfeln darf, sondern in der Erklärung des Dichters *poetae munere etiam senem fungi se et velle et posse.* Aber die Übersetzung von *οὐ νέμεσις* '*non debeo vereri gloriationem*' ist unzutreffend, da die Worte doch auf das unmittelbar Vorhergehende sich beziehen müssen.

σαις συγκαταμειγνύς . . . ἔτι τοι γέρων ἀοιδὸς κελαδεῖ Μναμοσύναν. Gerade dieses Wogen der Stimmung fühlt auch der alte Kallimachos, und auch in seinem letzten Distichon ist die Anregung, die er von Euripides' *παιᾶνα δ' ἐπὶ σοῖς μελάθροις κύκνος ὣς γέρων ἀοιδὸς πολιᾶν ἐκ γενύων κελαδήσω* empfangen hat, nicht zu verkennen. Aber er gibt dem zweiten Gedanken eine eigene Wendung, wenn er aus dem Gelöbnis wenigstens formell einen Dank an die Musen macht, die dem Dichter ihre Huld bewahren bis zum Schwanenliede. Doch um das voll zu verstehen, müssen wir noch einen Blick auf das ganze Gedicht werfen.

„Hämisch raunen die Telchinen, ich hätte es trotz der Zahl meiner Jahre nie vermocht, ein einheitliches Dichtwerk, ein heroisches Epos von viel tausend Versen zu schaffen. Hier meine Antwort an das mißgünstige Geschlecht: Die auf feine Wirkung ausgehende Dichtung ist *ὀλιγόστιχος*; aber auch die niedrige Frucht Demeters ist wertvoller als die große Eiche; Mimnermos schlägt die süßen Töne an, während Antimachos die dicke Lyde nicht zum Dichter gemacht hat, und schöner als das Geschrei des Kranichschwarmes ist der Sang der einen Nachtigall (?). Packt euch, ihr Neidinge! Lernt die Dichtung nach der Kunst messen, nicht nach dem Kilometermaß! Und jedenfalls von mir erwartet nicht ein großtönendes Epos. Denn schon als ich die ersten Verse niederschrieb, wies mir Apollo meinen Beruf: die *Μοῦσα λεπταλέη*, die dafür auf unbetretenen Pfaden geht. Ich singe für die, denen der Sang der Zikade mehr gilt als das Geschrei des Esels, möchte selber die Zikade sein. Ja, die Zikade! Dann könnte ich auch das Alter abstreifen, dessen Last ich jetzt so schwer empfinde. Doch ich darf nicht schelten. Denn auch im Alter bewahren die Musen dem ihre Gunst, auf dem bei der Geburt gnädig ihr Auge geweilt, und erst wenn der Musenvogel seine körperlichen Schwingen nicht mehr rühren kann, dann singt er sein schönstes Lied" [1]).

---

1) In v. 1 ist jede Ergänzung, die ein *δὲ* hereinbringt, unmöglich. Statt eines blassen *αἰὲν* oder *πάντοτε* erwarte ich ein adverbiales Neutrum wie *λυγρὸν* (etwa *στυγνὸν* mit Anspielung auf die Sage, daß die Telchinen Rhodos durch Besprengen mit Styxwasser unfruchtbar machen wollten? die Belegstellen bei Blinkenberg, Hermes, 1915, 281).

v. 7 liegt *ἀ[κανθὶς]* fern. Rostagnis *ἀ[ηνὴς]* leitet gut auch zu 8 hinüber. (Daß der Neid *τήκει τοὺς ἔχοντας*, auch Gregor Naz. or. 36, 4 PG. XXXVI p. 367, *φθόνος ἢ ἑκούσιος τηκεδὼν* Gregor Nyss. v. Moys. XLIV col. 409).

v. 9 ist davon auszugehen, daß *εων* aus metrischen Gründen kein selbständiges Wort sein kann, und daß Kallimachos hier dem allgemeinen Teile v. 9—18 eine kurze These vorangestellt haben muß. Nun hat Apollonios in dem Epigramm Anth. Pal. XI 275

Zielbewußt steigt das Gedicht an von der Abweisung der Kritiker über die allgemeine Erklärung, daß es in der Kunst allein auf die Kunst ankommt, zu dem persönlichen Bekenntnis, in dem hier zum ersten Male in der menschlichen Geistesgeschichte ein Dichter sich knapp aber scharf über sein persönliches Dichtertum und seine eigenste Kunstrichtung ausspricht. Ob in dem sicher pointierten *Ἀπόλλων ὅ μοι Λύκιος* wirklich eine Hindeutung auf den athenischen Bezirk des Gottes und das peripatetische *Λύκειον* liegen soll oder der Dichter nur sagen will, daß auch diesmal der *Ἀπόλλων Λύκιος* die Telchinen besiegt, bleibe dahingestellt[1]).

Καλλίμαχος τὸ κάθαρμα, τὸ παίγνιον, ὁ ξύλινος νοῦς
αἴτιος ὁ γράψας Αἴτια Καλλιμάχου,

das ich gerade wegen seiner ausgesuchten Bosheit für ein echtes Erzeugnis des aktuellen Streites halten möchte, die einzelnen Worte so gewählt, daß er eigene Ausdrücke des Kallimachos umformt (*κάθαρμα* „Kehricht, Auswurf" natürlich nach H. Apoll. 111 *ἀλλ' ἥτις καθαρή* und ep. 7, 1 *ἦλθε Θεαίτητος καθαρὴν ὁδόν*), und dasselbe wird man auch für *ξύλινος νοῦς* annehmen. Also hier etwa ungefähr [*Νοῦς λεπτηγο*]*ρίων ὀλιγόστιχος?*

Hoffnungslos zerstört ist das Distichon 11. 2:

[. . . . . .] *δυοιν Μίμνερμος ὅτι γλυκύς α*]
[. . . . . .] *ἡ μεγάλη δ' οὐκ ἐδίδαξε γυνή.* [

Aber soviel ist sicher, daß die *μεγάλη γυνή* nicht die „Zwergin" Nanno sein kann sondern dieser gerade entgegengesetzt ist. Dann kann aber nicht ein andres Buch des Mimnermos, sondern nur das *μέγα βιβλίον*, Antimachos' Lyde gemeint sein, und Kallimachos mag irgend ein einzelnes Wort des Dichters benützt haben, um das Attribut auf die Heldin selber anzuwenden, falls ihm nicht einfach Asklepiades' Lob AP. IX 63 *Λυδὴ καὶ γένος εἰμὶ καὶ οὔνομα, τῶν δ' ἀπὸ Κόδρου σεμνοτέρη πασῶν εἰμι δι' Ἀντίμαχον* vorschwebt. Die beiden kolophonischen Liebesdichter bilden mit Nanno und Lyde ja auch für Hermesianax (bei Athen. 597 f.) und Poseidippos AP. XII 168 (vgl. Pfeiffer 314) ein Paar. Wenn man *ὅτι* von *ἐδίδαξεν* abhängig macht und erklärt: „Daß Mimnermos ein guter Dichter war, hat uns das und das Werk gelehrt", so entspricht das doch wohl zu sehr modern-philologischer Ausdrucksweise, und bei *ἐδίδαξεν* möchte ich deshalb eher an Euripides' *ποιητὴν δ' ἄρα Ἔρως διδάσκει, κἂν ἄμουσος ᾖ τὸ πρίν* (fr. 663) denken, das Nikias (Hyp. Theokr. XI *Ἦν ἄρ' ἀληθὲς τοῦτο, Θεόκριτε· οἱ γὰρ Ἔρωτες ποιητὰς πολλοὺς ἐδίδαξαν τὸ πρὶν ἀμούσους*) als allbekannt voraussetzt (Ähnlich Pfeiffer S. 314). Leider bleiben die Scholienreste, da Rostagnis geistvolle Deutung mit der unmöglichen Beziehung der *μεγάλη γυνή* auf Nanno zusammenhängt, ganz rätselhaft. Nur um zu zeigen, wie sich der erwartete Sinn formen läßt, setze ich folgendes her:

Οἶδα] *δυοῖν Μίμνερμος ὅτι γλυκὺς* [*αἰὲν ἐρασταῖν,*
τὸν παχὺν] *ἡ μεγάλη δ' οὐκ ἐδίδαξε γυνή.*

vgl. Kallim. fr. 74 b *Λυδή καὶ παχὺ γράμμα καὶ οὐ τορόν.*

Den Sinn der Verse 13—16 hat Pfeiffer ermittelt; nur wird man, falls v. 39. 40 der Schwan genannt war, hier eher mit Housman die Nachtigall suchen.

1) An den Peripatos denkt Rostagni S. 20, und an einen Zusammenhang

Das sollen wir jedenfalls fühlen, daß auf die *Μοῦσα λεπταλέη*, der Kallimachos huldigt, ihn individuelle Begabung und innerste ästhetische Überzeugung, *φύσις* und *διδασκαλία* hinführen. Schon dem Jüngling hat diese Muse seinen Weg vorgezeichnet, und denselben Weg wird auch der Greis gehen, aller hämischen Kritik zum Trotz. Und er kann es tun, weil er sich auch jetzt noch Liebling der Musen weiß und, so Apollon will, bis zum letzten Atemzuge bleiben wird.

Dankbarer Stolz spricht aus dem Schluß, und der gibt ihm das sieghafte Gefühl der Überlegenheit über den Neid. Denn er weiß, die Kritiker sind *νήιδες οἳ Μούσης' οὐκ ἐγένοντο φίλοι*[2]), von sich selber aber kann er ohne Überhebung sagen:

Μοῦσαι γὰρ ὅσους ἴδον ὄθματι παῖδας
μὴ λοξῷ, πολιοὺς οὐκ ἀπέθεντο φίλους.

Mit diesen Versen 3 und 37. 8 rundet sich auch formell in der bekannten Ringkomposition das Gedicht zu einem Ganzen ab. Es ist bei aller Kürze ein *ἓν ἄεισμα διηνεκές*, bei dem wir weder am Anfang noch am Schlusse etwas Wesentliches vermissen oder ergänzen können, auch wenn die Möglichkeit offen bleibt, daß Kallimachos in seiner kapriziösen Art sich einen äußerlichen Übergang zu etwas anderem gebahnt hat.

Verwandte Stimmung ließ in Kallimachos' Seele das Lied des greisen Euripides erklingen. Auch er fühlt die Bürde des Alters, aber auch er bleibt als *γέρων* der *ἀοιδός*, und die Abrechnung mit der Kritik schließt er nicht mit dem müden Wunsche nach Befreiung von gegenwärtiger Last — wie wäre solch Schluß denkbar! —, sondern mit der stolzen Erklärung, daß er sich seinen Gegnern auch jetzt noch überlegen fühlt und den Musen und sich selber treu bleiben wird bis zum Ende. Damit ist gesagt, daß er dieses Gedicht unmöglich (so Rostagni) mit 45 Jahren verfaßt haben kann. Es ist ein Altersgedicht. Ob es eine selbständige Elegie war, läßt sich bei dem Zustande des Papyrus leider wohl nicht entscheiden. An einen Prolog der Aitia möchte auch ich aus chronologischen Gründen nicht glauben. Aber wenn Pfeiffers Vermutung richtig sein sollte, daß es eine Neuausgabe einzuleiten bestimmt war, so hat diese jedenfalls nicht nur schon veröffentlichte Gedichte enthalten.

---

von Kallimachos' ästhetischer Überzeugung mit der peripatetischen glaube ich auch (*Χάριτες* für Leo 106); aber richtig bemerkt Pfeiffer 321, daß gerade hier Apollo nichts Peripatetisches vorträgt.

2) Die Parallele mit 37 spricht für Wilamowitz' *Μούσης'* (statt *Μούσης*).

Demosthenes und die Theorika.

Von

Ulrich Kahrstedt.

Vorgelegt in der Sitzung am 25. Februar 1929.

Zu den Charakteristika der radikalen Demokratie Athens, von den Rednern der demosthenischen Zeit und infolgedessen von den Scholiasten und Lexikographen oft erwähnt, gehören die Theatergelder, von Demades (bei Plut. Quaest. Plat. 4, p. 1011 B) als der zusammenhaltende Leim der Demokratie gepriesen, von Demosthenes mehrfach kritisiert (s. u.). Sie sind einmal abgeschafft worden, für den Krieg von 339/8 (Philoch. fr. 135), aber nach dem Frieden alsbald wieder ins Leben getreten. Schon 337/6 gehörte Demosthenes selbst zu der sie verwaltenden Behörde[1]), ihr Vorhandensein zur Zeit Alexanders folgt aus Demades a. a. O., Dein. I 56 und Hyper. I 13. 26.

Die Entstehungszeit der Theoretika ist dagegen strittig. Justin VI 9, 2 ff. setzt sie gleich nach Mantineia, also um 360, während Plut. Arist. 24 und Per. 9, sowie Schol. Aisch. III 24 sie in die perikleische Zeit zurückführen, Harpokr. s. v. den Agyrrhios als Schöpfer nennt. Schol. Aisch. a. a. O. nennen Eubulos und Diophantes als Wiederhersteller im 4. Jahrhundert, das wäre das justinische Datum, — wenn nicht die anderweitige Funktionen der *ἐπὶ τὰ θεωρικά* regelnden Gesetze des Eubulos von Aisch. III 24 f. gemeint sind, was auch in der ähnlichen, aber nur Eubulos nennenden Angabe Schol. Demosth. ed Dind. p. 216 der Fall sein kann. Diese Widersprüche haben eine Diskussion hervorgerufen. Busolt Staatsk. I^2 216; II^2 899 glaubt mit den meisten Darstellern der athenischen Verfassung an den perikleischen Ursprung, zumal Philoch. bereits in Buch III (fr. 85) die Einrichtung erwähnt hat,

1) Aisch. III 24 will nachweisen, daß Demosthenes zur Zeit der Beantragung seines Kranzes durch Ktesiphon das Amt hatte und kann das belegen durch Verlesung des Datums der Wahl seines Gegners in dieses Amt (die Urkunde selbst fehlt in unseren Texten). Der Kranz wurde „vor dem Tode Philipps II.“ beantragt (Demosth. XVIII Hyp. II 7), also 337/6.

und läßt sie nach einer Unterbrechung seit dem Ende des peloponnesischen Krieges durch Agyrrhios wiederhergestellt werden (a. a. O. 921; 923[2]), wobei die Angaben über die spätere Entstehung unbeachtet bleiben und Agyrrhios als Erneuerer statt wie in der Quelle als Neuschöpfer erscheint. Lange schon ist darauf hingewiesen worden, daß die Komödie der Zeit des peloponnesischen Krieges keine Anspielung auf die Theorika enthält, so nahe es läge und so oft sie auf Richtergelder und andere verwandte Erscheinungen eingeht (vgl. Beloch, Griech. Gesch. III[2] 1, 343[2]). Daß Philochoros trotzdem die Theorika nannte, braucht uns nicht zu verwundern: wenn er in perikleischer Zeit den entscheidenden Schritt zur stark auf die materiellen Interessen der Masse eingestellten Staatsform darstellt, lag es nahe, diese Tendenz zu charakterisieren und ihre spätere Entwicklung zu beleuchten, wobei der Name der Theorika von selbst fallen mußte; man braucht nicht mit Beloch a. a. O. eine Korruptel in der Buchzahl anzunehmen. Und Plutarch führt eben alles, was den Späteren als sonderbare Eigenheiten gerade der athenischen Demokratie merkwürdig war, summarisch auf Perikles zurück, genau wie auch heute das populäre Bild des klassischen Athen die Züge der demosthenischen Zeit auf Perikles überträgt. Die Nennung des Agyrrhios ferner erklärt sich ganz einfach: es liegt eine Verwechslung mit den Ekklesiastika vor, die er in der Tat geschaffen hat (Aristoph. Ekkl. 183 ff. und Schol. 102). Es bleibt bei der Entstehung der Theorika um 360, vielleicht durch ein Gesetz des Diophantes, dessen politischer Hintermann Eubulos war.

Doch dies nebenbei: was sind die Theorika? Sie sollen den kleinen Mann instand setzen, die Schauspiele und Musikaufführungen im Theater bei den großen Staatsfesten mitzumachen. So steht es Demosth. I Hyp. 4; vgl. auch Harpokration, Suidas, Hesych s. v. Und zwar sagt die Hypothesis ganz klar, daß das Eintrittsgeld, das jedermann im Theater zu zahlen hatte, im Betrage von 2 Obolen dem armen Bürger ausgehändigt wurde[1]). Das Theorikon soll also bestimmungsgemäß nicht in der Hand des Bürgers bleiben, sondern von ihm ausgegeben werden: Suid. s. v. (3. Lemma) und Phot. s. v. sagen denn auch ausdrücklich, daß der Empfänger es an „die Polis" zurückzahlt. Schol. Demosth. p. 32 meldet dagegen, daß von den beiden Obolen eine an den Architekten fließt, der das

1) Die 2 Obolen Theorika werden oft erwähnt: Phot. Suid. s. v.; Schol. Aristoph. Wesp. 1159; Demosth. XIII 10 (vgl. aber Busolt a. a. O. 1219[1]); XVIII 28; Schol. Demosth. p. 32. 275; Poll. IX 63 (Poll. VIII 163 gibt 3 Obolen an, das ist eine Verwechslung wohl mit den Richterdiäten).

Theater für die Vorstellung hergerichtet hat, die andere diene für den Lebensunterhalt des betreffenden Bürgers am Festtage. Das letztere ist sicher nicht richtig. Die oben genannten Stellen sagen zu einhellig, daß es sich um die Ablösung des Eintrittsgeldes von 2 Obolen handelte; aber daß der Architekt eine Obole erhielt, fügt sich dem ein, was wir über attische Theatervorstellungen sonst wissen. Bei den Aufführungen des Demos Peiraieus zahlt der Bürger Eintrittsgeld, nur die Verleihung der Prohedrie befreit davon, und der Unternehmer (der „πριάμενος") wird amtlich davon in Kenntnis gesetzt, wer diese genießt, damit er ihm kein Eintrittsgeld abnimmt [1]). Der Anteil am Eintrittsgeld ist eben die Remuneration des betr. Architekten. Wer schluckt nun die zweite Obole des Eintrittsgeldes? Die Scholiastennotiz, wonach der Bürger davon sein Essen kaufte, fiel aus, es bleibt bei den zitierten Lexikographen, die als Einnehmer die Polis nennen, zumal auch hier die Urkunden der Demenfeste zustimmen: Acharnai hat aus seinen Theatervorführungen eine Bareinnahme (IG. II² 1206, 4 ff.); also was der Architekt nicht erhält, fließt in die öffentliche Kasse des Festgebers, bei staatlichen Festen in die der Republik. Mit anderen Worten: von den vom Staat ausgegebenen Theorika floß theoretisch die Hälfte am Festtage automatisch in die Staatskasse zurück. Also ein umständlicher Apparat für einen Kreislauf von Mitteln. Der Grund liegt darin, daß bekanntlich Nichtbürger Zutritt zum Theater hatten und ihre zwei Obolen aus Eigenem bezahlen mußten [2]). Es war technisch nicht möglich, einfach den Bürgern den Gratiszutritt zu geben, erstens hätte man den Architekten abfinden müssen — das wäre vielleicht noch gegangen — und vor allem konnte man nicht am Theatereingang jeden Besucher auf seinen Rechtsstand hin prüfen; es gab keinen anderen Weg, als das Eintrittsgeld dem Bürger in bar zuzustecken. Und zwar erfolgte die Verteilung demenweise in den Amtslokalen der einzelnen Demen (Demosth. XLIV 37), wo die Bürgerliste des Demos zur Hand ist: für jeden Demos am Theatereingang eine Zahlstelle einzurichten wäre auch aus räumlichen Gründen nicht möglich gewesen.

---

1) IG. II² 1176, 2 ff. Genau wie im Peiraieus sind die Dinge offenbar allenthalben bei den staatlichen Festen: wenn eine Gesandtschaft zum Theater nicht amtlich geladen, d. h. mit einmaliger Prohedrie begabt wird, hat sie pro Kopf zwei Obolen zu zahlen, Demosth. XVIII 28.

2) Daß Fremde zum Theater zugelassen waren, ist allbekannt. Die Notiz Poll. III 59, wonach der Proxenos ihn vermittelte, ist eine Verwechselung mit dem Zutritt zu den Behörden.

Über die Höhe der Beträge im Laufe eines Finanzjahres haben wir verschiedene Angaben. Ursprünglich handelte es sich nur um eine Drachme jährlich, nämlich um 3 mal 2 Obolen für die Dionysien mit ihren drei Tagen (Philoch. fr. 85; Harp. Suid. Hesych. s. v.; Schol. Aisch. a. a. O. u. ö.), später und offenbar sehr bald wird das Theorikon für „die Feste“ schlechthin gegeben (Demosth. I 20): außer den Dionysien sind sicher die Panathenäen (Demosth. XLIV 37; Hesych. a. a. O.). Das wären zusammen acht Tage, dazu kommen die Lenaien, Hephaistien usw. — es besteht kein Grund an der Angabe von Dein. I 56; Hyper. I 26 zu zweifeln, wonach der jährliche Betrag für die Theorika pro Kopf 5 Drachmen war, also 15 mal zwei Obolen. Fränkel (bei Boeckh, Staatshaush. II[3] 64) hat versucht, die Angabe wegzudeuten, aber auch Busolt a. a. O. 1219[2] lehnt das ab. Das wären also bei ungefähr 20000 Bürgern in der Mitte des 4. Jahrhunderts als theoretisch mögliches äußerstes Maximum 100000 Drachmen im Jahr. Tatsächlich muß die Zahl viel niedriger gelegen haben. Um das Geld zu erhalten, muß man wie gesagt seinen Demos aufsuchen und zwar nicht etwa einmal im Jahr, sondern wie Demosth. XLIV 37 zeigt, vor jedem Fest. Die Umstände und die Unkosten für den Ausflug auf das Dorf waren für die große Menge von Bürgern, die in der Stadt wohnten und ländlichen Demen angehörten, viel zu groß, um das regelmäßig zu tun. Um der 10 Obolen für die Panathenäen willen mochte es noch angehen, um für ein kleines Fest 2 oder 4 Obolen abzuheben, konnten die Wenigsten ihr Gewerbe einen Tag im Stich lassen: die Reise kostete mehr als man an Theorika bekam, sobald man auch nur einmal außerhalb essen oder gar schlafen mußte, ganz abgesehen von etwa entgangenem Verdienst im Geschäft. Ferner sind abzuziehen die Wohlhabenden auch solcher Demen, die an sich das Geld bequem abholen konnten, sich aber nicht wegen der paar Obolen anstellen werden (wenn bei Demosth. a. a. O. ein Wohlhabender das doch tut, will er sich dabei in einen Demos einschmuggeln); sicher auch die Leute, die fern von Athen auf dem Lande wohnten und doch nicht Zeit hatten, ins Theater zu gehen. Man erinnere sich, daß gerade zur Zeit der Dionysien die Arbeitskräfte in der Landwirtschaft (Weinbau) sehr angespannt waren. Und da das Theorikon nur den Eintritt aber nicht die Unkosten einer Reise in die Stadt deckte, konnte es kleinen Bauern nicht helfen. Endlich gab es auch bei den klassischen Athenern sicher Leute, die das Theater kalt ließ. Nun mag man sich vorstellen, daß diese und die kleinen Bauern sich das Theorikon auszahlen ließen und dann in die Kneipe statt

in die Kunststätte trugen — von einer Verpflichtung nach Empfang des Geldes auch wirklich ins Theater zu gehen und Kunst zu genießen hören wir nichts, sie wäre auch undurchführbar gewesen. Aber es ist sicher hoch gerechnet, wenn von den 20000 Bürgern 15000 sich das Geld zahlen ließen — eine solche Zahl hatte bei starkem Zustrom von Fremden auch weder im Dionysostheater noch sonstwo Platz — und bei kleinen Festen muß die Zahl der ausgezahlten Beträge noch viel geringer gewesen sein. Wenn man sich vorstellt, daß im Laufe des Jahres 60000 Drachmen an Theorika ausgezahlt werden, ist das mehr als reichlich. Von diesen fließen 50 % in die Staatskasse zurück, theoretisch wenigstens. Wir wollen annehmen, daß ein Drittel der Beträge das nicht tun, weil der Empfänger sich garnicht am Theater einstellt, sondern in die Kneipe geht. Es sollen also bloß 20000 Drachmen wieder am Theatereingang einkassiert werden (außer dem Geld für den Architekten): auch so beträgt der Netto-Aufwand des Staates für die Theorika nur 40000 Drachmen im Jahr (Boeckh I² 284 kam auf 150000—200000 Drachmen und in guten Jahren auf das Dreifache!).

Man versteht bei den geringen Beträgen, um die es sich handelt, daß die Amtsstelle des Leiters der Theorika zwar sehr populär war — er war der einzige Beamte, der dem Bürger Geld in die Hand drücken ließ, ohne auch nur die bescheidenste Gegenleistung zu verlangen —, sodaß Leute wie Eubulos und Demosthenes das Amt nicht verschmähten, daß man aber als ἐπὶ τὰ θεωρικά nicht so aufregend viel zu arbeiten hatte, sodaß Eubulos als verständiger Mann diesen Beamten allerhand anderes zu tun gab (Aisch. III 24 f.): einer wurde als Ratsschreiber verwandt (IG. II² 223 C 5), ferner wurden sie mit der Unterstützung der Hodopoioi und der Epistaten gerade im Werk befindlicher öffentlicher Bauten betraut (Aisch. a. a. O.; daß der Redner daraus eine ungeheure allgemeine Bedeutung des Amtes macht, ist seine Sache). Aber man versteht jetzt schlechterdings nicht, warum sich jemand über die Theorika — als für die athenische Finanzen ruinös — aufregen kann. Sie verschlingen allenfalls 40000 Drachmen, das Reiterkorps aber gegen 240000 (Xen. Hipp. 1, 19)[1]. Die Richterdiäten müssen auch bei bescheidenster Rechnung mindestens ebenso hoch, wahrscheinlich noch höher sich belaufen haben, ein Geschwader von 50 Trieren eine bis zwei Wochen in See zu halten kostete allein an Sold ungefähr ebenso viel wie die ganzen Theorika.

1) Die Zahl hat keine Bedenken, bei 1000 Mann Kopfstärke kamen an Sold und Futtergeld auf den Mann und den Tag gegen 4 Obolen.

In der Tat ist aber der Eindruck, der wir aus Demosthenes' gelegentlicher Aufgeregtheit entnehmen, sehr einseitig. Im Ernst ist niemals versucht worden, die Theorika als Krebsschaden der Finanzen zu beseitigen. Der dafür zitierte Fall, der [Demosth.] LIX 4 ff. erwähnt wird, hat nichts mit einer Abschaffung der Theorika zu tun. Der Vorgang ist der, daß Apollodoros beantragt, darüber abzustimmen, ob die Überschüsse, die für das laufende Finanzjahr aus der „διοίκησις" übrig bleiben, für die Theorika oder die Stratiotika verwandt werden sollen. Die διοίκησις ist der Teil des Etats, der neben den fixierten Einzelposten wie eben Theorika, Stratiotika, Ausbesserungsfonds für Heiligtümer (Arist. Ath. Pol. 50, 1) als allgemeiner Dispositionsfonds des Volkes übrig bleibt; er steht unter dem ταμίας τοῦ δήμου, der seit dem Ende des Jahrhunderts den Titel ἐπὶ τῇ διοικήσει führt[1]). Nach Demosthenes' Angabe a. a. O. fiel ein solcher Überschuß in Kriegszeiten eo ipso an die Stratiotika, und Apollodors Absicht war es, ihn diesen zuzuführen. Das Volk beschloß auch demgemäß. Gleichwohl wurde der Beschluß παρὰ νόμων angefochten und fiel in der Heliaia. Zunächst ist klar, daß es sich nicht um einen Versuch handelt, den Etatsposten der Theorika zu beseitigen: wir sind nach Demosthenes' eigener Zeitbestimmung a. a. O. im Frühjahr 348 und der Posten bestand seit Beginn des Rechnungsjahres, bestand auch nach Apollodors Absicht im nächsten Jahr weiter. Der ganze Streit ging darum, ob der Fonds gegen Ende des Finanzjahres noch eine kleine Verstärkung erfahren sollte oder nicht. Ferner ist zu unterstreichen, daß die von Modernen aus der Stelle herausgelesene Bestimmung, daß in Friedenszeiten die Theorika eo ipso jeden Überschuß der διοίκησις verschlangen, garnicht aus den Angaben der Quelle folgt, zumal diese auch nicht behauptet, daß der Überschuß des Jahres 349/8 dann wirklich den Theorika zugeflossen sei. Die Paranomieklage beruht vielmehr auf ganz andern Dingen. Demosthenes a. a. O. sagt selbst, daß die Kläger sich u. a. auf die Disqualifikation des Antragstellers zum Sprechen in der Eklesie stützten (er war wirklich oder angeblich Staatsschuldner), und vor allem wissen wir urkundlich, daß nachträgliche Übertragungen von Summen von einem Etatsposten auf den anderen im Finanzjahr nicht durch das Volk sondern als Änderung eines Nomos durch die Nomothetai erfolgten (IG. VII 4253 f.; vgl. die Regelung für einen im Finanzjahr neu zu schaffenden Baufonds IG. II² 244, 6).

---

1) Darüber nächstens im 2. Bande meines Staatsrechts.

Ferner behauptet die Scholiastenweisheit von Demosth. I Hyp. 5; Schol. Demosth. p. 32, daß Eubulos nach dem Anschlag des Apollodoros auf die Theorika ein Gesetz durchgebracht habe, das den bloßen Antrag auf ihre Beseitigung mit dem Tode bedrohte. Daß das blutrünstige Scholiastenphantasie ist, folgt schon daraus, daß das Gericht in Athen bei allen Paranomieklagen in der Wahl der Strafe frei ist. Der Satz ist, wie längst vermutet, aus Demosth. I 19 und vor allem III 10 ff. herausgesponnen, wo Demosthenes sich hütet, den Antrag auf Beseitigung der Theorika zu stellen, weil er sonst in Gefahr käme. Daß das angebliche Gesetz des Eubulos nicht durch Apollodors Anschlag veranlaßt ist, folgt daraus, daß ein solcher in Demosth. LIX nur fälschlich hineingelesen ist und daraus, daß Demosthenes' Vorsicht bei dem Angriff auf die populären Theorika ein halbes Jahr älter ist als die besprochene Bill des Apollodoros.

Später sind die Theorika wie eingangs erwähnt wirklich einmal vorübergehend beseitigt worden — auf Antrag des Demosthenes. So wird die Sache wenigstens in den modernen Wiedergaben von Philoch. fr. 135 nuanciert (vgl. z. B. Schäfer I² 212; II² 529). Tatsächlich berichtet Philochoros nur, daß 339/8 alle Gelder an den Etatsposten der Stratiotika kamen; daß speziell die Theorika der Sündenbock waren, dessen Ansprüche die Kriegführung lahmlegten, steht garnicht da. Im Gegenteil, Philochoros hat ein Beispiel gegeben für die Fonds, die mit jenem Beschluß fortfielen, und doch natürlich einen besonders wichtigen, den für den Bau der Skeuotheke im Peiraieus. Demosthenes' Antrag richtete sich darauf, die vielen Etatsposten zu vereinigen, u. a. natürlich auch den der Theorika; ein besonderer Groll gegen den letzteren und damit eine besondere Gefährlichkeit seines Vorhandenseins folgt aus dem Vorgang nicht. Die ganze Überlieferung kennt also nur einen einzigen Ansturm auf die Theorika als solche; an den zitierten Stellen der olynthischen Reden (I 19; III 10 ff.) will Demosthenes gerade sie beseitigen und zwar auf dem ganz korrekten Wege (s. o.) über die Nomothetai [1]). Dieser nunmehr ganz isolierte Vorgang gibt uns nicht das Recht, die Theorika wichtiger zu nehmen als sie sich oben ziffernmäßig herausgestellt haben. Wir können vielmehr sagen, daß Demosthenes' Aufgeregtheit sachlich völlig unberechtigt ist; daß Leute wie Eubulos, wenn sie die Theorika für möglich hielten, durchaus recht hatten: eine Ausgabe, die die

1) Schäfer II² 458 liest aus der Chersonesrede eine Kritik am Bestand der Theorika heraus, die Stelle meint aber nur die Korruption der athenischen Politiker.

Erhaltung der Stimmung des Publikums verbürgte und ganze 40000 Drachmen kostete (vielleicht 2 % des Etats), war gut angelegt. Wenn Demosthenes im Herbst 349 sich aufregt, muß das andere Gründe haben. Zunächst wird man ihm nicht zu nahetreten, wenn man annimmt, daß er den athenischen Etat nicht so kannte wie Eubulos und von Sachkenntnis unbehelligt seinen Mund auftat. Vielleicht steckt aber hinter diesem einmaligen Angriff 349 noch ein weiteres Motiv. Der leitende Geist im Kollegium der *ἐπὶ τὰ θεωρικά* ist (vgl. Beloch a. a. O. 484) damals so gut wie sicher Eubulos — und wenn nicht er, so ein Mann seiner Färbung. Wir sahen, daß das Amt sehr bequeme Wege zur Popularität eröffnete. Die Kassierung des Postens während des Kampfes um Olynth hätte gewissen Trägern einer Friedenspolitik ein Mittel aus der Hand geschlagen, sich beim Volk beliebt zu machen. Darauf mußte es Demosthenes 349 ankommen. Daß er das nicht ausspricht, sondern über den überflüssigen und schädlichen Posten als solchen klagt, wird man dem Politiker vom Fach nicht übelnehmen.

Die Handschriften der Argonautika des Apollonios von Rhodos.

Von

Hermann Fränkel-Göttingen.

Vorgelegt durch Richard Reitzenstein in der Sitzung vom 17. Mai 1929.

Vor 150 Jahren bemühte sich Christian Gottlob Heyne um das handschriftliche Material, auf das er eine kritische Ausgabe der Argonautika des Apollonios von Rhodos gründen könnte[1]. Zum gleichen Zweck prüft die vorliegende Untersuchung, die durch die Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen ermöglicht wurde, alle bekannten Handschriften auf ihre gegenseitigen Beziehungen. Sie will alle Fäden der Überlieferung aufsuchen, ihren Verlauf aufwärts und abwärts feststellen, und ihre bald geraden, bald verschlungenen Wege klarlegen, um mit begründeter Gewißheit das verhältnismäßig Abgeleitete vom verhältnismäßig Primären zu unterscheiden. Sie soll zeigen, wie viele aus älterer Zeit herüberkommende Fäden es sind, die in ihrem weiteren Gang durch unsere Handschriften laufen; und weiter, wo wir jeden von diesen Fäden aufnehmen müssen, damit er uns alles erreichbare zuführt was er aus der Vorzeit bringt, und so wenig als möglich an jüngeren Verfälschungen. An diesen Stellen müssen für die kritische Ausgabe die Fäden abgeschnitten werden; die Textgeschichte hat ja die eigentümliche Aufgabe, den geschichtlichen Vorgang durch Umkehrung wieder rückgängig zu machen und zu vernichten, soweit ihr das gelingen kann.

Mit der vor und nach unsern Handschriften liegenden Textgeschichte befaßt sich diese Untersuchung nicht. Auch das gegenseitige Verhältnis derjenigen Zeugen, die sich bei der Sichtung als die jeweils ursprünglichsten und maßgebenden herausstellen werden, bleibt hier noch außer Betracht.

---

1) Das reiche Material, das Heyne beschafft hatte, liegt auf der Göttinger Universitätsbibliothek (Philol. 55—59).

Das freundliche Entgegenkommen der von mir angegangenen Bibliotheken machte es möglich, die Aufgabe befriedigend zu lösen [1]).

* * *

Die umfassendste kritische Ausgabe der Argonautika des Apollonios, und vorläufig noch unentbehrlich, ist die 1827 erschienene von Wellauer. Sie gibt alles damals erreichbare Material, nämlich die Varianten von 13 Handschriften: den 5 „Regii Parisienses" nach Bruncks Ausgabe (Straßburg 1780; 2. Aufl. von Schaefer Lpzg 1810/13 [2])); den 4 Vaticani, deren Varianten Flangini in seiner Ausgabe (1791/94) mitgeteilt hatte; dem Guelpherbytanus (G) nach Hörstels Ausgabe (1807); dem Mediceus (L) nach Bandinis für Heyne gefertigter Kollation; dem Wiener Codex nach Blessigs Kollation für Brunck; und schließlich der Breslauer Handschrift nach eigner Kollation. Ferner gibt sie die Varianten der älteren Drucke [3]).

Doppelt so viele Handschriften wie Wellauer erreichbar waren, führt Merkel in der Praefatio seiner 1854 erschienenen Ausgabe auf (S. röm. 53 ff.). Aber von diesen 26 Handschriften erklärt er „die 22 letztgenannten" für wertlos; es bleiben: der Laurentianus 32, 9 (L; Wellauers Mediceus), der Guelpherbytanus; der Laur. 32, 16; und der Vat. Pal. 280 (Vat. A bei Flangini). Von diesen Handschriften ließ Merkel L durch Heinrich Keil aufs Genaueste vergleichen; für die beiden ersten Bücher stand ihm außerdem noch eine Kollation von Francesco del Furia zur Verfügung (mit F bezeichnet; gelegentlich zuverlässiger als Keils Kollation). Den Guelpherbytanus hatte Merkel selbst verglichen. Von diesen beiden Handschriften gibt Merkel die Lesungen mit sämtlichen Einzel-

---

1) Unzugänglich blieb mir nur eine Hs.: Blenheim Park, Besitz des Herzogs von Marlborough. Folio, Papier, 15. Jhdt. (H. Schenkl, Wiener Sitz.-Ber. 150 [1905], Abh. 5 S. 76).

Photografische Proben der Hss. des Escurial und des Kathedralkapitels von Toledo verdanke ich der freundlichen Vermittlung der Madrider „Arbeitsstelle für deutsch-spanische Wissenschaftsbeziehungen", und insbesondere den hingebenden Bemühungen von Herrn Dr. Moldenhauer aus Halle, der an dieser Geschäftsstelle tätig war. Er hat mit großen Opfern an Zeit alle Schwierigkeiten überwunden, und z. B. einen eignen Beschluß des Toleder Domkapitels herbeigeführt, damit die dortige Hs. eingesehn und fotografiert werden konnte; wozu drei Reisen nach Toledo nötig waren. Die letzte führte Herr Dr. Adams aus. Allen Helfern, auch Frl. Luisa Banti, die drei italienische Hss. für mich in Proben untersuchte, sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt.

2) Bruncks Angaben sind von Wellauer vervollständigt mit Hilfe von Ruhnkens Kollation des Par. 2727 (= Reg. A).

3) Vgl. den Stammbaum über die von Wellauer benutzten Hss. unten S. 194.

heiten auch der Akzentuierung, Interpunktion, Worttrennung usw.[1]). Der Apparat wird dadurch unübersichtlich, und unter dem Zwang zu einer fast unmenschlichen Genauigkeit mußte auch die Zuverlässigkeit leiden[2]). Aus dem Laur. 32, 16 kann Merkel nur wenige Lesungen mitteilen (s. u. S. 176). Für den Vat. Pal. 180 benutzt Merkel, soweit er ihn heranzieht, die Angaben von Flangini[3]).

Wieder die doppelte Zahl von Handschriften (52), konnte Carl Wendel auf Grund der gedruckten Angaben jeder Art, ferner auch mit Hilfe von persönlichen Erkundigungen feststellen. Sein peinlich sorgfältiges Verzeichnis, das auch mit reichen Literaturangaben und Exzerpten ausgestattet ist, durfte ich dankbar als Grundlage meiner eignen Arbeit benutzen und ebenso für die folgende Darstellung verwerten[4]).

* * *

Die Untersuchungen sind so geführt, daß wie ich denke über ide Stellung jeder Handschrift nicht nur ungefähre, sondern volle Sicherheit erzielt wurde. Von dem Material, auf das sich die Schlüsse gründen[5]), teile ich soviel mit, daß diese Gewißheit auch

1) „In reddendis . . . discriminibus vel levissimis ac specie futilibus id spectavi, ut ne quicquam eiusdem modi propter rei levitatem possit omissum videri". S. (röm.) 189.

2) Siehe unten S. 168 Anm. 2 und S. 177 Anm. 2.

3) Die Handschrift wird von Merkels Gewährsmann zu hoch datiert, und so eröffnet der Ambr. 120 (B 98 sup.) bei Merkel die Reihe der „wertlosen" Handschriften, obwohl er die, allerdings sehr genau kopierte, Vorlage dieses Palatinus ist.

4) Carl Wendel, der eine Ausgabe der Apolloniosscholien vorbereitet, verdanke ich u. a. auch den Hinweis darauf, daß in ihrer Gruppe die Editio Princeps führend ist; das gleiche ergab dann die Untersuchung der Textfassungen. Überhaupt haben wir uns ständig in Freundschaft über die Ergebnisse unsrer Arbeiten auf dem Laufenden gehalten. — Für wertvolle Weisungen darf ich auch Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff danken.

5) Über die Materialgewinnung noch ein kurzes Wort. Wenn man interessante Variantenstellen durch alle Handschriften hindurch verfolgt, kommt man schnell zu einer Klassifizierung; aber die innere Ordnung der Klassen bleibt offen, und außerdem läßt sich reine und gemischte Überlieferung nicht sicher unterscheiden. Unumgänglich ist es, dieselben Textproben in allen Handschriften mit sämtlichen, auch den gleichgültigen, Varianten aufzunehmen. (Selbst Eigenheiten der Schreibung [wie Itazismen u. ä.], erben sich meist mit gleicher Treue fort wie jede andre Lesung.) Man erhält dann auch bei nicht allzu langen Proben ein reiches und charakteristisches Variantenbild für jede Handschrift. Diese Variantenbilder können und müssen dann mit aller Genauigkeit ausgewertet werden, um Vetternschaft von Deszendenz, und reine von gemischter Überlieferung zu unterscheiden. Dies letzte ist allerdings nur dann möglich, wenn mindestens zwei Zeugen die reine Überlieferung sichern.

einleuchtend werden kann. Ferner soll es auf Grund des gebotenen Materials möglich sein, neu auftauchende Handschriften sofort und zuverlässig einzureihen, und ihnen wenigstens so genau ihre Stellung zuzuweisen, wie es für die Frage nach ihrem Wert von Belang ist[1]). Andrerseits sind die Ergebnisse dieser Untersuchung auch für einige andere Texte interessant, die zum Teil in denselben Handschriften überliefert sind.

* * *

Ein bequemes Kriterium für die erste Sonderung liefert der Vers II 31, dessen erstes Wort in dreifacher Brechung als *λεπτάον*, oder *λεπταλέον*, oder *λεπτόμιτον* erscheint. An diesem Kennzeichen läßt sich der Text der betreffenden Handschrift als zugehörig zur m-Klasse (*λεπτάον*), oder zur w-Klasse (*λεπταλέον*), oder zur k-Klasse (*λεπτόμιτον*) erkennen[2]).

Die m-Klasse.

Kennzeichnende Lesungen dieser Klasse sind: II 6 *ἀποστίχειν* (: *-στείχ-*); 31 *λεπτάον*; 58 *ῥινούς τε βοῶν τε* (: *ῥι- τε βοῶν*); 97 *ἀϑρόως* (: *-ος*); 102 *ἀρυσσάμενοι* auch L[3]) (: *ἐρ-*); 126 *ὅττι* (: *ὅτι*). IV 1739 *τὴν δ'* (: *τὴν*); 1755 *ἔφαϑ'* (: *ἔφατ'*).

Zu dieser Klasse gehört die Haupthandschrift L:

L. Florenz, Bibl. Laurenziana, Graecus 32, 9. Perg., 11. Jhdt.[4]). Enthält außer den Argonautika mit Scholien (abgeb. II 648 ff. bei Wattenbach — von Velsen, Exempla cod. Gr. min. scr. Tafel 35), noch den Sophokles (Faksimileausg. von Thompson und Jebb, Ldn 1885), und Aischylos (Facsimileausg. von Rostagni, Florenz 1896). Auch für die beiden Tragiker ist L (für Aischylos heißt er M) die wichtigste Handschrift. Johannes Aurispa kaufte die Handschrift 1423 in Konstantinopel. (Vgl. Rostagni's Vorrede.) Benutzt von Wellauer („Medic.") und Merkel („Laur.") s. o. S. 165.

Wertvoll für die Benutzung von L ist die Zwillingshandschrift V:

---

1) Für etwaige Zweifelsfälle halte ich gern mein weiteres, nicht veröffentlichtes Variantenmaterial zur Verfügung.

2) Das Kriterium versagt nur für eine später zu schildernde Sondergruppe, deren Text eine Mischung aus den drei Klassen bildet (s. u. S. 186). Diese Sondergruppe liest II 31 das erste Wort wie w (*λεπταλέον*), läßt aber darauf im gleichen Vers den Fehler *ξεννήιον* (: *ξειν-*) folgen.

3) Nach freundlicher Auskunft von Max Pohlenz; fehlt bei Merkel.

4) Über das Alter von Handschriften habe ich kein Urteil; alle Altersschätzungen im folgenden sind aus der zitierten Literatur übernommen.

V. Rom, Bibl. Vaticana, Palatinus Graecus 186. Pergament. 11. Jhdt.[1]). Olim Janotii Manetti. V enthält nur die Argonautika ohne Scholien, ist aber für die Aufnahme von Scholien eingerichtet. Korrekturen verschiedner Hände lassen sich unterscheiden.

Die Handschrift bietet genau den gleichen Text wie L, zum Teil auch die gleichen Korrekturen. Ob sie eine fast gleichzeitige Abschrift von L ist, oder eine Zwillingsschwester von L, vermag ich eben wegen der fast vollkommenen Gleichheit noch nicht zu entscheiden[2]). Zu dem Sophokles von L scheint sich ja auch im Leidner Palimpsest ein Zwilling gefunden zu haben[3]). Auf jeden Fall ist es erfreulich, daß wir den Text der wichtigsten Handschrift sozusagen in zwei Ausfertigungen besitzen.

Neben das Handschriftenpaar LV stellt sich ein Ambrosianus:

A. Mailand, Bibl. Ambrosiana, B 98 sup. (Nr. 120 bei Bassi und Martini, Cat. cod. Gr. B-ae A-ae 1906)[4]). Perg., Anfang des 15. Jhdts. Die Handschrift bietet zuerst die Argonautika mit Scholien. Dann folgt die Batrachomachie (= M^p unter Nr. 31 S. 45 bei Ludwich; Klasse I^2); Ps. Herodots Homervita (vgl. Ludwich, Rhein. Mus. 71, 44); ein Stück von Maximus von Tyros (= C; Nr. 17 S. [röm.] 42 der praefatio bei Hobein). Den Beschluß bildet eine Gruppe von Schriften, der wir gleich wieder begegnen werden, nämlich: die Argonautika des Orpheus; die Lithika (Grundlage der Ausg. von Abel, Bln. 1881); die homerischen Hymnen (= D Allen-Sikes; Nr. 7); die Hymnen des Kallimachos (= f Wilamowitz).

Einige Stellen lassen darauf schließen, daß A von LV unabhängig ist; bei dem Karakter dieser Handschrift, die ihre Vorlage getreu ohne den Versuch einer Besserung wiederzugeben bemüht scheint, wird man den Schluß auf die Kleinigkeiten, um die es sich allemal handelt, getrost gründen können. Genaueres wird eine ausgedehntere Vergleichung ergeben.

Von A sind 7 klassenreine Nachkommen erhalten. Ich gebe im folgenden Stammbaum für jede der erhaltenen und erschlossenen

1) Henr. Stevenson, Cod. man. Palat. Graeci Bibl-ae Vat-ae, Romae 1885, S. 95.

2) Nach Merkels Apparat schien es, als ob V an drei als Stichproben herausgegriffenen Stellen gegenüber L das Richtige böte: I 35 Ἀστερίαν L: -ρίων V; 60 ὅτε φέας L: ὅτε σφέας V; II 106 θοῷ λὰξ ποδὶ L: θοῷ ποδὶ λὰξ V. An allen drei Stellen steht aber, wie eine Nachprüfung ergab, entgegen der Angabe bei Merkel, das Richtige auch in L. In I 35 ist nur das ω rechts etwas beschädigt, sodaß es wie α aussieht; I 60 ist das σ in die untere Hälfte des ε hineingeschlungen; II 106 wird die Umstellung in Merkels Apparat ein Druckfehler sein.

3) Vgl. Kranz, Gnomon 3 (1927) 424.

4) Vgl. auch Smiley, Class. Quart. 1921, 57.

Handschriften zugleich karakteristische Lesungen, die sich auf die jeweiligen Nachkommen forterbten.

A AMBROSIANUS 120 (B 98 sup.).

II 16 *δηρινθεῖναι* (: *-θῆναι*); 49 *ἑστηκὼς* (: *ἑστηὼς*); 86 *ἀπωρμόξαντο* (: *-ωμόρξ-*); 99 *στιγύννους* (: *-σιγ-*); 110 *βίης* (: *βίην*); IV 1696 *δὲ ἴσχανεν* (: *διίσχ-*); 1697 *μέγα* (: *μέλαν*); 1762 *ἔγαγε* (: *ἤγαγε*).

LAURENT. 31, 11
(teilweise)
II 38 *τυφέος*
(: *τυφωέος*)

VATICANUS PALAT. 280

II 5 *ὦστ'* (: *ὅστ'*); 25 *ἑλὶξ* (: *ἑλίξας*), 49 *ὕμματα* (: *ὄμματα*); 85 *οὐλὸν* (: *οὐλοὸν*); IV 1686 *ὃς* (: *ὣς*); 1703 *ἔρεεν* (: *ἔρρεεν*); 1752 *τρίτον* (: *τρίτων*).

VATICANUS 1691.

II 36 *ἑτέρους* (: *ἑταίρους*); 49 *ἑκηστὼς* (: *ἑστηκὼς*); 67 *ἠρτύνοντο* (: *ἠρτύναντο*); IV 1766 *ἐπίσχεθον* (*ἐπέ-*).

Eine nicht erhaltene Handschrift.

II 20 *εἶχε* (: *εἶλε*); 59 *θύρσαι* (: *φύρσαι*); 64 *παρηγορεύοντες* (: *-ρέοντες*); 85 *ἄσμα* (: *ἆσθμα*); 99 *ἠδέ τι γύννους* (s. u. S. 170 Anm. 2).
Berichtigungen: IV 1750 *βαλόντι* (: *βάλλοντι*); 1774 *ἐξ ἔτεος* (: *ἐξ ἔτος*.)

OXON. BODL. T III 10
II 78 *ἄμιξεν* (: *ἔμ-*); 92 *πολέμιξεν* (: *πελ-*); IV 1739 *ἀντίταλλε* (: *ἀτί-*); 1761 *ἐσαφίκανον* (: *εἰσ-*).
Berichtigung: II 36 *ἑταίρους* (: *ἑτέρους*).

VEN. MARC. 480.
II 3 *γενεθλίων* (: *λίω*); 62 *ἤλυθ' ἑκάστω* (: *ἤλυθε Κάστωρ*); 74 *ἔσπετ'* (: *ἔπετ'*).
Berichtigungen: II 49 *ἑστηκὼς* (: *ἑκηστὼς*); IV 1719 *ὅσσα* (: *ὅσα*)

VAT. GRAECUS 36 — VAT. URB. 146
Einige Besserungen und Besserungsversuche.

Der vorstehende Stammbaum gilt streng und buchstäblich nur vom Ambrosianus 120 bis herunter zum Vat. 1691. Bis hierher

kehrt der Text jeder Handschrift mit allen seinen Besonderheiten im unmittelbaren und mittelbaren Nachkommen vollständig und pünktlich wieder, um sich mit den Neuerungen des Nachkommen zu verbinden. Der Vatic. 1691 ist sogar eine besonders treue (wahrscheinlich auch unmittelbare) Wiedergabe des Vat. Pal. 280: der Text ist kaum verändert, und auch die Schriftzüge kommen oft dem Original nahe [1]). Auch weiter abwärts gilt der Stammbaum [2]) im ganzen so, wie er dargestellt ist [3]). Aber die rein mechanische Progression hört unterhalb des Vat. 1691 auf: ein paar kleine Besserungen und Berichtigungen, auch von Fehlern die schon im Ambr. 120 vorlagen, verteilen sich (wie auf dem Stammbaum angegeben) wechselnd über die einzelnen Handschriften. Offenbar sind alle diese Handschriften in enger, zeitlicher, räumlicher und personaler Nähe zu einander entstanden [4]), und sie haben gegenseitig auf einander eingewirkt. Dadurch wird das Bild der Abhängigkeiten nunmehr widerspruchsvoll; und es ist nicht erstaunlich, wenn der hier gegebene Stammbaum nur ähnlich ist, aber nicht identisch, mit dem der für den Kallimachostext der gleichen Handschriftengruppe ermittelt wurde (P. Maas, Byz.-Neugr. Jahrb. 5, 205; Smiley, Class. Quarterly 1920/21).

Nun die einzelnen Handschriften dieses Stammbaums:

Rom, Bibliot. Vaticana, Palat. Graecus 280. Perg., 15. Jhdt. (Stevenson, Cod. man. Pal. S. 157). Die Handschrift übernahm aus

1) Auch für Kallimachos ist diese Hs. die sorgfältigste dieser Gruppe: v. Wilamowitz, Call-i hymni 3. Aufl. Praef. S. 11.

2) Für den ganzen Stammbaum zwei bezeichnende Beispiele.

II 25 setzte der Schreiber des Ambr. aus Raummangel das ας am Versschluß über die Zeile: ἐλίξ· (mit ας darüber), wodurch es zwischen die Scholien geriet und vom Vat. Pal. 280 übersehen wurde. Seitdem schreibt jeder Nachkomme nur ἐλίξ·, bis auf das Paar Vat. 36 und Urb. 146, in denen die Korruptel nachträglich, wohl aus Konjektur, beseitigt ist. — Ferner: In II 99 hat der Ambr. bei ἠδὲ σιγύννους irrtümlich an das σ noch den τ-Strich gehängt. Der Vat. Pal. macht daraus ἠδέςιγύννους, worin das Mittelstück so verbunden ist, daß man auch ἔτι darin erkennen könnte. Diese Zeichen malt der Vat. 1691 mit genau denselben Zügen ab, die ihm mit Grund unverständlich waren. Der Oxon. und der Marc. 480 gibt sie mit ἠδέτι γύννους wieder; und die beiden vom Marc. abhängigen andern Vaticani konjizieren im Text γύννους (mit μ darüber), während sie am Rande das überlieferte γύννους noch einmal wiederholen. —

3) Nur ist der Text des Handschriftenpaars Vat. 96 und Vat. Urb. 146 für das kurze verglichene Stück so gut wie identisch mit dem des Marc. 480, sodaß dies Paar ebenso gut neben wie unter den Marc. gestellt werden kann.

4) Im Kreis des Kardinals Bessarion s. u.

ihrer Vorlage A nur die Argonautika des Apollonios; und sie gibt nicht nur sehr genau den Text und die Scholien von A wieder, sondern auch das Schriftbild und die Verteilung auf die Seiten wird getreulich wiedergespiegelt.

Flangini benutzte diese Handschrift, zusammen mit drei andern Vaticani, für seine Ausgabe (Rom 1791/94). Sie heißt bei ihm A, bei Wellauer Vat. A. Von mir verglichen: II 1—300, IV 1682—E.

Rom, Bibliot. Vaticana, Graecus 1691. Pergament, 15. Jhdt. (fu restituito da un Marco Aurelio il 24. ott. 1474). Nach Mons. Mercati, der Carl Wendel auf die Handschrift aufmerksam machte, stammt sie von Bessarion. Enthält: Apollonios Arg. mit Scholien; die orphischen Argonautika; die Hymnen des Orpheus, Proklos und Kallimachos (= a Wilamowitz). Hier sind also die Argonautika des Apollonios wieder mit derselben Schriftengruppe vereinigt, mit der sie schon im Ambr. 120 (A) verbunden gewesen waren: nur daß jetzt die orphischen Lithika fehlen, und statt ihrer die orphischen Hymnen hinzu kommen. Die Gruppe entstammt aber jetzt auch einem andern Zweig der Überlieferung, nicht dem gleichen wie im Ambrosianus (P. Maas a. a. O.; Smiley a. a. O.: oben S. 170). Von mir verglichen: II 1—100; IV 1740—E.

Oxford, Bodleian Library, Auct. T. 3, 10. Ende 15. Jhdts. (Coxe, Catal. cod. . . . Pars I Spalte 780). Enthält die Argonautika des Apollonios mit Scholien. Von mir verglichen: II 1—100; IV 1682—E.

Venedig, Bibl. Marciana, Graecus 480 (Zanetti, Graeca D. Marci Bibl. cod. man. 1740, S. 252). Stammt aus Bessarions Besitz (Maaß, Aratea XIX). Enthält: Oppian; Theokrit 18 (Epithal. Hel.); Dionys. Perieg.; Nikander (V bei Schneider S. 214); Aglaias Byz.; Arat (S. XIX Nr. VI Maaß); Hesiods Aspis und Theogonie. Nun folgt der ganze Bestand des Vat. 1691, jedoch ohne die Hymnen des Proklos, nämlich: die Argonautika des Apollonios und die des Orpheus; die orphischen Hymnen; die Hymnen des Kallimachos (C bei Schneider und Smiley). Von mir verglichen; II 1—126; IV 1682—E.

Rom, Bibl. Vaticana, Graecus 36. 15. Jhdt, (Mercati-Franchi de' Cavalieri, Cod. Vat. Gr. I S. 32). Enthält dieselben Schriften wie Vat. 1691: die Argonautika des Apollonios (benutzt von Flangini für seine Ausgabe und mit C bezeichnet); die Argonautika des Orpheus; die Hymnen des Proklos; und die Hymnen des Kallimachos (B bei Schneider und Smiley). Hierzu gehört der Zwilling:

Rom, Bibl. Vaticana, Urb. Gr. 146. 15. Jhdt. (Stornajolo, Cod. Urb. Gr. . . . 1895. S. 281 ff.) Enthält nur die Argonautika des Apollonios [1]). Benutzt von Flangini, der sie mit D bezeichnet.

Die beiden zuletzt genannten Handschriften rühren von demselben Schreiber her. Sie sind auch annähernd in der gleichen Weise durchkorrigiert. Die Scholien sind meist so geschrieben, daß sie in zusammenhängenden Stücken mit entsprechenden Stücken des Textes abwechseln, statt ihn wie sonst am Rande zu begleiten. Von mir verglichen: II 1—100.

Florenz, Bibl. Laurentiana, 31, 11. Perg. 15. Jhdt. (Bandini, Catalogus cod. Graec. Bibl. Laur., Flor. 1768, II Spalte 86). Enthält die Argonautika des Apollonios mit Scholien. Von mir verglichen: II 1—100; IV 1682—E.

Während das erste verglichne Stück einen aus dem Ambr. 120 stammenden Text bietet, gibt das Schlußstück den Text der editio princeps von 1496. Der Wechsel der Vorlage liegt früher als IV 145.

Hier muß nun noch eine starke Gruppe von Handschriften eingereiht werden (Gruppe Ξ), von denen einige schon an der Ausstattung als zusammengehörig erkennbar sind. Es sind nämlich die Reden und die Gleichnisse durch eine rote Randleiste hervorgehoben und durch Beischriften wie *σύγκρ(ισις)* und *τοῦ δεῖνος λόγος*, oder ähnlich, gekennzeichnet. Zu der ansprechenden Ausstattung gesellt sich, als auffallendes Zeichen mühevoller und sorgsamer Herstellung, ein reicher Schatz von Varianten — freilich solchen, die uns nichts neues oder wertvolles bringen [2]). Es sieht aus, als wenn ein betriebsamer Unternehmer eine verhältnismäßig große Anzahl von Kopieen für den Verkauf hätte herstellen lassen.

Kennzeichnende Lesungen für Ξ sind: II 173 *ὑπερκρέμαται* (: *ἐπι-*); 187 *διὲκ* (: *διὰ*); 232 *καὶ ἴσχει δαιτὸς* (: *καὶ δαιτὸς ἴσχει*); IV 1729 *δηριόωντες* (: *-νται*).

Mit A und seiner Nachkommenschaft ist Ξ durch einen Sonderfehler verbunden: II 276 *ἐπεὶ καὶ* (: *ἐπεὶ*). Durch die Lesung II 74 *ἔσπετ'* (: *ἕπετ'*) ordnet sich Ξ noch genauer in den A-Stammbaum ein: nämlich neben (oder unter) den Marc. 480. Im ganzen bietet Ξ

1) Urb. 145, enthaltend die Argonautika des Orpheus, die Hymnen des Kallimachos (K bei Schneider und Smiley) und Nikanders Theriaka, ist offenbar die zugehörige Ergänzung; der Schreiber ist nach Stornajolo von f. 50 an wahrscheinlich der gleiche wie in 146.

2) In den meisten Hss. hören die Varianten mit dem zweiten Buch auf; im Vrat. laufen sie durch den ganzen Text.

einen ziemlich farblosen, korrekten Text. Der ursprünglich zu Grunde liegende m-Text ist durch den Vergleich mit andern Handschriften von Fehlern gereinigt, und zugleich mit Varianten ausgestattet worden. Dabei drangen aber auch einige Fehler der k-Klasse neu ein; ebenso wie es scheint auch solche der w-Klasse. Es hat durchaus nicht den Anschein, als wenn für Ξ irgendwelches alte Material verwendet wäre, das wir nicht anderwärts reiner und vollständiger besäßen[1]).

Durch eine Lesung waren wir dahin geführt, den Ursprung des Ξ-Textes in nächster Nähe des Marc. 480 zu suchen. Es paßt gut dazu, daß eine Ξ-Handschrift außer Apollonios noch einen großen Teil der Schriften bringt, die in Bessarions Sammelhandschrift Marc. 480 vereinigt waren (es fehlen Oppian, Theokrit 18, Nikander, Aglaias, die Hymnen des Kallimachos und Orpheus):

Breslau, Stadtbibl., Cod. Rehdig. 35. Perg. Geschrieben 1481 von Nicolaus Passera de Janua (Genua). (Catal. cod. Graec. qui in bibl. urbica V-si adserv. 1889, 46.) Enthält die Argon. des Orpheus, Dion. Per., Apollonios, Hesiods Aspis, ein Heraklesepigramm, Hesiods Theogonie, Arat (E. Maaß, Aratea XXI Nr. X). Für Apollonios wurde die Handschrift von Dan. Beck (Ausg. 1791) und Gerhard (1814) benutzt; ihre Varianten verzeichnet Wellauer in seiner Ausgabe (1827).

Eine andere Ξ-Handschrift zeigt die Argonautika des Apollonios mit der Gruppe von Schriften verbunden, die der Marc. 480 mit dem Vat. 1691 gemein hat (nur daß die Hymnen des Kallimachos durch die homerischen ersetzt sind):

Florenz, Bibl. Laurenziana, 32, 45. Perg. 15. Jhdt. (Bandini, Cat. cod. Gr. Bibl. Laur. II Spalte 204; Smiley, Class. Quart. 1920, 106). Enthält die Argonautika des Apollonios, die des Orpheus, die Hymnen Homers (L bei Allen-Sikes: Nr. 12). Von mir verglichen II 1—300; IV 1682—E.

Die beiden eben genannten Handschriften werden dem Ursprung der ganzen Ξ-Gruppe besonders nahe stehn. Doch habe ich den inneren Aufbau dieser Gruppe nicht klären mögen. Es gehören weiter zu ihr die folgenden Handschriften, deren Text vielfach nahezu identisch ist:

1) Sicherheit hierüber wird mühelos zu gewinnen sein, wenn für das ganze Epos die Lesungen der drei Klassen festgestellt sind. Sie brauchen dann nur mit Wellauers Mitteilungen über den Vrat. und Vindob. verglichen zu werden.

Neapel, Bibl. Nazionale, Cod. 170 (II F 13). Pergament, 15. Jhdt. (Cyrillus, Cod. Gr. Regiae Bibl. Borbon-ae, Neapel 1832, II 160). Die Handschrift hat durch Nässe gelitten. Enthält nur die Argonautika, mit vereinzelten Scholien. Einer der besten Vertreter der Gruppe. Von mir verglichen: II 1—300.

Paris, Bibl. Nationale, Grec 2844 (Omont, Invent. somm. des mss. Gr. de la B. N., Paris 1888 III 48). Enthält Apollonios, einiges von Demosthenes, ein Stück Libanios. Der Schluß der Argonautika ist von einer andern Hand geschrieben, die mit 4, 301 (f. 140v) mitten im Verse einsetzt; und zwar, wie eine griechische Unterschrift lehrt, von der des Laurentios Kyathos im Jahr 1498 zu Florenz. Vorlage für den Schluß war die editio princeps. In der Hs. sind die Lagen durcheinandergeraten, und außerdem erscheint ein Stück des Textes zweimal von derselben ersten Hand. Es enthalten: f. 1—12: I 1—277; f. 13—22: IV 34—371; f. 23—32: I 1175—II 149; f. 33—58: I 278—1174; f. 59—178r: II 150—IV E. Der Demosthenes ist zum größten Teil von einer dritten Hand geschrieben. Von mir verglichen: II 1—300; IV 1682—E.

Rom, Bibl. Vaticana, Barber. Graecus 142 und desgl. 143. (Ricci, Revue des bibliothèques 17, 1907, S. 93.) Zwei einander sehr ähnliche Handschriften vielleicht von gleicher Hand. In 143 stehn f. 92r und v Kartenskizzen am unteren Rand. Von mir verglichen: II 1—150 in 142; II 1—50 in 143.

Wien, Hofbibliothek, Cod. philol. Graecus 104. Enthält Apollonios. (de Nessel, Catal. . . . cod. . . . bibl. Caesareae Vindobonensis. 1690, pars IV S. 62.) Blessig kollationierte die Hs. für Brunck. Wellauer gibt in seiner Ausgabe die Varianten nach Blessigs Kollation.

Parma, Bibl. Palatina, Fondo Parmese, HH VIII 62. 15. Jhdt. (Martini, Catal. di man-i greci . . . nelle bibl-e Ital., Mld 1893, I 1, S. 174.) Enthält Apollonios. Von mir verglichen II. 1—100; IV 1682—E.

Escorial, R I 16. 16. Jhdt. (Miller, Cat. des man. grecs de la bibl. de l'Esc. 1848, S. 15). Enthält Apollonios. Für II 1—150, IV 1682—E stellte ich fest, daß alle Lesungen der Gruppe erscheinen.

Die w-Klasse.

In unsern Ausgaben, wie bereits in der Editio Princeps, beginnt der Vers II 31 mit *λεπταλέον*. Die Lesung stammt aus einer zahlenmäßig nur schwach vertretenen, aber wichtigen Handschriftenklasse, die ich w nenne. Die Eigentümlichkeit von w zeigt sich bereits in den kurzen für diese Untersuchung verglichenen Textstücken deutlich; im folgenden sind die besonders bemerkenswerten Lesungen durch einen * ausgezeichnet. Bezeichnende Lesungen von w sind: II 17 *αὖ* (: *ἂν*), *31 *λεπταλέον*, *78 *στῇ* (: *τῇ*), 83 *-έτελλεν* (: *-ετέλλετ'*), 111 *βιαντίδαο* (: *-τιάδ-*), 137 *σφιν* (: *σφισιν*), 160 *ἀνῆπτον* (: *-πτο*), 170 om. *ἐκ* IV 1683 *ἣν* (: *τήν*), 1685 *πρώτιστα* (: *πρῶτα*), 1696 *οὐδ' ἀμ-* (: *οὐκ ἀμ-*), 1699 om. *ἐμ* (auch G), 1706 *οὐρανὸν* (: *-νοῦ*), 1709 *-θεν* (: *-θι*), *1712 *ἀγχόθι* auch G (: *ἀντία*), *1719 *οἷα κεν* (: *ὅσσα περ*), *1720 *αἱ δέ* (: *ὃ δή*)[1], *1726 *μέσσῳ* (: *τοῖσιν*), 1738 *-ρατο* (: *-ρετο*), 1741 *θεῶν* (: *τεῶν*), *1749 *ὢ πέπον* (: *ὢ πόποι*), 1753 *οὐδέ* (: *οὔ νυ*), 1763 omissus, 1767 *δηριόωντο* (: *δηρίσαντο*), *1775 *ἀνθρώποις· ἤδη* (: *-οισι· δή*), 1176 *γέ* (: *νυ*).

Der Text von w liegt in zwei von einander unabhängigen Handschriften vor: S und G.

S. Florenz, Bibl. Laurenziana, Graecus 32, 16. Geschrieben 1281 in einer unbequem zu lesenden Schrift, deren Züge oft unklar und mehrdeutig sind, wohl für den Privatgebrauch des Schreibers [2]). Sehr spärliche Worterklärungen. Francesco Filelfo kaufte 1423 die Handschrift in Konstantinopel der Witwe seines Lehrers Johannes Chrysoloras ab [3]). Die Handschrift enthält außer den Argonautika u. a. die Dionysiaka des Nonnos; für diese ist S (hier L genannt) die wichtigste, wenn nicht die einzige Unterlage, die erst durch einen Berliner Papyros einen äußeren Kontrollmaßstab erhielt. Das Ergebnis dieser Kontrolle für die Überlieferung des Nonnos

1) Diese Korruptel, die so ausgezeichnet den epischen Stil trifft (freilich nicht den des Apollonios), würde ohne den metrischen Verstoß verführerisch sein. Sie konnte nur durch einen Schreiber in den Text gebracht werden, der den ganzen Zusammenhang bis zum übernächsten Vers hin im Sinn hatte.

2) Über die Schriftzüge handelt ausführlich Ludwich, Hermes 12, 273 ff. Eine Seite ist abgebildet bei Wattenbach-von Velsen, Ex. cod. Gr. minusculis scr. Taf. 17.

3) Filelfo kehrte 1427 nach Italien zurück. „Er hatte eine große Zahl von griechischen Büchern vorausgesendet, die aber Jahrzehnte lang, wohl in Verpfändung, bei den Giustiniani in Venedig blieben. Anderes brachte er mit sich". (Voigt, Wiederbelebung I 267, nach F.s Briefen vom 12. 10. 1427 an Barbaro, und vom 3. 8. 1448 an Guarino.)

formulierte Wilamowitz mit Worten, die für die Überlieferung des Apollonios (die ganze handschriftliche Überlieferung, nicht nur die in S) ganz ebenso gelten: „Die schlimmen Verderbnisse sind Vertauschungen von ganzen Wörtern, fast immer durch einen denkenden Leser, nicht selten dadurch hervorgerufen, daß er etwas anderes im Gedächtnis hat, besonders häufig am Zeilenende; offenbar faßte der Schreiber einen Hexameter im Gedächtnis auf und schrieb daher gegen Ende unsicher“. Weiter wird festgestellt, daß diese Varianten schon sehr früh entstanden[1]). — Ferner enthält S den Theokrit (= S Wilamowitz), Hesiod (besonders wichtig für Theogonie und Aspis), Oppian; unter dem Namen M fungiert sie für Nikander; F heißt sie für Tryphiodor, für den sie die wichtigste Handschrift ist; ebenfalls F für Ps. Phokylides (bei Kroll, Rhein. Mus. 47, 459)[2]).

Den engen Zusammenhang zwischen S und G erkannte Ziegler (Observ. in A-i Rh-i Arg-a 1846). Merkel (Prol. LIII) verfügte nur über ein geringes Material aus S, das aus Zieglers Buch und einer Mitteilung von Heinr. Keil stammte. Es genügte ihm, um die Handschrift sehr hoch zu bewerten: „Pervellem plenam collationem me habuisse, quae cum scripturis codicis Guelf. proposita apparatum ita consummatura erat, ut nihil ultra opus esset“.

Sonderfehler von S sind z. B.: II 57 *ἐνὶ χειρὶ* (: *περὶ χ-*); 129 *ὑπερφιαλέους*; IV 1697 om. *δὲ*; 1724 *εἰσορόωσαι* (: *ὀρ-*).

Daß S nicht viele Kopisten fand, wird niemanden Wunder nehmen, der mit dieser Handschrift gearbeitet hat. Als die rege Abschreibetätigkeit einsetzte, standen andere, bequemer lesbare Handschriften des Gedichts zur Verfügung. Eine einzige Abschrift läßt sich nachweisen:

Madrid, Bibl. Nacional, Gr. 61 Jriarte (= 4691). „Totus Constantini Lascaris manu nitidissime descriptus anno 1465“, bemerkt Jriarte in seinem Katalog S. 201[3]). Zu dem Apolloniosteil der Handschrift sagt Jriarte auf S. 214: „omnium (paginarum) singuli fere margines autographis eiusdem C-i annotatiunculis, minio plerumque distinctis, enitescunt“. Die Handschrift enthält außer dem Text des Apollonios, der aus S stammt (auch werden viele

1) Berliner Klass.-Texte V 1, 94, zu vergleichen mit den Bemerkungen von Wilamowitz über die Apolloniosüberlieferung, Hellenist. Dichtung II 248 f.

2) Außerdem bietet S noch einiges Bukolische, Gedichte des Gregor von Nazianz, und Kleinigkeiten. Literatur über S: Bandini, Catalog. cod. Gr. Bibl. Laur. II 140; Schneider, Nicandrea 214; Weinberger, praef. zum Tryphiodor IV; von Wilamowitz, Textgesch. der Bukol. 10; Schultz, Gött. Abh. 1910, 9.

3) Worauf sich diese Mitteilung gründet, gibt J. nicht an.

Verlesungen angesichts der Schriftzüge der Vorlage sehr verständlich), noch den Arat und Tryphiodor. Auch der Tryphiodortext stammt aus S (vgl. Weinbergers Praef. S. VI). Am Schluß der Handschrift steht ein Stück von Claudians Gigantomachie. Von mir verglichen: II 1—300; IV 1682—E.

Laskaris' Abschrift brachte neue Fehler in den Text, z. B. (: ἔκφ-); 95 *μεταΐδδην* (: *-αΐγδην*); II 10 *ἔφατο* IV 1716 *ἐυσκόπης* (: *-που*).

G. Wolfenbüttel, Braunschweigische Landesbibl., Aug. 2996. Pergament. Geschrieben von einem Mönch Petros im 14./15. Jhdt. (Vogel-Gardthausen, Die Schreiber 389). Enthält nur die Argon. mit Glossen. Als Vorsatz ist eine Urkunde über eine Rechtsverhandlung zwischen Edelherrn in Mantua verwandt (von Heinemann, Die Hss. der herzogl. Bibl. zu W., Aug. 4, 150 f.). Im Deckel: *Apollonius Argonautica ab Au*[1]*) empta denariis VI Rome 1456 die X Junii.*

Merkel spricht über die Handschrift, die er genauestens, mit allen Lesezeichen, zu kollationieren und im Apparat darzustellen bemüht war[2]), auf S. (röm.) 53 ff. und 189 ff. seiner Praefatio.

Sonderlesungen von G, die von S nicht geteilt werden, sind z. B. II 5 om. *καὶ*; 19 *εἰσκίοντας* (sic) (: *-αΐοντας*); 30 om. *ἐύστιπτον*; 37 om. *ἐν*; IV 1729 om. *ται*; 1750 *πόντωδε* (: *πόντονδε*); 1751 *ἀνάσσονται* (: *ἐννάσσονται*).

Im ganzen gibt G den Text von w mit mehr Fehlern wieder als S. Trotzdem ist G zur Kontrolle von S unentbehrlich.

---

1) So liest Alfred Hessel den Namen; nicht Au wie Heinemann, der vermutungsweise *Lucari* ergänzt. Das *ab* verlangt ja auch vokalischen Anlaut. Der Verkäufer wird Aurispa sein, der nachweislich im Jahr 1456 als Sekretär des Papstes Calixtus tätig war, bevor er seinen letzten Wohnsitz in Ferrara nahm (Voigt, Wiederbelebung II 84 f.) Aurispa hat ja sehr lebhaften Handschriftenhandel getrieben.

2) Seine Kollation ist ebenso wie Keils Kollation von L (s. o. S. 168[7]), von Fehlern nicht frei. Wo ich ausdrücklich und wissentlich Merkels abweichende oder fehlende Angabe berichtige, habe ich zu den betr. Notizen „auch G“ oder „sic“ o. ä. zugesetzt. — Natürlich hat es der spätere Vergleicher stets erheblich leichter. Für Merkel und Keil war überdies das Bestreben, auch die kleinsten Äußerlichkeiten der Schreibung wiederzugeben, eine große Belastung; während andrerseits der moderne Vergleicher, soweit er mit Fotografien arbeitet, sich jederzeit noch nachträglich selbst berichtigen kann, sobald er beim Aufbau seines Apparats auf die Möglichkeit eines Versehens gestoßen wird.

Die k-Klasse.

A. Klassenreine Vertreter.

Für die Abkömmlinge der nicht erhaltenen Handschrift k, in welcher der Vers II 31 mit *λεπτόμιτον* begann, sind unter anderen folgende Lesungen karakteristisch:

II 1 *ἔνθ'* (: *ἔνθα δ'*)
8 *δὴ* (: *δὲ*)
16 *πυγμαχίης* (: *-χίῃ*)
18 *κραταιὴ* (: *-τερὴ*)
22 *ὅστις* (: *ὅτις*)
31 *λεπτόμιτον*
67 *ἐν ἱμᾶσιν* (: *ἱμᾶσιν*)
71 *θοῇ ἐπὶ νηὶ* (: *θοὴν ἐπὶ νῆα*)
81 *ἄλλα* (: *ἄλλῳ*)
87 *φυσιόωντες* (: *-ντε*)
94 om. *ἄγχ'*
96 *ἔριπεν* (: *ἤρ-*)
98 *ἂρ* (: *ἄρα*)

IV 1705 *ὀρτυγίην*
1707 *ἀρηίκοος* (: *ἀριή-*)
1709 *χρύσεον* (: *-ειον*)
1710 *μαρμαρέῃ* et *αἴγλῃ* (: *-ρέην* et *-γλην*)
1717 *κεκλόμεναι* (: *-νοι*)
1735 *ὑπὸ* (: *ὑπαὶ*)
1747 *Αἰσονίδην* (: *-δῃ*)
1752 *ξυνήιον* (: *ξειν-*)
1762 *θήρης* (: *θήρας*)
1775 *πέραθ'* (: *πείραθ'*)
1777 *ἀνερχομένων* (: *-νοισιν*)

Die Handschrift k lag gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in dem damals venezianischen Kreta. Wir können 4 von einander unabhängige Kopieen von k nachweisen, nämlich:

P. Paris, Bibl. Nationale, Grec 2727. Aus dem 16. Jhdt nach Omont (Invent. sommaire . . . III 31); doch wird sie eher aus dem Ende des 15. stammen [1]). P enthält die Argonautika, reichlich mit Interlinearglossen ausgestattet, und ungleichmäßig mit spärlichen Scholien. Auf den abschließenden Katalog von Götterepiklesen folgen nach einer doppelten Vita textlose Scholien, die sog. Scholia Parisina. Die ganze Handschrift rührt von Einem Schreiber her. Die Handschrift wurde von Brunck für seine Ausgabe verwertet und heißt bei ihm A; bei Wellauer heißt sie Reg. A.

Bezeichnende Lesungen für P sind z. B.: II 8 om. *κιὼν*; 27 *ὁμίλλῳ*; 36 *ἑτάρους*; 126 *ἐπαΐξοντες* (: *-ξαν-*); 137 *σφιν* (: *σφισιν*); 148 *οὐκ* (: *οὐδ'*); IV 1701 *ὅποι* (: *ὅπῃ*). Von mir verglichen: II 1—300; IV 1682—E.

Brüssel, Bibl. Royale, 18170—73. Geschrieben in Kreta 1489 (Omont, Revue de l'instr. publ. en Belg. 28, S. 26, Nr. 83.)

1) Die Enkelhandschrift Par. 2845 setzt Omont selbst ins 15. Jhdt. Auf dem Schnitt von 2727 steht zwar in Gold die Zahl 1561; aber der Schnitt ist noch jünger als die Randbeischriften eines Benutzers der Handschrift, die durch ihn verstümmelt werden.

Enthält die Argonautika des Apollonios und des Orpheus; Nikanders Theriaka und Alexipharmaka. Am Ende der Argonautika des Apollonios steht die Subskription: *Ἀριστόβουλος Ἀποστολίδης ἱεροδιάκονος θείᾳ χάριτι μισθοῦ χάριν καὶ ταύτην τὴν βίβλον ἐν Κρήτῃ ἐξέγραψα αυπθ' μηνὸς μαρτίου λα'.* Die Handschrift ist P sehr ähnlich; auch die Interlineargiossen und Scholien sind zum großen Teil identisch. Es fehlen aber die textlosen Scholien hinter dem Text. Zur Kennzeichnung der Handschrift einige Lesungen: II 6 *πειράσ-* (: *-ρήσ-*); 55 *κεν* (: *κ'*); 77 *τε κράτος* (: *κράτος* statt *κάρτος* k, wodurch der Vers eine More verloren hatte); ähnlich 81 *ἐπ' ἄλλα δέ τ' ἄλ-* (: *ἐπ' ἄλλα δὲ ἄλ-* k für *ἐπ' ἄλλῳ δ' ἄλ-*); 88 *ταρύω* (: *ταύρῳ*); 122 *ἠίσων* (: *ἰήσων*); IV 1699 *ἀμφορέοντο* (: *ἐμφ-*); 1723 *σθέσθον* (: *σθένον*); 1777 *ἐπ'* (: *ἀπ'*). Die Brüsseler Handschrift ist von einem Benutzer mit Varianten ausgestattet und durchkorrigiert; leider oft auf Rasuren, durch welche die ursprüngliche Lesung vernichtet ist. Die Korrektur geschah auf Grund eines der sehr verbreiteten Ξ-Texte. Von mir verglichen: II 1—300; IV 1682—E.

Zwei Jahre nachdem er den Brüsseler Apollonios angefertigt hatte, schrieb Aristowulos den Apollonios noch einmal in Kreta ab:

S i n a i, Bibliothek des Katharinenklosters 1194. Tischendorf (Wiener Jahrbücher der Literatur 112, 1845, Anzeigenblatt S. 31) und Uspjenski (Catal. cod. Gr. qui in monast. S. C-ae in monte Sina asserv. ed. Beneševič Petersburg 1911 I S. 519 Nr. 556) sahen die Handschrift 1844 und 1850 im Sinaitenkloster zu Kairo; Gardthausen (Catal. cod. Gr. Sinaiticorum, Oxf. 1886, S. 243) untersuchte sie auf dem Sinai. Enthält die Argonautika des Apollonios, dann textlose Scholien. Hinter dem Text steht die Subskription: *Ἀριστόβουλος Ἀποστολ(ίδης) ἱεροδιάκονος θείᾳ χάριτι καὶ ταύτην τὴν τοῦ Ἀπολλωνίου βίβλον ἐν Κρήτῃ ἐξέγραψα, οὐκ ἄνευ μέντοι μισθοῦ. Ὑπὸ γὰρ τοῦ ἐξολεστάτου θηρὸς τῆς πενίας καὶ αὐτὸς ὥσπερ ὁ πατήρ μου στραγγεύομαι ,αυϞα'* (1491) *μηνὸς δεκεμβρίου δ'.*

Daß Aristowulos Apostolidis, der spätere Arsenios (Legrand, Bibl. Hell. des 15. et 16. siècles I Introd. S. röm. 145 ff.; Real-Enz. s. v. Ars.) Erzbischof von Monembasja, als er noch wie sein Vater Michaïl Apostolios Lohnschreiberdienste tat, im Sinait. eine andere Vorlage benutzt hätte als im Brux., ist an sich unwahrscheinlich. Nun hat der Sinaiticus genau wie der nach k kopierte P hinter dem Text noch textlose Scholien (im Brux. sind sie fortgelassen), und diese Scholien stimmen, wie Carl Wendel nach den veröffentlichten Proben feststellte und mir freundlich mitteilte, mit denen von P genau überein. So wird der Sinaiticus auch im Text von k abhängen.

E. Escorial, Real Biblioteca, Σ III 3. 16. Jdt. (Miller, Catal. des man. grecs dans la bibl. de l'Esc. Paris 1848 S. 93). Enthält Nikander, Arat, Orpheus' und Apollonios' Argonautika (also dasselbe wie der Brux., dazu noch Arat). Hinter den beiden Argonautika steht die Subskription: *Ἀντώνιος Μεδιολανεὺς καὶ ταύτην τὴν βύβλον* (α über υ) *ἐν Κρήτῃ ἐξέγραψεν.* Die Handschrift ist vielleicht nicht so gut wie die Brüsseler; aber sie ist geeigneter, um gemeinsam mit P den Text von k zu sichern, weil ihr klassenfremde Korrekturen fehlen.

Karakteristische Lesungen: II 117 *ξήφει* (: *ξίφει*); 144 *ἔοικεν* (: *ἔειπεν*). Von mir verglichen: II 1—186; IV 1682—E.

Dies sind die vier Vertreter des k-Textes, die von andern erhaltenen Handschriften unabhängig sind. Schließlich reihe ich hier eine Handschrift ein, deren Stellung innerhalb der k-Klasse sich nicht genauer bestimmen ließ, weil mir nur eine kurze Probe zur Verfügung steht:

Toledo, Biblioteca del cabildo de la catedral, 102—134. In folio. Pap. 15. Jhdt. (Charles Graux et Alb. Martin, Nouv. arch. des man. scient. II, 1892, S. 296). Enthält die Argonautika ohne Scholien, anscheinend unvollständig und vielleicht in falscher Ordnung gebunden. Der Anfang des zweiten Buchs scheint zu fehlen. Verglichen: IV 1713—E.

Die Handschrift bringt alle Lesungen von k und einige neue Fehler: IV 1722 *δμωαῖς* (: *-αὶ*); 1735 *γάλακτο* (: *-τος*); 1749 *ἀγαλαόν*; 1757 *ἀέραθη* (: *ἀέρθη*); 1774 *εἰ* (: *εἰς*).

Alle andern k-Handschriften stammen entweder von P oder von dem Brux. ab:

Paris, Bibl. Nationale, Grec 2728. 15. Jhdt. (Omont, III S. 32). Enthält Apollonios, Arat (= C bei Maaß, Aratea XX), Nikander (= P bei Schneider); also nicht genau dieselben Schriften wie der Brux., indem die orphischen Argonautika fehlen, aber Arat, wie in E, vorhanden ist. Am Schluß der Argonautika steht die Subskription: *Γεώργιος ὁ καὶ ἱερεὺς· τοῦ Γρηγοροπούλου καὶ ταύτην τὴν βίβλον ἐν Κρήτῃ ἐξέγραψα.* Der Text ist der des Brux. (ohne die Änderungen, die der Brux. jetzt aufweist), durch neue Fehler verschlechtert[1]). Brunck benutzte die Handschrift für seine

1) Die Abhängigkeit von der Brüsseler Hs. scheint mir sicher, obwohl es sonderbar ist, daß Aristowulos seine Kopie noch in Kreta einem andern Schreiber überließ, statt sie an den Händler oder privaten Besteller zu geben; und

Ausgabe und nannte sie C. Von mir verglichen: II 1—300 IV 1682—E.

Dies ist der einzige klassenreine Nachkomme der Brüsseler Handschrift. Zahlreicher sind die Kopieen nach P:

London, British Museum, Burnley man. 62. 15. oder 16. Jhdt. Enthält das gleiche wie P, aus dem er abgeschrieben ist (Thompson, Class. Rewiew 3, 1889, S. 150b Nr. 70). Von mir verglichen: II 1—96; IV 1682—E.

Florenz, Bibl. Laurenziana, 31, 26. Ende des 15. Jhdts. (Bandini II Spalte 98). Eine erste Hand schrieb die Vita und Scholien zu Buch I, ferner daran angeschlossene *ἄλλα σχόλια εἰς τὸ πρῶτον τῶν Ἀπ-ου Ἀργ-ῶν*. Es folgt der aus zwei Codices zusammengestückelte Text. Dem ersten Codex entstammen I 1—268 (zweite Hand des Laur.), dem zweiten I 280—IV Ende (dritte Hand). Die Lücke zwischen beiden (I 269—279) ist von einer vierten Hand ergänzt, die auch das erste Blatt des zweiten Buchs (II 1—28) geschrieben hat, mit fantastischen Fehlern. Der Text der zweiten Hand steht der Editio Princeps nahe; der der dritten ist eine Kopie von P. Die dritte Hand gibt einige Varianten bei. Von mir verglichen: I 1—100; II 1—71; IV 1682—E.

Escorial, Real Bibl., Σ III 20. 16. Jhdt. (Miller, Catal. S. 103; vgl. auch Iriarte, Catal. cod. Gr. bibl. Regiae Matr. 537). Enthält erst den scholienlosen Text der Argonautika, dann die textlosen Scholien. Der Text ist eine recht getreue Kopie nach P. In II 8 ist irrtümlich das *κιὼν*, das im Text von P fehlte und von andrer Hand am Rand ergänzt war, an Stelle von *χρειὼ* in den Text aufgenommen, während es neben *χρειὼ* hätte stehn sollen. Von mir verglichen: II 1—150.

Durch Vermittlung eines gemeinsamen Zwischengliedes hängen von P ab die beiden Handschriften:

Paris, Bibl. Nationale, Grec 2845. 15. Jhdt. (Geschrieben von Michail Damaskinos nach Omont III 49; eine Subskription fand ich nicht.) Enthält die Argonautika, teilweise mit lateinischen Glossen in griechischer Schrift (Brunck zu III 659). Abgebildet: Omont, Facs. des plus anciens man. XXX 6. Von mir verglichen II 1—300; IV 1682—E.

Benutzt von Brunck unter dem Namen E.

---

daß die Hs. die in der Vorlage fehlenden, aber im Esc. vorhandenen Phainomena bringt. Vielleicht arbeitete Aristowulos in Kompanie mit Jorjos.

Florenz, Bibl. Laurenziana. Riccard. Gr. 35 (K II 17). 15./16. Jhdt. Geschrieben von Sacharias Kallierjis (Studemund, Anecdota I 281; Vitelli, Studi Ital. 2, 1894, S. 495). Enthält die Argonautika und die textlosen Scholien. Verglichen: II 1—150; IV 1682—E durch Luisa Banti.

Die beiden Handschriften teilen die Fehler von P, und haben außerdem noch aus einem gemeinsamen Zwischenglied viele Fehler übernommen (deren Aufzählung nicht lohnt) — unbeschadet ihrer individuellen Fehler. Einige Fehler dagegen von P nicht nur, sondern auch von k bleiben aus. Das Zwischenglied war also ab und zu nach einer klassenfremden Handschrift korrigiert worden. Zwei Lesungen tragen den Karakter der Kontamination von k-Text und klassenfremder Korrektur.

B. Mischüberlieferung k.

Während sich bei den bisher besprochenen k-Handschriften die Abstammung und Fehlerprogression sauber (oder einigermaßen sauber) herausarbeiten ließ, ist bei den nunmehr zu schildernden sowohl die unberechenbare Willkür freier Konjektur, wie auch klassenfremder Einfluß im Spiel, der das Bild der Verwandtschaftsverhältnisse trübt. Sie sind alle vorwiegend der k-Klasse zuzurechnen, weil sich eine große Zahl karakteristischer k-Lesungen in ihnen finden. Der Bestand an solchen Lesungen ist aber wechselnd; bald mehr bald weniger, bald diese bald jene der bezeichnenden Lesungen sind durch klassenfremde Berichtigung verdrängt. Ebensolche Ausgleichstätigkeit hat sich vielfach auch innerhalb der Klasse abgespielt, mit dem Ergebnis, daß in unentwirrbarem Wechsel die Handschriften einer Untergruppe bald zusammen- und bald auseinandergehn. Uns kann die Verschlingung der Überlieferungsfäden in diesen Gegenden recht gleichgültig sein, bis auf die eine Frage: ob und wo vielleicht hier ein Strang zutage tritt, der nicht von m oder w oder k herkäme, sondern zu diesen drei Überlieferungsbahnen etwa noch eine vierte hinzufügte. Sehr wahrscheinlich ist es freilich nicht, daß man noch eine alte, von m, w und k unabhängige Handschrift aufgespürt hätte, und daß der Text dieser neuen Überlieferung nirgends rein erhalten wäre, sondern nur in der Mischung mit andern.

Von P hängen die folgenden Handschriften ab:

Florenz, Bibl. Nazionale, Magliab. Graecus 8 (II. III. 217). 16. Jhdt. (Vitelli, Studi Italiani II, 1894, 548). Enthält die Argonautika. Verglichen: II 1—150, IV 1682—E durch Luisa Banti.

Die Handschrift stellt sich durch viele bezeichnende Lesungen zur Klasse k, und teilt darüber hinaus einige karakteristische Fehler mit P. Sie ist also irgendwo an dem Faden einzuhängen, der von k abwärts zu P und weiter führt. Sie ist von k abhängig. Andrerseits bietet dieselbe Handschrift vielfach gegenüber von Fehlern von k das Richtige, als wäre sie unabhängig von k und oberhalb von k einzuhängen. An diesem Widerspruch erweist sich die Überlieferung als unrein, und zwar gemischt aus einem k-Text und einem fremden Text.

Dem Magliab. steht nahe

Modena, Bibl. Estense, Graecus *α*. P. 5. 2 (früher: Gr. 112; II D 13). 15. Jhdt. (Allen, Notes on Greek manuscripts in Italian lib-s, Ldn. 1890, 12; Puntoni, Studi Ital. 4 [1896] 455). Enthält die Argonautika, dann von andrer Hand textlose Scholien. Verglichen: II 1—150, IV 1682—E durch Luisa Banti.

Die Handschrift ist mit der vorher genannten durch drei gemeinsame Fehler verbunden, das Gesamtbild der Varianten deckt sich aber nur ungefähr. Einige Lesungen weisen auf Herkunft von k, und zwar über P. Auf Kreta weist auch die Notiz: *Ap-i Arg-a cum commentariis manu doctissimi viri Alexandri chomatae (?) cretensis episcopi arcadiensis* (Allen).

Weiter wird hier einzureihen sein

Rom, Bibl. Vaticana, Ottobon. Gr. 306. 17. Jhdt. (C. Feron et F. Battaglini, Cod. man. Gr. Ott-i Bibl-ae Vat., Rom 1893, 163)[1]. Enthält Hesiods *ExH* und Apollonios. Die sehr fehlerreiche Handschrift, die genauer zu prüfen unnötig war, gehört zur Klasse k. Eine Sonderlesung teilt sie mit den beiden zuletzt genannten Handschriften.

Schließlich weisen noch Merkmale der Abhängigkeit von P auf:

Neapel, Bibl. Nazionale, Graecus 169 (II F 12). 15. Jhdt. (Cyrillus, Cod. Gr. Regiae bibl. Bourbon., Neapel 1832, II 159). Enthält die Argonautika. Von mir verglichen II 1—86.

und

Venedig, Bibl. Marciana, Graecus Class. IX 22. 16. Jhdt. „Umfaßt 137 vollständige Blätter, vorher und hinterher sind Blätter

1) Die dort erwähnte Notiz: *haec carmina quae sequuntur superflua sunt* erklärt sich so, daß beim Nachtragen des verlorenen Anfangs (f. 55—60) der Schreiber vergessen hatte, rechtzeitig, als er den Anschluß erreicht hatte, aufzuhören. So hatte er die 50 Verse 97—147 umsonst geschrieben.

ganz oder teilweise herausgerissen. Auf Blatt 1—27 steht Lykophron mit dem Kommentar des Tzetzes, beginnend S. 50 b 31 Scheer; Blatt 98—137: Apollonios I 1—II 1040, ohne alle Erklärungen" (Angaben von Carl Wendel). Verglichen: II 1—163.

Die Handschrift bietet eine annähernd reine k-Überlieferung. Aber es treten bedenkliche neue Fehler auf wie II 12 *κόσμιον* (: *θέσμιον*); 67 *διακριδὸν* (: *διασταδὸν*); 20 *φόβος* (: *χόλος*) — der letzte freilich vom Schreiber selbst verbessert.

Noch stattlicher als die von P herkommende Mischüberlieferung ist die gleichartige Nachkommenschaft des Brüsseler Apollonios

Besonders faßlich ist der klassenfremde Einfluß bei dem Par. B Bruncks, und einem Mutinensis der diesem Parisinus nahe zu stehen scheint:

P a r i s, Bibl. Nationale, Grec 2846. 15. Jhdt. (Omont III S. 49). Enthält die Argonautika mit Vita und Namensverzeichnis, teilweise auch mit Scholien. Benutzt von Brunck unter dem Namen B. Von mir verglichen: II 1—300, IV 1682—E.

Die Handschrift bietet im allgemeinen den k-Text der Brüsseler Handschrift. An einigen Stellen steht aber die k-Lesung mit *γρ.* am Rande von erster Hand, während der Text die Lesung der m-Klasse bietet[1]). An anderen Stellen fehlt die Randnotiz, und es ist einfach die fremde Lesung eingedrungen.

M o d e n a, Bibl. Estense, Graecus α T 8. 13 (früher 140; II E 7). 15. Jhdt. (Allen, Notes on Greek man-s in Ital. libr-s S. 15). Enthält die Argonautika. Stammt aus dem Besitz Giorgio's della Valle. Verglichen: II 1—150 durch Luisa Banti.

Der Text stammt vom Brüsseler Apollonios ab, bringt aber II 77 die Lesung des Brux. als Randvariante und im Text die m-Lesung.

Es folgt nun eine in sich zusammenhängende Gruppe, die wir die D - G r u p p e nennen wollen.

P a r i s, Bibl. Nationale, Grec 2729. 15. Jhdt. (Omont III S. 32). Enthält die Argonautika. Von Brunck benutzt und mit D bezeichnet. Von mir verglichen: II 1—300, IV 1682—E.

---

1) Oder die beiden Lesungen sind im Text vereinigt. So kombiniert, nach den gedruckten Angaben, I 1187 die Pariser Handschrift mit der k-Lesung *οἷς* die m-Lesung *σέ* zu *οἷς σύ*. Seaton setzt *οἷς σὺ* in den Text und beruft sich dafür im Apparat auf „Paris. unus".

Rom, Bibl. Casanatense, Graecus 408 (G III 5). 16. Jhdt. (Bancalari, Studi Ital. 2, 1894, 177; Allen, Notes ... S. 46 Nr. 3). Enthält die Argonautika. Von mir verglichen: II 1—150.

Florenz, Bibl. Laurenziana, Graecus 91, 8 sup. 16. Jhdt. (Bandini III Spalte 427). Enthält jetzt[1]) einige Epigramme und die Argonautika bis III 117. Von mir verglichen: II 1—108.

Mailand, Bibl. Ambrosiana. Graecus 477 (L 37 sup.). Ende 16. Jhdts geschrieben von Michail Ssuliardos (Martini und Bassi, Catal. cod. Gr. B-cae Ambr., Mld 1906, I S. 570). Enthält die Argonautika. Von mir verglichen: II 1—150.

Die drei folgenden Handschriften scheinen durch regelrechte Filiation mit einander verbunden zu sein:

Rom, Bibl. Vaticana, Graecus 37. 15. Jhdt. (Mercati et Franchi de' Cavalieri, Cod. Vat-i Gr. I S. 33). Enthält die Argonautika des Apollonios und des Orpheus. Von mir verglichen: II 1—150, IV 1682—1732.

Rom, Bibl. Vaticana, Graecus 1358. Enthält die Argonautika des Apollonios. Von mir verglichen: II 1—50.

Die Handschrift ist wohl eine Kopie des Vat. 37. Der Schreiber ist der gleiche.

Mailand, Bibl. Ambrosiana, Graecus 426 (H 22 sup.). Miscellanband. 15. Jhdt. (Martini-Bassi .. I S. 507). Enthält u. a. auf f. 96 —145 Buch I. II der Argonautika, bis I 526 mit Scholien. Einige Randvarianten. Von mir verglichen: II 1—100. Ist anscheinend eine Kopie nach Vat. 1358.

Die Handschriften der D-Gruppe sind nicht nur dadurch mit einander verbunden, daß sie alle in einer gewissen Abhängigkeit von der Brüsseler Handschrift stehen; sondern sie zeigen auch durch kraus durcheinandergehende Gemeinsamkeiten, daß sie in mannigfacher und nicht klar zu erkennender Weise auf einander gewirkt haben. Von den klassenfremden Einflüssen läßt sich einer, der von S oder dem Matr. herkommt, feststellen; sowie einer, der Sonderlesungen von G übermittelt; aber auch ein m-Einfluß ist gelegentlich bemerkbar.

Sollte in dieser Gruppe außer den bekannten Elementen eine sonst nicht vertretene alte Überlieferung zu Wort kommen, was ohnehin nicht anzunehmen ist, so würde uns die Kenntnis dieser

1) Der gedruckte Teil (Theokrits Eidyllia) befindet sich jetzt in der Florenzer Nationalbibliothek.

Tatsache kaum etwas nützen. Denn in den Handschriften dieser Gruppe ist der Text durchsetzt mit sinnvollen Entstellungen, die von denkenden und der epischen Sprache kundigen Schreibern herrühren müssen, z. B. II 2 *ἀμύμονος* (: *ἀγήνορος*); 32 *ἐδύσετο λώπην* (: *δίπτυχα λ-*); 66 *δήσαντες ἀνάγκῃ* (: *δ- ἐν αἴσῃ*); 96 *ὁμάδησαν* (: *ἰάχησαν*); 107 *ἀίσσοντος* (: *ἄσσον ἰόντος*); 143 *μῆλα . . . ἐλαύνοντο* (: *μ- . . . ἐτάμοντο*), woraus eine andere Hs. der Gruppe gar *ἐλάασκον* macht, in Anlehnung an den vorangehenden Versschluß *δημάασκον*. Zwischen solchen Interpolationen würde eine wertvolle neue Lesung nicht als überliefert zu erkennen sein; man würde sie gleichfalls für eine Humanistenneuerung halten müssen [1]).

Die Editio Princeps und ihr nahestehende Handschriften.

Wie die w-Klasse, so läßt auch die Editio Princeps, und einige ihr nahestehende Handschriften, den Vers II 31 mit *λεπταλέον* beginnen. Sie bieten aber keineswegs einen reinen w-Text. Die Gruppe ist daran zu erkennen, daß sie im selben Vers II 31 *ξυνήιον* (: *ξειν-*) schreibt.

F. Editio Princeps, gedruckt zu Florenz bei Alopa in Majuskeln 1496. Der Herausgeber war Janos Laskaris. (Legrand, Bibl. Hellénique I 1885, 42; Gesamtkatalog der Wiegendrucke II 2271.) Enthält die Argonautika mit Scholien (Scholia Florentina).

Bezeichnende Lesungen von F sind: II 35 *τεκτήναντες* (: *παπτήναντες*); 55 *τῶνδ' ἔτι* (: *τῶνδέ τοι*); 173 *λαῦρον* (: *λάβρον*); 261 *ἕπεται* (: *ἔσσεται*); IV 1714 *φεῦγεν* (: *φέγγεν*); 1751 *εὐνάσσονται* (: *ἐνν-*); und die (konjekturale?) Berichtigung IV 1743 *παρακάτθεο* (: *-θετο*).

Von den Handschriften, die der Editio Princeps nahestehen [2]), schließen sich zwei sehr eng aneinander:

Oxford, Bodleian Libr., Graecus Class. e 18. Erste Hälfte des 16. Jhdts. (Madan, Summary Catal . . . vol. VI Pars 1 S. 43, Nr. 31372). Besteht aus zwei Handschriften gleicher Zeit: A) die orphischen Argonautika mit Scholien und Einleitung des Janos Laskaris, B) Die Argonautika des Apollonios. Verglichen: II 1—300; IV 1682—E (außer 1688—1744 = 2 Blatt, die in der Hs. oder in der Fotografie fehlen).

1) So nimmt der Parisinus D in II 119 mit *αἶψα μάλα τεταγών* (: *αἶψα μέλαν τεταγών*) eine Konjektur von Sanctamandus vorweg (*αἶψα μάλ' ἀντεταγών*).

2) Daß der Par. 2844 von IV 301 an und Laur. 31, 11 im vierten Buch nach F kopiert sind, wurde schon oben S. 174 und 172 bemerkt.

Mailand, Bibl. Ambrosiana, Graecus 622 (P 64 sup.). Perg. 16. Jhdt. (Martini-Bassi II S. 709). Enthält Apollonios Arg. bis III 1306 mit Glossen und spärlichen Scholien. Von mir verglichen: II 1—300.

Beide Handschriften teilen, soweit sie verglichen werden konnten, die eben genannten Lesungen von F, und haben ferner aus einer gemeinsamen Vorlage Fehler übernommen wie II 33 *καλλύροπα* (: *καλαύροπα*); 35 *ἐλδότα* (: *ἑαδότα*); 259 *ἀλλὸν* (: *ἀλαὸν*). An diesen Fehlern, die auf einen Majuskeltext führen, der von der Vorlage beider Handschriften benutzt wurde, ist nicht etwa eine uralte Handschrift schuld, sondern die nicht sehr scharfen Kapitalien von F. Das ergibt sich aus dem Text in II 6. Die Überlieferung *μή τιν' ἀποστείχειν* erscheint im Oxon. als *μήτ' ἐναποστ-*; im Ambr. als *μήτ' ἐναποστ-*; und F hat *ΜΗΤΙΝΑΠΟΣΤ-*[1]) mit einem schadhaften I. — Der F-Text der beiden Handschriften zeigt außerdem einen k-Einschlag.

Es bleiben nur noch zwei Handschriften:

Hamburg, Universitätsbibl., Cod. man. in scrinio 16. Pergament. 16. Jhdt. Enthält den Schluß von Sophokles Aias; Apollonios Buch 3 und 4; de VII sapientibus; Theognis; und vieles andre. Wilhelm Meyer stellte fest, daß wie der Theognis so auch eine Gnomensammlung aus der betr. Aldina abgeschrieben ist. (Mitteilung von Bruno Snell, der IV 1682—E für mich verglich.) Auch der Apolloniostext stammt aus der Aldina vom Jahre 1521[2]).

Schließlich, als letzte Handschrift:

Rom, Bibl. Vaticana, Pal. Gr. 150. 16. Jhdt. (Stevenson, Cod. man-i Pal. Gr. Bibl-ae Vat., Rom 1885, 81). Enthält: die Batrachomachie; die ersten 6 Bücher der Ilias; Apollonios' Arg. Buch I—III, im Anfang mit Scholien.

Die Handschrift wurde von Flangini benutzt und heißt bei ihm (Vat.) B. Von mir verglichen: II 1—300 u. a.

Der Text dieses Vat. Pal. ist nahezu identisch mit dem der Aldina; also mittelbar von F abhängig.

1) F setzt den Apostroph stets über den vorangehenden Konsonanten.

2) Die Aldina (enthaltend Vita, Text, dann textlose Scholien) ist nach dem Vorwort des Franciscus Asulanus unter Mitarbeit von Hercules Mantuanus hergestellt, und es wurden für sie *plura optima et antiqua manu scripta exemplaria* herangezogen. Der Text stimmt im ganzen mit dem des ersten Druckes überein; doch sind tatsächlich viele Fehler von F mit Hilfe von andern Handschriften verbessert. Eine neue Korruptel (*μελάγχροος* IV 1697) ist der Aldina mit dem Vat. 37 gemeinsam. Aus m drang IV 1739 das falsche *τὴν δ'* (: *τὴν*) ein.

Damit ist die letzte handschriftliche Stütze für die Textgestalt von F gefallen. Der Erstdruck hat unter den erhaltenen Handschriften keine Anlehnung: wo sich ein gleichartiger Text zeigte, erwies er sich umgekehrt als auf F beruhend. Der Text von F muß entweder aus einer uns sonst unbekannten Überlieferung stammen, was sehr wenig wahrscheinlich ist; oder er ist für den Druck neu hergestellt, indem der Herausgeber nach eignem Urteil die damals umlaufenden Texte miteinander kombinierte, hier und da wohl auch durch freie Konjektur nachhalf.

So ist es in der Tat: bis auf eine glückliche Besserung (in IV 1743, s. o. S. 186), läßt sich in den verglichenen Stücken durchweg der Text von F als kombiniert aus den drei Klassen verstehn, deren Vertreter zur Zeit des Drucks alle bequem erreichbar waren: aus w (und zwar durch Vermittlung der Florenzer Handschrift S), aus m (und zwar durch eine ambrosianische Hs. vom Marc. 480 abwärts), und aus k. Da am Schluß des IV. Buchs der w-Einfluß verhältnismäßig viel stärker ist als im Beginn des zweiten, kann man sich etwa vorstellen, daß eine Abschrift von S zugrunde gelegt war, und zuerst stärker, später weniger energisch nach andern Handschriften korrigiert wurde.

Hierfür nun die Belege: sie sind naturgemäß nicht sehr zahlreich, weil der Text verhältnismäßig farblos wurde, als die Sonderfehler beseitigt wurden.

F teilt Sonderlesungen von w in II 126 *ὅτι* (: *ὅττι* m: *ἔτι* k); 239 *ἦγον* (: *ἧκεν*); IV 1683 *ἦν* (: *τήν*); 1685 *πρώτιστα* (: *πρῶτα*); 1696 *οὐδ' ἀμ-* (: *οὐκ ἀμ-*); 1706 *οὐρανὸν* (: *-νοῦ*); 1712 *ἀγχόθι* (: *ἀντία*); 1726 *μέσσῳ* (: *τοῖσιν*). Und zwar geht F mit S und Matr. gegen G in II 57 *ἐνὶ χειρὶ* (: *περὶ χ-*); 232 *κε δαιτὸς ἐπίσχει* (: *κε δ- ἴσχει*)[1].

F teilt Sonderlesungen von m in II 97 *ἀθρόως* (: *-ος*); 102 *ἀρυσσάμενοι* (: *ἐρ-*); 173 *νέφεος* (: *νέφος*). Und zwar schließt sich F der durch A und seine Nachkommen vertretenen Form der m-Tradition an: II 77 *ἀάατον* (: *ἀάατος*^{ν} LV : *ἄατος* wk); 87 *φυσιόωντε* (: *-ντα* LV : *-ντες* wk). Innerhalb der Nachkommenschaft von A stellt sich F zum Marc. 480 und dessen Deszendenz (Bessariongruppe) durch II 74 *ἔσπετ'* (: *ἕπετ'*). Die gleichfalls zum Marc. gehörende Mischgruppe Ξ wird andrerseits ausgeschlossen durch II 102 *ἀρύ-* F (: *ἐρύ-* Ξ wk).

1) Der Gedanke liegt nahe, daß die Einwirkung von S auf den von Janos Laskaris besorgten Erstdruck, durch die Madrider Kopie vermittelt wäre, die Konstantinos Laskaris hergestellt hatte. Im Text spricht keine Lesung für diese Möglichkeit, und durch gewisse Beobachtungen von Carl Wendel wird sie, wie er mir freundlich mitteilt, vollends ausgeschlossen.

Auf k endlich weist die Lesung IV 1747 *Αἰσονίδην* (: -δη).

Der erste Druck hat also Lesungen aller drei Klassen aufgenommen und an die Folgezeit als „Vulgata" weitergegeben. Noch Wellauer schienen die Lesungen dieser Vulgata keiner Rechtfertigung bedürftig, sondern gegebenenfalls nur der Widerlegung; während die vom Druck zufällig verschmähten Lesungen gleicher Herkunft, als wären sie weniger gut beglaubigt, einem erheblichen Mißtrauen begegneten. Erst Merkel löst sich entschlossen ganz von der Tradition, und gründet seine Ausgabe einzig auf die beste m-Handschrift L und die ihm erreichbare w-Handschrift G.

* * *

Das Gesamtbild der handschriftlichen Überlieferung der Argonautika des Apollonios von Rhodos stellt sich nach den vorstehenden Untersuchungen folgendermaßen dar.

Alle unsre Handschriften stammen von einem einzigen, wohl mit Varianten ausgestatteten, Archetypos ab [1]). Dessen Text ist in dreifacher Brechung auf uns gekommen (m, w, k).

Die Verbreitungsgeschichte beginnt mit dem Jahr 1423 in Konstantinopel, wo Aurispa den etwa 400 Jahre alten Laurentianus (L) kaufte, während Filelfo gleichzeitig aus dem Nachlaß seines Lehrers und Schwiegervaters den 150 Jahre alten Florenzer Codex S erwarb. L, von dem noch ein gleichzeitiger Zwilling V im Vatikan liegt, entstammt dem Zweige m, S dem Zweige w der Überlieferung. Eine zweite w-Handschrift, den Wolfenbüttler Codex G (etwa 1400 geschrieben), verkaufte Aurispa(?) 1456 in Rom an einen unbekannten Interessenten.

Abgeschrieben wurde der Text von L, soviel wir wissen, nie mehr, und S hat nur einen Fortsetzer: eine von Konstantinos

1) Es ist also nur ein Exemplar so vervielfältigt worden, daß die Nachkommen im 15. Jhdt. den Humanisten zugänglich wurden. Nicht aber darf dieser typische Tatbestand so ausgedeutet werden, als sei nur ein Exemplar ins Mittelalter hinübergerettet. Es können beim Apollonios, und sonst in ähnlichen Fällen, sehr viel mehr Handschriften gewesen sein. Aber zur Vervielfältigung lag nur soweit ein Anlaß vor, als ein Neubedarf an Handschriften bestand. Dieser Neubedarf wird nicht sehr groß gewesen sein. Ihn zu befriedigen, genügte es, wenn eines der vorhandenen Exemplare kopiert, und dieser Text dann weiter vervielfältigt wurde. Denn es ist sehr natürlich, daß die Vervielfältigung da weiter geht, wo sie aus irgend einem Grunde zuerst einsetzte. Sehen wir doch, wie im 15. Jhdt. während 65 Jahren eine einzige der vorhandenen (wohl) 5 Hss. mit ihren Nachkommen den gesamten und jetzt recht erheblichen Neubedarf befriedigt (A); eine weitere Hs., S, wird einmal kopiert, die andern 3 (L, V, G) überhaupt nicht.

Laskaris, angeblich 1465, gefertigte Abschrift. Ebensowenig wie L selbst, wurde sein Zwilling V benutzt. Umso reicher aber ist die Nachkommenschaft einer verwandten Handschrift A (Ambros. 120), die selbst erst im Beginn des Jahrhunderts entstanden war. Eine Kopie dieser Handschrift, der Vaticanus Pal. 280, wurde auf Veranlassung des Kardinals Bessarion vervielfältigt[1]). So entstand eine größere Anzahl neuer Handschriften, von denen eine (Ξ) etwa in den achtziger Jahren mit einer fremden (w-?)Handschrift kollationiert wurde, um für eine neue, wohl gewerbsmäßige, Vervielfältigung das Stammexemplar zu liefern.

Gegen das Ende des Jahrhunderts wurde in der venetianischen Kolonie Kreta eine weitere Handschrift (k) zugänglich, und mit Hilfe von Lohnschreibern stark ausgenutzt. Von ihr stammen, teils in reiner, teils in gemischter Überlieferung, nicht weniger als 24 Handschriften ab.

Bald (1496) tritt nun auch in Florenz bei Alopa der erste Druck auf den Plan (F). Die Ausgabe ist von Janos Laskaris besorgt, der für sie Handschriften aller drei Klassen verwendete: eine m-Hs. aus der Bessariongruppe; aus der w-Klasse, S; und eine der zahlreichen k-Handschriften. Dem jetzt seltnen und wohl nur in wenig Exemplaren verbreiteten Erstdruck folgt 1521 eine Aldina, die neues handschriftliches Material heranzieht (nachweisbar ist Einfluß von m her und wohl einem k-Abkömmling), aber sich stark an die Florenzer Erstausgabe anlehnt. Beide Drucke haben noch handschriftliche Nachkommenschaft. Aber maßgebend wird und bleibt nun der einheitliche, gedruckte Text. Ein Jahrhundert nachdem die Überlieferung begonnen hatte, sich in fünfzigfältiger Mannigfaltigkeit aufzuspalten, ist eine neue Einheitlichkeit entstanden. Sie wird sich erst sehr viel später durch erneute Heranziehung einzelner Handschriften ein wenig auflockern. Aber das liegt schon außerhalb des Rahmens dieser Untersuchungen.

1) Über die von Bessarion veranlaßte Abschreibetätigkeit vgl. Mohler, Kard. Bessarion, Paderborn 1922 I 411.

Verzeichnis der Handschriften.

Drucke.

(Umseitig Stammbäume.)

Klasse m.

m — Ambrosianische Gruppe

L(aur. 32,9)
V(at. Pal. 186)
(± J. 1000)

A(mbros. 120
(± J. 1400)

Laur. 31,11
(bis ?)

Vat. Pal. 280
(A bei Flangini)

Vat. 1691

Eine fremde Hs.

Ven. Marc. 480

Oxon. T III 10

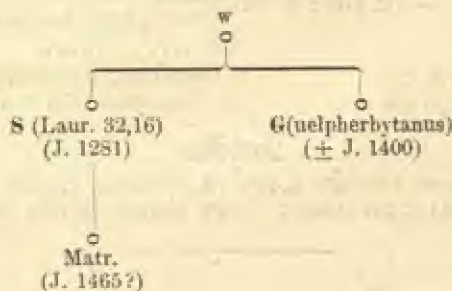
Ξ

Vat. 36
(C Flangini)

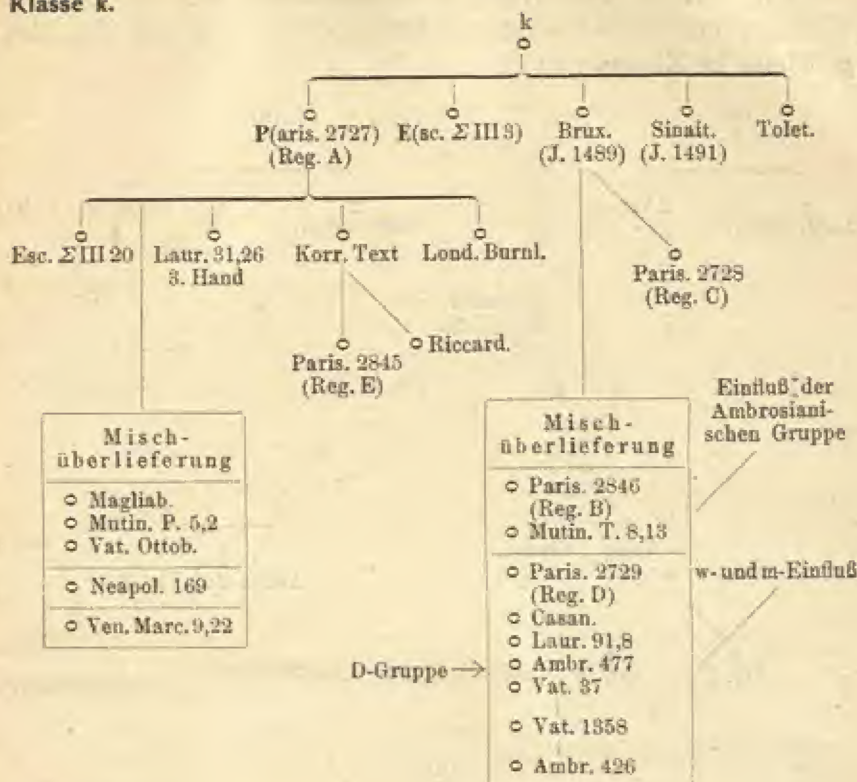
Vat. Urb. 146
(D Flangini)

Vratislav.
(J. 1481)
Neap. 170
Paris. 2844
(bis 4,300)
Vat. Barb. 142
Vat. Barb. 143
Esc. R. I 16
Laur. 32,45
Vindob.
Parm.

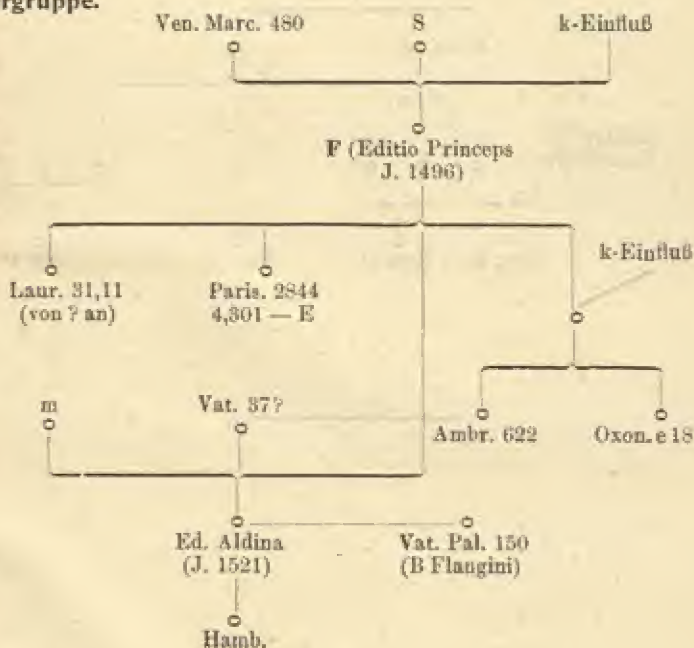
Klasse w.



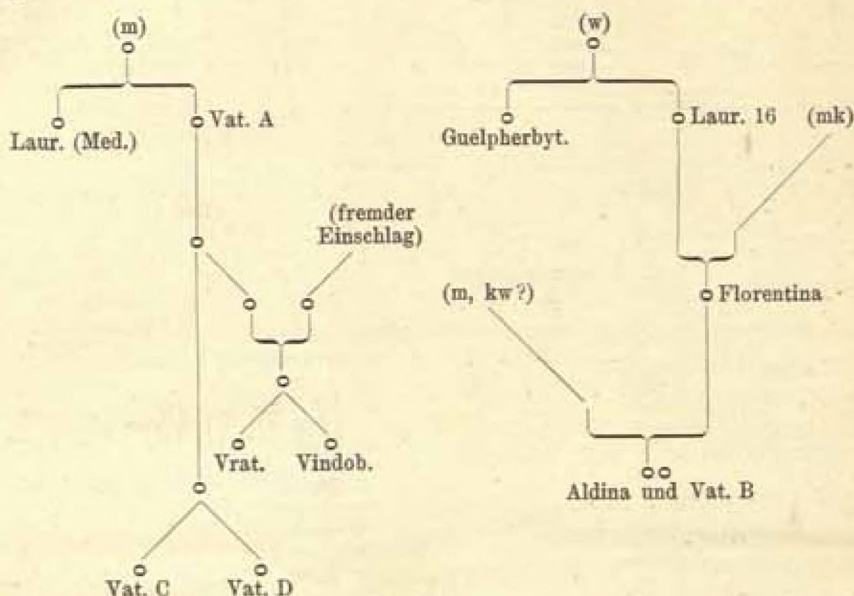
Klasse k.

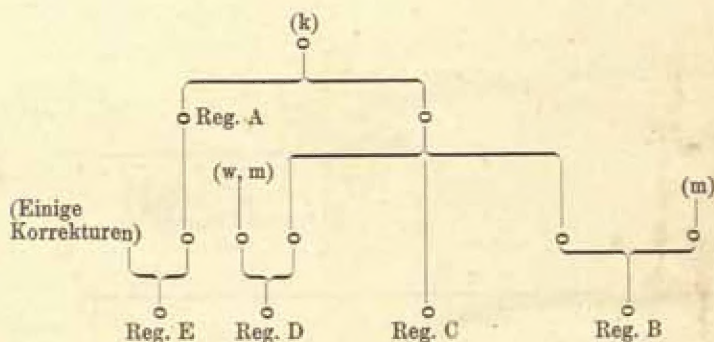


Sondergruppe.



Zum Schluß noch verkürzte Stammbäume nur für die von Wellauer und Merkel benutzten Handschriften (von mir neu eingeführtes in Klammern):





8h [illegible]

"A book that is shut is but a block"

CENTRAL ARCHAEOLOGICAL LIBRARY
GOVT. OF INDIA
Department of Archaeology
NEW DELHI.

Please help us to keep the book clean and moving.

S. B., 148. N. DELHI.